



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 117 158 290



THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

PT
1337
B5
1911
PT.9



M D C C C X C



Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezele zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als wertvolles **Konfirmationsgeschenk** sei empfohlen:

Bildersaal der christlichen Welt.

Zwei Jahrtausende christlichen Lebens in Bildern nach Originalen hervorragender Künstler. Mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Hofprediger D. Bernhard Rogge. 383 Seiten Text. Mit 316 Abbildungen und 40 Kunstblättern in moderner zweifarbiger Wiedergabe. In hochkünstlerischem Einband. Preis 20 Mark.

Für jung und alt eine reiche und reine Quelle künstlerischen Genusses und geschichtlicher Bildung, will der „Bildersaal der christlichen Welt“ dazu beitragen, daß man im deutlichen Hause den Wert der edelsten Güter der evangelischen Christenheit gebührend würdige und in Treue an ihnen festhalte. Der Bildersaal entstammt der Hand der bedeutendsten Künstler aller Zeiten.

Wir haben nirgends derart Gebiegenes für solch billigen Preis gefunden. Jedes christlich-deutsche Haus, zumal eins, das der heranwachsenden Jugend edlen Les- und Bildungstoff zur Lebensbildung bieten will, sollte sich dieses Kunstwert anschaffen. Unsere sonst so oberflächliche Zeit braucht solche Nahrung, und gerade für die hier gebotene ist das jugendliche Auge und Herz empfänglicher. Die Verlagshandlung erwirbt sich ein großes Verdienst mit der Herausgabe des Bildersaales der christlichen Welt. (Schles. Morgenzeitung, Breslau.)

Ostergeschenke für junge Kaufleute:

Vom Stift zum Handels Herrn.

Ein deutsches Kaufmannsbuch von F. W. Stern. 382 Seiten. 13. Auflage. Elegant gebunden M. 5.— Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen. An Handelsschulen als Prämie und als Les- und Lehrstoff eingeführt.

Väter, welche ihre jungen Söhne zum Kaufmann bestimmt haben, können ihnen kein wertvolleres Geschenk geben, als dieses Buch, das außerordentlich anregend, die weitesten Perspektiven eröffnend, in die Kaufbahn des Kaufmanns einführt und Lust und Liebe für den Stand erweckt.

(Staatsanzeiger, Stuttgart.)

Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen.

Von Oswald Baner. Broschürt M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Das Buch ist in einer so fesselnden, geradezu überzeugenden Weise geschrieben, daß dessen Lektüre für jeden Kaufmann von größtem Interesse und unschätzbarem Wert erscheinen muß und nicht warm genug empfohlen werden kann. (Mitteilungen des Bundes der Kaufleute.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Be-
schwerden. **erweitert die Brust!**
Beste Erfindung feine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrlich. Mess-
ang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter
den Armen gemessen. Für Damen ausserdem
Taillenweite. Bei Nichtkonvention Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.
E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.



Grossartiges Briefmarkenlager

Grössere Sammlung ist vorteilhafte Geldanlage.

Soeben erschien: **Jll. Normal-Katalog 1911.** M. 3.—.

Kohls III. Handbuch. 8. Auflage. M. 7.50.

Paul Kohl G. m. b. H., Chemnitz.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Aus dieser Sammlung seien nachbenannte bewährte Hilfsbücher, welche
jungen Leuten nach Absolvierung der Schule bei der ersten Frage der

Berufswahl

zur Seite stehen sollen, gegenwärtig besonders empfohlen:

Band 1.

Armee und Marine.

Mit 54 Abbildungen.

11. Tausend.

Ein praktischer Wegweiser für alle,
welche sich dem Offizierstande widmen
wollen.

Band 9.

Die vier Fakultäten.

Mit 15 Abbildungen. 8. Tausend.

Dieses Bändchen gibt Auskunft über
alle wissenswerten Einrichtungen und
Bestimmungen des Universitätslebens.

Jeder Band elegant in Leinen gebunden. Preis 1 Mark.

Band 14.

Das technische Studium.

Mit 16 Abbildungen. 5. Tausend.

Gibt Aufschluss über den Studien-
gang, die Prüfungen, sowie die Aus-
sichten für das spätere Fortkommen.

Band 21.

Der Staatsdienst.

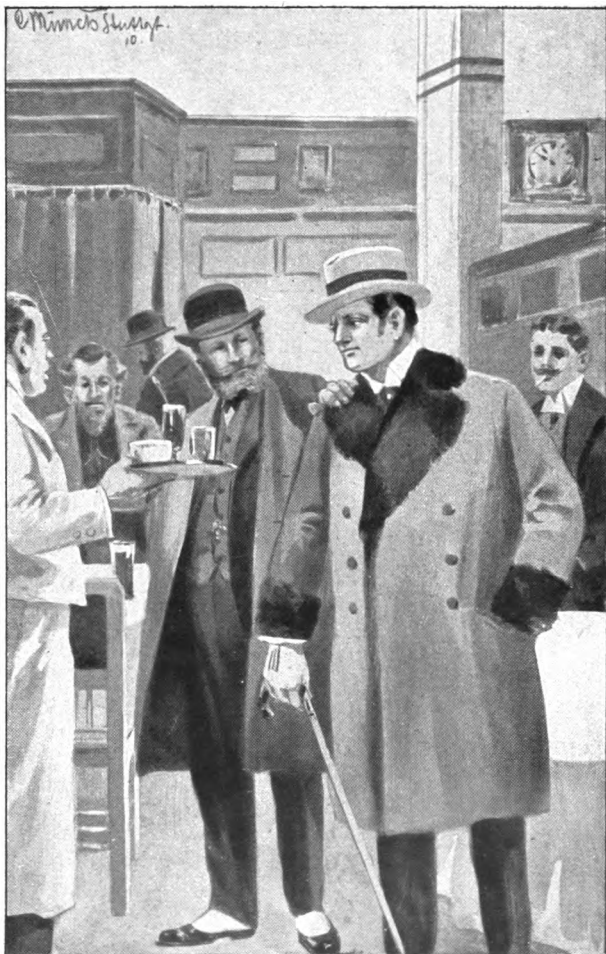
Mit 12 Abbildungen. 5. Tausend.

Enthält die gesetzlichen Vorschriften
über die Vorbedingungen zur Beamten-
laufbahn, die Ausbildung und An-
stellung im höheren Staatsdienst, so-
wie die Aussichten für die Beförderung.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

**Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens**



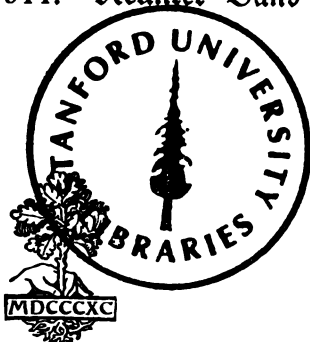


Zu der Humoreske „Lazkos Pelz“ von Alwin Römer. (S. 84)
Originalzeichnung von E. Münch.

Bibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Neunter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

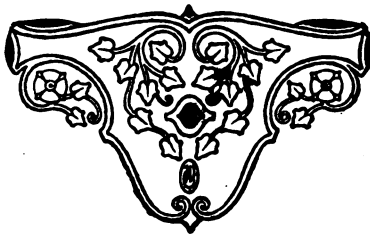
**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der Geschworene. Roman von Otto Hoeder (Fortsetzung und Schluß)	5
Stiefkinder. Roman von Henriette v. Meerheimb	26
Lazos Pelz. Humoreste von Alwin Römer	78
Mit Bildern von E. Münch.	
Robinson und seine Insel. Von Th. v. Wittembergt	90
Mit 7 Bildern.	
Der Kaiserbecher. Eine Jagdgeschichte von Horst Bodemer	100
Der Hund im Dienste der Menschheit. Von Th. Seelmann	139
Mit 12 Bildern.	
Westward-Ho. Erzählung von Werner Granville Schmidt	157
Frühling in Karlsbad. Von Gustav Hendrichs	177
Mit 14 Bildern.	
Johannisbeergelee. Ratschläge für Hausfrauen von Eva Salbern	198
Mit 7 Bildern.	
Mannigfaltiges:	
Eitel bis zum letzten Augenblick	208
Gesundheitliche Bedeutung der Gartenarbeit	211
Der Automobilomnibus in Konstantinopel	213
Mit Bild.	
Mit den eigenen Waffen geschlagen	215
Das „wilde Feuer“	216

	Seite
Gimpelfang in Afrika	217
Die Spannlampe	220
Mit Bild.	
Ein eigenartiges Stedenpferd	220
Wozu dienen die Pflanzenhaare?	222
Die Neugierde der Naturvölker	225
Der „schwarze Tod“ und der Aberglaube	226
Ein teures Hühnerauge	230
Professor Garner und sein Lieblingsaffe	231
Mit Bild.	
Ein schöner Anfang	232
Der Schatz in einer Münze	232
Von Leuten, die im Gefängnis reich geworden sind	233
Bismarcks Perücke	236
Eine Wanderung über den Boden des Meeres	238
Sonderbare Konzerte	239
Eine Brücke, die niemals fertig wird	240
Das letzte Labfal	240





Der Geschworene.

Roman von Otto Hoeder.

(Fortsetzung und Schluß.)



(Nachdruck verboten.)

Achtunddreißigstes Kapitel.

Schweigend hatte Connelly, dicht hinter ihm auch Erik, den Gerichtsaal verlassen. Der junge Arzt wollte Schwester und Schwager auffuchen, die weiter unten im Korridor auf ihn warteten, während der Bankier nach Viola ausschaute, die mit seiner Einwilligung eben ihrer unglücklichen Freundin Nellie das Versprechen abnahm, am nächsten Morgen, sofort nach ihrer Entlassung, sie in ihrem Hause aufzusuchen und sich ihre und ihres Vaters Gastfreundschaft gefallen zu lassen.

Als nun Erik an Connelly mit stummem Gruße vorüberschreiten wollte, vertrat ihm dieser in sichtlicher Bewegung den Weg. „Wir wollen in dieser Stunde nicht so formlos voneinander scheiden,“ sagte er kurz, aber es lag in seiner Haltung und Miene eine solch herzliche Bitte ausgedrückt, daß Erik nicht anders konnte, als die ihm entgegengestreckte Hand zu ergreifen. „Kommen Sie, treten wir hier in das Wartezimmer,“ forderte der Bankier auf. „Viola wird mich dort zu finden wissen, und ich — ich hätte wohl noch manches auf dem Herzen, das ich mir gern heruntersprechen möchte.“

„Gern,“ antwortete Erik. „Ich will nur meinen

Verwandten, die dort beim Portal stehen, sagen, daß sie nicht auf mich warten sollen.“

„Tun Sie das. Ich würde Sie bitten, mit Ihrer Schwester und den wackeren Schwager schon heute vorzustellen, wenn ich nicht Wichtigeres auf dem Herzen hätte. Es muß erst klar zwischen uns beiden geworden sein.“

Als gleich darauf Erik, nachdem er sich von Schwester und Schwager verabschiedet hatte, in den Warteraum trat, fand er diesen mit Ausnahme des Bankiers, der in sichtlicher Erregung auf und nieder schritt, völlig leer.

Connelly trat rasch auf ihn zu. „Erik, ich bin Ihnen ein Geständnis schuldig!“ sagte er hastig. „Doch ehe ich weiterspreche, möchte ich Sie fragen, ob Sie von dem Inhalt des Ihnen durch den Butler zugesandten Dokuments Kenntnis genommen haben?“

Erik nickte. „Es handelt sich um den Entwurf einer gegen meinen Vater gerichteten Anklage, die offenbar von der hiesigen Distriktsanwaltschaft vor langen Jahren erhoben werden sollte. Aber ich kann's nicht glauben, denn der darin meinem Vater gemachte Vorwurf ist so ungeheuerlicher und entehrender Natur, daß es sich um irgend ein infames Subenstück handeln muß.“

Connelly war tiefest geworden. „Es ist in der Tat schon lange Jahre her,“ begann er, „und der Vorfall spielte sich etwa um dieselbe Zeit ab, als Chadwick sich ohne mein Vorwissen heimlich mit meiner unglücklichen Schwester verheiratete, um sie dann zu verraten und in die Nacht des Wahnsinns zu jagen, als er entdeckte, daß sie ihr Vermögen eingebüßt hatte. Ich hatte damals erst die Führung des großen, mir vom Vater hinterlassenen Bankhauses übernommen, war jung, unerfahren, und mein glühender Betätigungs-

drang verleitete mich zu waghalsigen Spekulationen, die mich fast über Nacht ruinierten.“

Erik schaute ihn überrascht an. „Aber was — was hat dies mit meinem Vater zu tun?“ fragte er.

„Sie werden es gleich erfahren, Erik,“ wehrte Connelly mit trübem Lächeln ab. „Kurzum, ich sah mich ganz plötzlich und unerwartet in einer verzweifeltsten Situation und hatte Verbindlichkeiten zu decken, die meine zumeist festangelegten Kapitalien vielfach überstiegen, falsches Schamgefühl hielt mich auch davon ab, mich den erfahrenen Leitern meines Hauses anzuvertrauen, die natürlich von meinen unabhängig vom Geschäft geführten Spekulationen keine Ahnung hatten, ebensowenig, wie sie wissen konnten, wie hart am Rande des Abgrunds ich damals stand. In jenen schrecklichen Tagen wußte ich mir schließlich nicht anders zu helfen, als daß ich das meiner Verwaltung anvertraute Vermögen meiner Schwester als Sicherheit für meine letzte waghalsige Spekulation, die mir mit einem Schlage alles zurückgewinnen sollte, dahingab — und die Glücksgöttin entschied gegen mich. Meine damalige Spekulation hätte glücken müssen, wenn ich's nur noch wenige Tage hätte länger aushalten können, doch dazu waren weitere Hunderttausende zur Deckung nötig, und ich — nun, ich war damals in Wirklichkeit ein Bettler. Gerade in jenen Tagen lag mir Chadwid wieder meiner Schwester wegen in den Ohren, ich weiß nicht mehr, was alles er mir sagte, um meinen Widerstand gegen ihre geplante Verbindung zu erschüttern. In Wirklichkeit war er ja bereits mit Irene verheiratet und suchte nur nach einem Vorwande, um mir Kenntnis von der vollzogenen Tatsache zu geben, ich aber hatte den Kopf mit eigenen Sorgen übervoll und sagte ihm kurzweg, daß ich durch unglückliche Spekulationen das

Vermögen meiner Schwester verloren hätte und an eine Heirat schon aus diesem Grunde vorläufig nicht gedacht werden könne. Ich ahnte nicht, daß ich damit meiner Schwester ein Urteil gesprochen hatte, schlimmer und härter, als hätte ich den Tod über sie verhängt.“ Er fuhr sich über die Augen, und ein unsäglich bitteres Lächeln umspielte dabei seine Lippen. „All die Jahre über lebte ich in dem Wahne, daß die Kunde von ihrem Vermögensverluste, die auf mir damals unbegreifliche Weise zur Kenntnis Irenes gelangt war, ihren ohnehin schon angegriffenen Geist völlig zerstört hätte, und der Gedanke daran, daß mein Leichtsinn der Schwester Unglück herbeigeführt hatte, ließ mich nicht wieder froh werden. Ich wurde zum wortkargen Mann, der nur noch seinem Geschäft lebte. Bis ich dann Violas Mutter kennen lernte. Doch mein Glück war von ganz kurzer Dauer, sie starb bald, und in ihrem Tode sah ich eine neuerliche Heimsuchung des Himmels, der das von mir an der Schwester begangene Unrecht züchtigen wollte. Wie Sie wissen, Erik,“ schloß er mit schmerzlichem Lächeln, „bin ich zeitlebens ein einsamer Mann geblieben.“

„Aber ich begreife noch immer nicht, was mein Vater mit alledem zu tun hat,“ stammelte Erik, erfüllt von wachsender Beunruhigung.

„Darauf will ich jetzt gerade zu sprechen kommen. Die Vorgeschichte der gegen Ihren Vater gerichteten Anklage wegen Veruntreuung von Geldern, die ihm in seiner Eigenschaft als erstem Kassierer der Nationalbank anvertraut waren, ist mir besser bekannt, als Chadwick ahnen konnte. Dieser war nie mein Freund im eigentlichen Sinne des Wortes, wir verkehrten damals kaum gesellschaftlich miteinander und hatten keinerlei persönliche Berührungspunkte, überhaupt machte

uns erst seine Bewerbung um die Hand meiner armen Schwester miteinander bekannt, während ich mit Ihrem Vater, Erik — ah, das war ganz etwas anderes. Aber gesagt muß es in dieser Stunde werden; eigentlich hat die Anklage recht, wenn sie auch die hochherzigen Beweggründe Ihres unvergeßlichen Vaters schönede verkennt.“

Mit verstörten Mienen trat Erik einen Schritt zurück. „Es wäre also nicht nur eine schändliche Verleumdung? Mein Vater hätte wirklich zum Diebe herabsinken können? Wie können Sie meines Vaters Angedenken so verunglimpfen!“

Connelly ging zur Tür, öffnete sie und schaute hinaus, um sich zu überzeugen, daß kein Lauscher in der Nähe weilte. Dann trat er rasch wieder auf den jungen Arzt zu. „Ehe Sie über Ihren Vater urteilen, hören Sie mich an, Erik,“ sagte er leise. „Es mag Sie vielleicht gewundert haben, daß ich Ihrer Bewerbung um meiner Tochter Hand so willfährig entgegenkam, Sie mit offenen Händen und einem Herzen ohne jeglichen Rückhalt in meinem Hause willkommen hieß. Aber Sie waren mir nicht so fremd, wie Sie vielleicht dachten, denn im Laufe der Jahre waren Sie zum sprechenden Ebenbild Ihres Vaters geworden, wie ich ihn früher gekannt habe. Ihr Vater war mein Freund, Erik, wohl der treueste Freund, den ich je hatte — und als ich damals vor der Gefahr stand, schimpflichen Bankrott machen zu müssen, wenn ich nicht die Mittel zu einem allerlehten Verzweiflungscoup in die Hand bekam, da bewies er mir aufopfernde Freundestreue, indem er mir auf wenige Tage Gelder, die seiner amtlichen Verwaltung unterstanden, anvertraute.“

Ein dumpfer Laut entrang sich Eriks Lippen.

„Sie haben keinen Grund zum Klagen, Erik,“ fuhr Connelly eindringlich fort, indem er ihm beide Hände auf die Schultern legte und ihm voll in die Augen schaute. „Wenn jemand zu tadeln ist, so bin ich's, denn auf den Knien erfluchte ich damals von Ihrem Vater Rettung, beschwor ihn, mir die Freundeshand zu reichen, drohte ihm, im Falle seiner Weigerung mich zu erschießen, und beim Ewigen, es war mir ernst mit dieser Drohung.“

Der letzte Blutstropfen war aus Eriks Mienen gewichen, als er rauh fragte: „Und mein Vater gab nach, und seine Verfehlung kam an den Tag?“

„Bis zum Äußersten kam es glücklicherweise nicht,“ berichtete der Bankier weiter. „Chadwick war damals juristischer Berater der Bank, ihm war das gedrückte Wesen Ihres Vaters aufgefallen, entsinne ich mich recht, so war er es, der die Aufmerksamkeit der Direktoren auf das veränderte Benehmen Ihres Vaters lenkte, der viel zu ehrlich war, um sich verstellen zu können. Am Abend des zweiten Tages, nachdem er mir die dreihunderttausend Dollar anvertraut hatte, wurde er nach Schluß der Geschäftsstunden zum Dableiben aufgefordert, eine Revision der Kassenbestände wurde vorgenommen — und das Manko wurde entdeckt.“

Erik schlug beide Hände vor das Gesicht. „Vater, armer, lieber Vater!“ stöhnte er leise.

„Lassen Sie mich kurz sein, Erik,“ fuhr der Bankier fort. „Ihr Vater wurde an jenem Abend von der sofort benachrichtigten Distriktsanwaltschaft in Haft genommen, doch das geschah mit einer solchen Discretion, daß nichts davon in die Öffentlichkeit drang. Ich selbst hatte nicht die geringste Ahnung von dem Schrecklichen, bis ich am nächsten Mittag Ihren Vater auffuchen wollte — ein goldbedeckter Sieger. Denn

als ich die mir von Ihrem Vater anvertrauten Mittel auf den Markt warf, da hatten meine auf solchen Coup nicht vorbereiteten Gegner keine Reserven mehr einzusehen, und es kam zu jener Börsenpanik, die seither in die Finanzgeschichte übergegangen ist. Ich hatte einen derartigen Krach kommen sehen und deswegen auf Baïsse spekuliert.“

Hestig wehrte Erik mit den Händen ab. „Was kümmern mich alle diese Börsensachen, wenn mein Vater —“ Er unterbrach sich. „Würde — wurde er wirklich bestraft?“ brachte er angestrengt hervor. „Ich begreife nur nicht, wie er dann bis zu seinem Lebensende in den Diensten derselben Bank verbleiben und schließlich sogar zu ihrem Präsidenten werden konnte.“

Connelly schaute ihm wehmütig in die Augen. „Sagt Ihnen keine innere Stimme, Erik, daß ich für Ihren Vater eintrat? Ich sprach mich mit dem Präsidenten der Bank unter vier Augen aus und gestand ihm alles. Ich erklärte ihm, daß entweder die Handlungsweise meines Freundes vertuscht und er in seiner Stellung belassen werden müßte, zumal ich in der Lage war, auch den letzten Cent zurückzuzahlen — oder daß auch ich mich dem Distriktsanwalt ausliefern würde. Und als der Präsident sich Bedenkzeit ausbat, da schrieb ich noch in derselben Stunde im gleichen Sinne an Ihren Vater. Es handelt sich um denselben Brief, Erik, den Chadwick zu irgendwelchen unlauteren Zwecken mit nach Freehurst brachte. Wahrscheinlich hat Ihr Vater meinen Brief mit meinen verzweifeltsten Selbstanklagen niemals erhalten, zumal er noch am Abend jenes Tages aus der Haft entlassen wurde. Chadwick aber mag wohl in den verstaubten Akten meinen Brief gefunden, von seinem Inhalt Kenntnis genommen und sich ihn dann in der Absicht angeeignet

haben, ihn später zu verwerten, falls er einmal eine Waffe gegen mich gebrauchen sollte. Durch ein Versehen wurde, nachdem die Angelegenheit beigelegt worden war, der bereits in der Office des Distriktsanwalts ausgearbeitete Entwurf der Anklageschrift nicht vernichtet, er fiel Chadwick gleichfalls in die Hände, und was er mit ihm bezweckte, lebt uns allen noch frisch in der Erinnerung. Leider war ich der eigentliche Verlustträger, denn ich verlor die Achtung und die Neigung Ihres Vaters, er war mein Freund nicht länger, sondern wies meine Annäherungsversuche schroff zurück, und bis zu seinem Tode vergab er mir nicht, daß ich ihn einen Schritt vom geraden Wege der Pflicht zu tun verleitet hatte. — Ja, Ihr Vater war ein untadeliger Ehrenmann, und wenn mich eine Erfahrung im Leben schmerzt, so ist es der Verlust seiner Freundschaft gewesen!“

„Ihre Freundschaft wäre auch dem Sohne um ein Haar teuer zu stehen gekommen!“ stieß Erik dumpf hervor. „Sie scheint uns Pettits kein Glück zu bringen. Der Vater vergaß Ihretwegen Pflicht und Ehre, und zum Danke dafür beschuldigten Sie den Sohn eines feigen, hinterlistigen Mordes!“

Eine feine Röthe stieg in Connellys Wangen, und wie schuldbewußt schlug er den Blick vor dem jüngeren Manne nieder. „Gestatten Sie mir eine Frage, Erik,“ sagte er dann leise. „Was wurde aus der diamantbesetzten Verloche mit Violas Miniaturbildnis darin? Sie schenkte sie Ihnen in diesem Frühjahr, und Sie pflegten sie seitdem an Ihrer Uhrkette zu tragen.“

Nun wurde auch Erik rot. „Ich muß das Anhängsel verloren haben, ich habe seither schon häufig darüber nachgedacht, wo und unter welchen Umständen das geschehen sein könnte, jedoch ohne Erfolg.“

„Und wann entsinnen Sie sich die Verlocke zuletzt gehabt zu haben?“

„Ich weiß genau, daß ich sie noch am Tage meiner Ankunft in Freehurst an der Uhrkette trug, denn ich sprach darüber mit Viola.“

„Und wann vermißten Sie das Anhängsel?“

„Da schwamm ich schon auf hoher See. Ich war in jenen Tagen fürchterlicher Erregung so gedankenlos und vergeßlich, daß ich erst am dritten oder vierten Reisetage meinen Verlust bemerkte. Ich setzte davon den Kapitän in Kenntnis, und das ganze Schiff wurde abgesehen, aber vergeblich.“

„Was ich begreiflich finde,“ versetzte der Bankier bedeutsam, „denn ich fand in jener Morgenfrühe des 1. Oktober die Verlocke auf dem Totenbett jenes unglücklichen Mannes. Hier ist sie!“

Mit rascher Bewegung zog er einen gläsernen Gegenstand aus der Tasche und streckte ihn Erik hin.

Dieser stand wie betäubt. „Das lag neben Chadwicks Leiche?“ fragte er stockend.

Connelly nickte tief ernst. „Heute weiß ich, daß nur jener schurkische Jack das Kleinod gefunden und es in der Absicht, dadurch den Verdacht auf Sie zu lenken und mich für seine Erpressungsversuche gefügiger zu machen, aufs Bett neben die Leiche gelegt haben kann. Werden Sie es mir nachfühlen können, was damals von meiner Seele Besitz ergriff? Können Sie dem alternden Manne, der Sie immer wie einen Sohn lieb gehabt hat, verzeihen, daß er irre an Ihnen wurde? Wenn Sie durch mein Verschulden gelitten haben, Erik —“ er ergriff dessen Hand — „der Himmel ist mein Zeuge, mir raubte der Gedanke daran den Schlaf, und ich hatte keine ruhige Stunde mehr.“

Ein Freudenschrei von der Tür her ließ beide sich

umschauen. Viola war ins Zeugenzimmer getreten, bleich und verweint, jetzt noch schimmerten Zähren in ihren Augen, aber ein unendlich glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie ihren Vater und den geliebten Mann Hand in Hand stehen sah.

Connelly hielt noch immer mit starkem Druck Eriks Hand umspannt. „Um Violas willen — wollen wir wieder die alten sein, Erik?“ fragte er leise.

Erik, von seinen Empfindungen überwältigt, konnte nur stumm mit dem Kopfe nicken.

„Dann geh hin zu deiner Braut, mein Sohn, und küsse sie und — und Gott segne euch!“

* * *

Der Direktor des Untersuchungsgefängnisses war trotz des Sonntagmorgens viel früher, als man ihn erwartet, in seiner Office erschienen und hatte sich die beiden zur Entlassung kommenden Gefangenen nacheinander vorführen lassen. Die damit verbundene Formalität war so wenig zeitraubend, daß Ben, der zuletzt an die Reihe kam, Nellie noch einholte, als ihr unten die Seitenpforte vom Schließer geöffnet wurde und sie mit einem tiefen Atemzuge auf die noch immer im Morgendämmer gehüllte Straße hinaustrat.

Oben im Wartezimmer hatte sie auf die verschiedenen Annäherungsversuche Bens nicht geachtet, und auch jetzt, als sie seinen Schritt hinter sich hörte, wollte sie wortlos weiterschreiten, aber sie mußte es dulden, daß er sie bei der Hand ergriff und daran festhielt.

„Bitte, lassen Sie das, Ben,“ brachte sie endlich mit unsicherer Stimme hervor, während auch schon haltlos die Tränen über ihr vergrämtes Gesicht herunterrannen. „Es ist ja doch nutzlos, muß nutzlos sein! Machen Sie es mir nicht noch schwerer, als es

ohnehin schon ist.“ Sie schaute sich suchend um. „Ist denn kein Fuhrwerk aufzutreiben? Ich möchte, so rasch ich nur kann, nach dem Bellevuehospital fahren. Meine arme Mutter — ich werde es mir bis zu meinem letzten Tage nicht verzeihen können, daß ich ihren Tod verschuldet habe.“

„Nellie, wollen wir es nicht beim alten lassen? Wir haben uns doch immer lieb gehabt und — und haben wir gefehlt, so haben wir auch beide schwer dafür gebüßt.“

„Nein, Ben, wir können uns nichts mehr sein,“ stieß sie rauh hervor, während ein immer herber werdender Ausdruck um ihre Lippen zum Vorschein kam, „und wenn ich's recht bedenke, so sind wir uns nie etwas gewesen. Aber wie dem auch immer sein möge, Ben, nun hat mich ein Grauen vor Ihnen gefaßt, ja — ich fürchte mich vor Ihnen.“

Ben war bis unter die Haarwurzeln erbleicht, mit unnatürlich weit geöffneten Augen starrte er sie an. „Du fürchtest dich vor mir, Nellie?“ wiederholte er mit ungläubigem Kopfschütteln. „Aber wie kann das nur möglich sein? Weißt du nicht, daß ich dich liebe, heißer und inniger als je? Ich glaubte immer, daß nur der meine Seele verzehrende Drang, berühmt zu werden und Anerkennung zu finden, mich beglücken könne, doch nun ich's geworden bin, fühle ich in mir die alte Leere nur noch schlimmer — und, Nellie,“ setzte er überredend hinzu, „hast du wirklich das Recht, einseitig den Stab über mich zu brechen? Haben wir schließlich nicht beide gefehlt und — und mehr als genügend gefühnt? Warum soll es kein Glück für uns geben? Sieh, heute kennt man meinen Namen, meine Werke beginnen volkstümlich zu werden, heute bin ich nicht länger mehr der Gaungast an des Lebens reich

gedeckter Tafel, heute bin ich schon einer, der fordern darf, anstatt bescheiden bittend bei den Verlegern anzuklopfen. Heute bin ich in der Lage, meinem Weibe eine gesicherte Existenz zu bieten. Was dich irre an mir werden ließ, existiert nicht länger, ich habe mich und mein Können erprobt, wie du es von mir gefordert hast. Warum willst du dich jetzt einer Laune willen mir versagen, wo der Weg zum Glück offen vor uns liegt?“

Doch sie schüttelte mit dem Kopfe. „Ich hätte schließlich selbst die Frau eines Mannes werden können, der mir nichts zu bieten hatte als Zukunftshoffnungen. Aber mich schaudert es bei dem Anblick eines Mannes, der kein Gewissen hat, dessen graffe Selbstsucht es ihm gestattete, die Ehre und das Ansehen des Mädchens, das er zu lieben vorgab, schonungslos vor der Öffentlichkeit zu vernichten. Als Sie jene anonyme Anzeige zu Papier brachten, Ben Slotery, nur darauf bedacht, der Welt eine Komödie vorzugaukeln, deren Verlauf Sie berühmt machen sollte, schrieben Sie unserer Liebe das Todesurteil. Heute begreife ich es, daß ich Sie überhaupt nicht lieb gehabt, niemals lieb gehabt haben kann,“ setzte sie noch bitterer hinzu, „denn sonst hätte ich nicht, nur um ein Ende zu machen, die Bewerbung jenes Chadwick annehmen können.“ Sie richtete sich stolz auf und schaute ihn mit einem fremden, erkältenden Blicke an. „Ich bin mir längst über meine Neigung zu Ihnen klar geworden. Vor allem war es Eitelkeit, die man einem unerfahrenen Ding, wie ich's zu Beginn unserer Bekanntschaft war, wohl verzeihen kann. Ich sonnte mich im Geiste schon in Ihrem Ruhm, in ehrlich erkauftem Ruhme, nicht dieser billigen Berühmtheit, die Sie heute gewonnen haben, weil Sie das Sensationsbedürfnis aufzupeitschen verstanden,

und den Sie an die nächste Tagesensation wieder werden abgeben müssen, denn Sie sind keiner von den Großen, Ben. Trotz der fürchterlichen Erregungen, die die letzten Tage mir gebracht haben, fand ich Zeit, die von Ihnen jetzt veröffentlichten Sachen zu überfliegen — und sie bereiteten mir dieselbe Enttäuschung wie ihr Urheber, dem ich's so lange glaubte, daß er ein Großer sei, bis ich's entdecken mußte, daß er nur ein — Gernegroß ist.“

Doch noch immer gab Ben Slotery ihre Hand, so heftig sie sie ihm auch zu entziehen trachtete, nicht frei. „Aus dir spricht der Schmerz um die Mutter, die plötzliche Heimsuchung macht dich bitter und ungerecht,“ flüsterte er. „Gestatte mir wenigstens, dich zu begleiten, laß mir die Hoffnung, daß ich früher oder später dir doch wieder etwas sein kann. Könnte ich doch ungeschehen machen, was ich in unseliger Verblendung angestellt habe! Jetzt fühle ich es, daß ich wie ein Wahnsinniger gehandelt habe, wie ein törichtes Kind, das das ganze Haus in Brand setzt, nur um sich am Flammenschein zu erfreuen. Aber ich habe gleichzeitig auch mein Herz erkannt, und was darin an Liebe lebt, gehört dir, Nellie, und wenn du mein schlichtes Werben verachtest, wenn du mich zurückstößt und mir nicht zu beweisen gestatten willst, daß meine Liebe zu dir eine viel größere ist als mein dichterisches Können, ja, daß sie eine unendliche ist, dann weiß ich nicht, was aus mir werden soll!“

Sie gab ihm keine Antwort. Sie sah es auch nicht, wie es in ehrlichem Schmerze seine Lippen umzuckte. Der Schiffbruch ihrer Hoffnungen, die erlittenen Demütigungen hatten alles in ihr verdorren lassen. Die Liebe in ihrer Seele war tot.

„Mach mich nicht toll, Nellie! Um ein freundliches

Wort von dir will ich schon heute gern meinen jungen Ruhm dahingeben. — Nellie, ist's möglich, daß du so hart sein kannst? Hast doch sonst so gern an meine Worte geglaubt! Ich habe dich lieb, Nellie — ein gutes Wort, gib mir wenigstens Hoffnung!“

Beharrlich sah sie an ihm vorüber. „Nein!“ sagte sie kurz und hart, indem sie sich von ihm losmachte. „Zwischen uns ist alles aus. Was tot ist, kann nichts mehr zum Leben zurückrufen. Es mag sein, Ben, daß Sie es ehrlich meinen, so ernst Ihr wandelmütiger Charakter überhaupt ein Gefühl nehmen kann. Aber das genügt mir nicht. Ich kann den Menschen nicht lieben, der heute aufbaut und morgen zerstört. Meine Liebe galt dem Manne, den ich in Ihnen vermutete, dem Manne, der den Himmel stürmt um der Geliebten willen, seine Muse wollte ich sein, ihn zu immer neuer Tat begeistern, aber nicht mich von ihm an den Pranger stellen, nicht ihn in seiner Selbstsucht über mich hinwegschreiten lassen.“

„Und das ist dein letztes Wort, Nellie?“ fragte Ben Slotery tonlos.

Doch sie gab ihm keine Antwort mehr. Als ein Wagen langsam herangefahren kam und sich leer erwies, schritt sie auf das Gefährt zu und winkte dem Rutscher, anzuhalten. „Nach dem Bellevuehospital,“ sagte sie, stieg ein und warf hinter sich den Schlag zu.

Ben Slotery blieb wie gebannt vor dem düsteren Gerichtspalast stehen und starrte auf das fortrollende Gefährt, bis dieses um eine Straßenecke bog und aus seinem Gesichtskreis verschwand. Einen Augenblick lang schien ihn der Schmerz überwältigen zu wollen, dann aber warf er hochmütig den Kopf zurück. „Bin ich nicht Ben Slotery, der berühmte Ben Slotery?“ fragte er in halblautem Selbstgespräch. „Mag die

Liebe aus meinem Leben gehen, mir bleibt der Ruhm und — die Macht!“

Damit schritt er in den jungen Tag hinein, und bald lag das Gerichtsgebäude hinter ihm.

Des Sonntags wegen zeigte sich in den sonst immer so reich belebten Straßen kaum ein vereinzelter Passant. Ben wanderte immer zu, die Straße vor ihm schien sich endlos zu strecken. Er selbst hatte kein Ziel vor Augen, er wußte nicht einmal recht, wohin er sich wenden solle. Er war ja nicht länger der häufig um ein Obdach verlegene Literaturzigeuner, seine Taschen würden wohl gefüllt sein, und jedes der großen Hotels würde ihn bereitwillig aufnehmen. Aber er würde dort so einsam sein wie auf der Straße. Die Reporter würden ihn freilich bedrängen und ausfragen. Bis der Tag kam, an dem eine neue Tagesberühmtheit die Journalistenmeute hinter sich herjagen machte. Dann mußte er Neues und Großes ersinnen und erdenken, um die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken. Aber ob er es wirklich fertig bringen würde, die flüchtige Tagesberühmtheit in dauernden, unvergänglichen Ruhm umzuwandeln? Ein fröstelndes Unbehagen kam ihn an, und er mußte gähnen. Er hatte ein Gefühl, als läge alles das, was ihm die Seele erfüllt hatte, unter dem Winterschnee begraben und müßte dort immerdar liegen bleiben.

Neununddreißigstes Kapitel.

Frau Margot kam die Treppen heraufgestürmt, und als sie ihren Mann in der Korridortür stehen sah, die Wangen wiederum voll Seifenschaum und den Selbststrafierer in der Hand, da schwenkte sie übermütig zwei Briefe über ihrem Kopfe.

„Einer ist von Erik und Viola,“ sagte sie, als sie ins Wohnzimmer traten. „Und rate mal, von wem der andere Brief kommt?“

„Na, natürlich vom ‚Sonntagsherold‘,“ meinte Harry, der immer noch blaß und angegriffen ausah, obwohl seit jener Schwurgerichtsverhandlung ein voller Monat ins Land gegangen war.

Seine Frau verzog schmollend den Mund. „Dir kann man keine Rätsel aufgeben, denn du errätst sofort alles! — Aber der Brief kommt wirklich von Groß. Eriks Brief habe ich schon gelesen, er schreibt von Neapel aus, wo er mit seinem Frauchen auf der Hochzeitsreise eingetroffen ist. Na, natürlich alles in Wonne! Ich kann's gar nicht begreifen, wie man sich so verliebt anstellen kann.“

Als sie das verdukte Gesicht ihres Mannes wahrte, der sich inzwischen den Seifenschaum abgewaschen hatte, lachte sie auch schon silberhell auf, setzte sich ihm auf den Schoß, schlang beide Arme um seinen Nacken und seufzte. „Lieber Gott, Schak, wann werden wir einmal vernünftig werden! Wir sind doch schon so furchtbar lange verheiratet!“

„Ja, es ist in der Tat die höchste Zeit geworden, daß wir in uns gehen,“ stimmte er mit verstelltem Ernst bei. „Heute wollen wir meinetwegen noch einmal Flitterwochen spielen, wer aber von morgen an dem anderen zuerst einen Ruß gibt, der kriegt zur Strafe zwei wieder.“

Nun lachten sie beide wie ausgelassene Kinder.

„Was schreibt Erik denn sonst noch?“ erkundigte sich Harry, nachdem er von den süßen Vorrechten seines „unwiderruflich allerletzten oder wenigstens vorletzten Flitterwochentages“, wie er es ausdrückte, geeigneten Gebrauch gemacht hatte.

„Da lies doch selbst, du Faultier!“

„Nein, erzähle nur. Ich sehe inzwischen nach, was Groß schreibt.“

„Ja, also, Connelly hat sich in Neapel von ihnen getrennt. Wie Erik meint, will er mindestens ein Jahr auf Reisen bleiben. Er will überhaupt nicht wieder nach New York zurückkehren, hat bereits einen Agenten mit dem Verkaufe seines gesamten Besitzes beauftragt und gedenkt sich später, wenn seine geschäftlichen Beziehungen endgültig gelöst sind, in Kalifornien anzukaufen. Dann werden wir Erik wohl verlieren,“ schloß sie mit einem Seufzer, „denn seine Frau läßt ihren Vater nicht allein.“

Harry sah mit leuchtenden Augen von seinem Briefe auf. „Well, Schatz,“ meinte er schalkhaft, „dann hast du ja sozusagen nur noch mich zum Trost — was?“

Sie lachte. „Was du dir einbildest! Mit Erik bin ich doch aufgewachsen, während du sozusagen ein ganz fremder Mensch bist.“

„Warst,“ korrigierte er und lachte auch, „denn inzwischen sind wir ja doch ganz gut bekannt miteinander geworden, Kleine!“

Sie nickte nur, denn eine Stelle in ihres Bruders Brief, den sie nochmals überflog, interessierte sie besonders. „Du, Erik schreibt, daß die arme Miß Fresham ihren Entschluß durchführen und als Krankenschwester nach den Philippinen gehen will. Eigentlich tut mir's leid, sie ist so ein liebes Mädchen. Wie Ben Slotery wohl die Nachricht aufnehmen wird?“

Ihr Mann zuckte mit den Achseln. Ben Slotery interessierte ihn augenscheinlich wenig. „Ich meine, es ist für beide ein Glück, wenn sie auseinander bleiben, zumal für ihn, denn er ist nicht dazu geschaffen, Frauen zu beglücken.“

„Wie ein gewisser anderer Herr der Schöpfung,“ nickte sie und fiel ihm lachend wieder um den Hals.

Doch rasch wurde sie wieder ernst. „Ist's denn wahr, daß seine Sachen schon schlecht gehen?“

Ihr Mann nickte. „Wie Groß mir neulich sagte, ist er 'ne Eintagsfliege. Aber wenn sein Drama auch durchgefallen ist, so hat er doch ein ganz nettes Talent fürs Erzählen. Sein Buch geht ganz gut.“

Sie sah stolz zu ihm auf. „Ja, wenn deine Zeichnungen nicht wären!“ meinte sie sehr entschieden. „Selt, der alte Groß hat keinen anderen Zeichner finden können und warten müssen, bis du wieder so weit warst?“ Sie legte beide Arme um seinen Nacken. „Lieber, guter Harry, laum warst du so weit, wieder aus dem Bett zu kriechen, schafftest du schon wieder Tag und Nacht, nur um Geld ins Haus zu bringen. Weißt du, Schatz, ich bin ganz fürchterlich stolz auf dich!“ Im nächsten Moment zupfte sie ihn an den Ohren. „Sage mal, du Geheimnisträmer, darf man nicht erfahren, was Groß schreibt?“

„Well,“ sagte er schmunzelnd, „er macht mir Komplimente wegen meiner letzten Zeichnung.“

„Ach, die Skizze aus dem Gerichtsaal, wie der Butler Doyle zum Wüterich wurde und dem Richter ein Tintenfaß an den Kopf werfen wollte, weil er ihm fünfzehn Jahre Buchthaus zubilligte?“

„Nein, Groß gefällt besonders die andere Zeichnung.“

„Wo die Geschworenen nach Betsy Greenes Freisprechung auf sie zu eilen und ihr die Hände schütteln wollen?“ meinte sie und rümpfte das Näschen. „So feld ihr Männer nun einmal! Hätte man sie vor ein Frauengericht gestellt, so wäre sie ganz gewiß nicht freigesprochen worden.“

„Na, Mitleid verdient sie sicherlich.“

„So?“ Ihre Stimme klang merkwürdig spitz. „Weißt du, daß ich gestern in der Zeitung gelesen habe, wie sie, noch ehe sie freigesprochen war, einen ganzen Korb voll Heiratsanträge zugesandt erhalten hat? Paß auf, wir erleben's noch, daß sie sich den dümmsten und reichsten Werber aussucht und ihn heiratet. Dann kann aber der sogenannte Glückliche was erleben.“

„Aber Schätzchen, du mit deinem mitleidigen Seelchen urteilst so hart?“ fragte Harry erstaunt.

Frau Margot nickte energisch. „Weil wir Frauen uns nicht so leicht blenden lassen wie ihr Männer,“ belehrte sie und gab ihm einen Klaps. „Wahr ist's, denn man braucht euch nur was vorzuweinen oder, wie diese Betsy Greene, sich als die verfolgte Unschuld hinzustellen, das zieht immer — ja, lach nur!“ Sie geriet ordentlich in Eifer und schaute ihn mit blitzenden Augen an. „Eine geschickte Komödiantin ist sie, die fein hinter den Kulissen geblieben ist und von dort aus die Drahtpuppen geleitet hat, auch den dummen Butler, der sich so überschlau vorkam. Hinters Licht geführt hat sie euch alle!“ Sie lachte wieder hell auf, als sie sein verdunktes Gesicht bemerkte. Dann nahm sie ihm den Brief vom „Sonntagsherold“ aus der Hand. „Du, das sind ja drei Seiten voll! Was schreibt denn der Croß nur alles?“

Ihre Worte wandelten seine nachdenklich gewordenen Mienen sofort. Er haschte nach dem Briefe und hielt ihn hoch. „Nun rate einmal du! Was meinst du wohl, was Croß mir schreibt?“

„Du, ich bin ungeduldig und dann sehr leicht reizbar,“ sagte sie mit verstelltem Ernst, „und Rätselauslösen ist nicht meine Sache. Bestellt Croß schon wieder was? Das wäre ja reizend.“

„Mehr — viel mehr! Rate doch einmal!“

„Viele Bilder?“

„Viel mehr!“

„Dann sollst du wieder ein ganzes Buch illustrieren?“

„Da fängt's erst an! Weiter geraten!“

Jetzt wurde sie energisch. „Du, wenn du mich noch länger zappeln läßt, dann kriegst du keinen Ruß mehr in vierzehn Tagen.“

„Ja, da muß ich wohl die Segel streichen,“ meinte er und nahm sie in seine Arme. „Also, Schatz, denke dir, Croß bietet mir die Stelle des ständigen Illustrators in seinem Redaktionsstab an. Fünfundsiebzig Dollar wöchentlich und genügend Zeit zu etwaigem Nebenverdienst.“

Sie jubelte laut auf. „Ich wußte es ja, daß was Gutes kommen mußte, denn schon die ganze Zeit lagen wir immer mit der Herzzehn und der Überwindung —“

„Jetzt sei aber so gut und —“

„Nein, Harry, das ist aber ein wirklicher Glücksfall, da müssen wir mit der Zeit reiche Leute werden, denn so viel Geld kann ja kein Mensch verbrauchen!“

„Wie Croß schreibt, haben meine Zeichnungen, seitdem mein Name in der Öffentlichkeit hervorgetreten ist, beim Publikum solchen Beifall gefunden, daß er mich dauernd für seinen Verlag zu verpflichten wünscht.“

Sie lehnte das lockige Köpfschen wieder an seine Brust und schloß halb die Augen. „Du, Schatz,“ meinte sie leise, „mir ist so selig zumute, wie wenn ich Flügel hätte und geradeswegs in den Himmel fliegen könnte.“

„Halt, den Himmel sollst du zunächst mir hier auf Erden bereiten,“ antwortete er innig. „Ich glaube auch, nun wird uns das Glück treu bleiben, trotz deiner Herzzehn. Eine solch feste Anstellung war das Ziel

meiner kühnsten Träume. Nun braucht mein Frauchen in Zukunft keine Angst mehr zu haben, wenn's draußen klingelt, denn wir werden alles prompt bezahlen und sogar sparen können.“

„Sparen,“ wiederholte sie mit einem träumerisch weichen Lächeln um die Lippen. „Du, das muß furchtbar nett sein, sparen und immerzu sparen.“

„Und schließlich langt's zu einem Automobil!“ fiel er lachend ihr ins Wort.

Sie schlug nach ihm. „Seh, du Verschwender, wer denkt an so was! — Höchstens ein ganz kleines Auto, weißt du, nur für zwei.“

„Oder für drei — was, Kleine?“

Da wurde sie feuerrot. „Was weißt denn du, du — lieber, guter Mann!“

Erglühend verbarg sie den Kopf an seiner Schulter.

Als sie dann nach einer Weile wieder zu ihm aufschaute, lagen Sonnen der Freude und des Glückes über ihren Zügen ausgebreitet. „Weißt du, Schatz,“ lachte sie ihn an, „wenn wir wirklich ein Baby kriegen sollten, dann wär's doch wunderschön, wenn wir uns ein kleines Auto kaufen könnten. Schließlich ersparte man dann einen Kinderwagen und — und,“ hauchte sie ihm ins Ohr, „in der sechsten Avenue habe ich in einem Laden ein reizendes Autokostüm gesehen, einfach herrlich, Harry, und pottbillig — und wenn der Himmel uns wirklich ein Baby schenken sollte — dann, Schatz, dann darfst du mir das Kostüm zur Belohnung schenken!“

Als Harry ganz leise sie wieder an sich zog und sie auf Stirn, Augen und Mund küßte, da geschah's mit dem Gefühl, daß er alles Glück, das die Welt ihm spenden konnte, in seinen Armen hielt.

E n d e.





Stiefinder.

Roman von Henriette v. Meerheimb.



(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Das alte Herrenhaus von Machow, ein langgestrecktes, zwei Stock hohes Gebäude mit schmalen Fenstern und einer Terrasse vor der Auffahrt, lag still in dem breiten Sonnenlicht da. Ein runder Rasenplatz, von Rieswegen eingefast, streckte sich vor der Terrasse aus. Dann ging der Blick in eine Allee ehrwürdiger Kastanien über. In ihrem Schatten war's kühl. Die Bäume verbreiteten ein grünes Dunkel. Auch der Boden blieb immer etwas moorig und feucht. Hinter der Allee dehnten sich die Felder. Eine Windmühle mit Sparrenflügeln, die sich langsam drehten. Der Raps blühte zitronengelb. Wolken seines Duftes quollen herüber.

Zu beiden Seiten des Hauses lag der Park. Er hatte köstliche alte Bäume und war von einem Gewässer durchflossen, das sich an manchen Stellen teichartig erweiterte, und in dessen versteckten Winkeln tiefgrüne Algen und unentwirrbarer Froschlöffel wucherten. Schilf umschwante die Ufer. Wilde Enten nisteten darin. Zuletzt ging der Park in weitläufige, von rotflammendem Sauerampfer bestandene Wiesen über.

Auf dem weißen Riesweg vor der Haustreppe sonnte

sich eine mächtige graue Dogge. Der schöne Kopf lag auf den Vorderpfoten, die hellen Augen blinzelten träge in das Licht.

Plötzlich hob der Hund witternd den Kopf. Ein buntschillernder Truthahn, augenscheinlich dem Hühnerhof entwischt, stolzierte gravitatisch heran. Dummdreist näherte er sich der Dogge und kollerte auch gleich so heftig los, daß sein nackter Kopf mit den langen roten Lappen daran sich blau färbte. Der Hund ließ ein dumpfes Knurren hören. Die beiden schienen alte Feinde zu sein. Ein noch heftigeres Kollern des Puters war die Antwort. Die Dogge sprang auf und schnappte zu. Der Truthahn kollerte immer wütender. Federn flogen. Der Hund bellte. Der Vogel hackte. Seine schönsten Schwanzfedern lagen bald ringsumher verstreut im Sande.

Oben im zweiten Stock öffnete sich ein Fenster. Ein brauner Mädchenkopf beugte sich vor und sah eine Minute lachend dem ungleichen Kampf zu.

Dann rief sie laut: „Tyras — aber Tyras! Pfui, schäme dich! Willst du loslassen! Wart nur, ich komme!“

Das Fenster flirrte. Lotta v. Bredau lief eilig die Treppe hinab, um dem schon arg zerzausten Puter beizustehen.

Aber dem war inzwischen schon von anderer Seite ein Helfer erstanden. Der Administrator des Gutes, Roderich Brand, kam gerade von einem Ritt durch die Felder zurück und bog in demselben Augenblick in den Hof ein, in dem Tyras den vor Wut halbtollen Puter von seinen letzten Schwanzfedern befreite.

Sofort schwang sich Brand vom Pferde und lief mit erhobener Peitsche auf die Dogge los. „Wirfst du loslassen, du Kanaille!“ schrie er den Hund an, und

als der nicht sofort gehorchte, fauste die schwere Peitsche auf das glatte graue Fell herunter.

Der Hund heulte laut auf. Der Administrator hielt ihn am Halsband fest und hieb mit unverminderter Kraft auf das sich vor Schmerz windende Tier los.

„Was fällt Ihnen ein? Wie können Sie sich herausnehmen, meinen Hund zu schlagen?“ Zitternd vor Zorn stand die weiße Mädchengestalt vor dem Manne und hielt seinen erhobenen Arm fest. „Lassen Sie Tyras los — sofort!“

„Damit er den Puter vollends zerreißt? Ich werd' ihm das austreiben. Geben Sie meinen Arm frei, Fräulein Lotta!“

Aber die schlanken Mädchenhände ließen nicht los. „Eine Unverschämtheit ist es, meinen Hund zu mißhandeln! Schämen sollten Sie sich!“ stieß Lotta mit blassen Lippen hervor. „Unterstehen Sie sich das nicht noch einmal!“

Brand lachte laut auf. „So oft Ihr Tyras den Hühnern und Puten die Federn austupft, so oft werde ich ihn dafür abstrafen.“

„Das ist nicht Ihre Sache, sondern meine.“

„Sie tun's aber nicht. Den halben Hühnerhof hat er bereits verwüftet. Der Puter bekommt Krämpfe vor Wut. Sehen Sie nur, wie er zuckt.“

„Dann wird er eben geschlachtet — und übermorgen gibt's Putenbraten.“

„Wenn's nach Ihnen ginge, Fräulein Lotta, wäre also die Hühnerzucht nur zum Jagdvergnügen Ihres Hundes da. In diesem Punkte bin ich anderer Meinung. — So, nun merk dir's, du Tropf. Das nächste Mal gibt's noch mehr!“

Brand ließ den Hund endlich los, der winselnd zu seiner Herrin herankroch.

Lotta streichelte den glatten Kopf der Dogge. Mit haßerfüllten Augen sah sie in das braungebrannte Gesicht des Administrators, das ein rötlicher, kurzgehaltener Vollbart umgab. Seine hellen Augen unter der breiten Stirn gaben ihr den Blick mit gleicher Abneigung zurück.

„Ich werde Tyras abrichten, daß er sich wehrt, wenn Sie ihn noch einmal anrühren.“ Ihr Ton klang drohend.

„Das würde unausbleiblich zur Folge haben, daß ich Tyras totschießen müßte,“ entgegnete Brand kurz. „Bißige Hunde dulde ich nicht.“

„Dulden Sie nicht!“ wiederholte Lotta. Hochmütig warf sie den Kopf in den Nacken. „Sind Sie etwa hier der Herr? Oder sind Sie unser bezahlter Angestellter?“

Eine dunkle Röte lief über die gegen das braune Gesicht weiß abstechende Stirn Brands. „Ich weiß sehr wohl, was ich in Ihren Augen bin,“ fuhr er auf. „Aber das kümmert mich nicht im mindesten. Dankbarkeit erwarte ich von Ihnen schon längst nicht mehr.“

„Und wofür soll ich Ihnen denn so besonders dankbar sein, Herr Administrator? Sie arbeiten für Ihren Lohn — das ist alles.“

Der Hochmut, der in dem Ausdruck des jungen Mädchens, in dem Ton ihrer Stimme lag, trieb den gereizten Mann über alles Maß und Ziel hinaus. „Nein, das ist nicht alles!“ schrie er Lotta grob an. „Gearbeitet hab' ich wie ein Pferd all die Jahre über, um die Karre, die Ihr verstorbener Vater in den Dreck gefahren hatte, wieder herauszuziehen. Herunter vom Gut hätten Sie gemußt, wenn Sie's wissen wollen, wäre ich nicht gewesen!“

„Genug. Ich verzichte auf jede weitere Auseinandersetzung mit Ihnen.“ Lottas Atem ging laut. „Sie erlauben sich einen Ton mir gegenüber, den ich

nicht länger dulde. Bei meiner Mutter werde ich mich über Sie beschweren.“

„Das tun Sie nur!“

„Sie glauben wohl, daß Sie uns unentbehrlich sind?“ fuhr Lotta geringschätzig fort. „Aber es gibt zum Glück noch mehr Inspektoren auf der Welt. Außerdem wird mein Bruder Jobst sich doch endlich entschließen müssen, Machow zu übernehmen.“

„Der Herr Leutnant? Bisher verstand der nur Geld auszugeben, aber nicht es zu verdienen. Im übrigen gehört Machow Ihrer Mutter, solange sie lebt.“

„Sie sind ja sehr gut unterrichtet über unsere Familienverhältnisse!“

„Bin ich auch, da ich seit sechs Jahren die hohe Ehre genieße, für die Familie Bredau schuften zu dürfen.“

„Wenn Ihnen die Arbeit zu schwer ist, hindert Sie niemand daran, zu kündigen, Herr Brand.“

„Sie sicher nicht!“ antwortete er mit einem eigentümlichen Blick. „Ich bleibe auch nur um Ihrer Mutter willen.“

„Meine Mutter wird sich auch ohne Sie behelfen können. Wir Kinder sind alt genug, um sie dabei zu unterstützen.“

„Um sie zu tyrannisieren, wollen Sie sagen!“

Lotta blieb auf halber Höhe der Treppe stehen und sah mit einem Blick unfäglicher Verachtung zu dem Administrator herunter. „Ich verbiete Ihnen, in dieser unbescheidenen Weise mit mir zu reden, Herr Brand. Und jetzt werde ich mit meiner Mutter sprechen, ob es nicht das beste ist, wenn Sie unser Haus sobald als möglich verlassen.“

„Wir wollen sehen, wer eher das Haus verläßt — Sie oder ich.“

Mit ironischer Höflichkeit lüftete Brand seinen Hut, warf dem herbeieilenden Stallknecht, der inzwischen das Pferd des Administrators auf und ab geführt hatte, die Reitpeitsche zu und ging gemüthlich pfeifend in den Seitenflügel des Hauses, in dem seine Zimmer lagen.

Lotta sah ihm eine Sekunde fassunglos erstaunt nach. „Diese Unverschämtheit!“ murmelte sie zwischen den Zähnen. „Was mag er nur gemeint haben?“

Frau Elisabeth v. Bredau saß in ihrem Salon auf dem erhöhtentritt am Fenster, von dem aus man einen reizenden Blick in den Garten hatte durch die lichtgrünen Zweige einer dicht vor dem Fenster stehenden Linde. Die Vögel zwitscherten in den rotblühenden wilden Johannisbeerbüschen. An den Fliedersträuchern schimmerten die Dolden zartlila. Sie hielt eine Stickerie in der Hand, aber sie arbeitete nicht, sondern sah mit verträumten Augen vor sich hin. Erst als Lotta stürmisch die Thür aufriß, wandte sie den Kopf. In ihr schönes, von reichem Blondhaar umrahmtes Gesicht trat ein verlegener, fast etwas ängstlicher Ausdruck, als sie die Tochter plötzlich vor sich sah.

Mit wenigen raschen Schritten hatte Lotta den Fensterplatz erreicht. Sie kniete neben dem Stuhl nieder, lehnte ihren Kopf gegen die Schulter der Mutter und sah mit ihren großen, dunklen Augen zärtlich bittend in das schöne Gesicht.

„Wie wild du wieder bist, Lotta!“ tadelte Frau v. Bredau, um ihre Befangenheit zu verbergen. „Immer im Sturmschritt, und stets ist der Hund hinter dir! Du weißt doch, daß ich Tyras nicht gern in meinem Zimmer dulde.“

„Ja — ja, ich weiß. Aber Tyras muß getröstet werden. Ihm ist übel mitgespielt worden.“

„Wieso denn?“

„Brand hat ihn geschlagen, brutal auf ihn losgehauen mit seiner dicken Reitpeitsche.“

Aber Frau v. Bredaus Gesicht lief eine heiße Röte. Sie sah unbehaglich an ihrer Tochter vorbei. „Weshalb denn?“ fragte sie dann.

„Weshalb?“ wiederholte Lotta bitter. „Aus Lust am Quälen, oder vielleicht auch, um mich zu ärgern. Der Vorwand für die Mißhandlung waren ein paar ausgerissene Schwanzfedern des tolleren Puters.“

„Das ist aber auch eine große Ungezogenheit von Tyras, allem Geflügel nachzustellen, Lotta. Du verhöhnst ihn zu sehr. Solch großer Hund soll gehorchen, und tut er's nicht, muß er gestraft werden. Darin kann ich Brand nicht unrecht geben.“

Aber der Mutter beruhigende Worte erreichten gerade das Gegenteil. Lottas Gesicht verfinsterte sich immer mehr. Sie gab ihre schmeichelnde Stellung auf und hob den Kopf. „Der Administrator soll meinen Hund nicht anrühren. Das ist eine Unverschämtheit, die ich mir verbitte,“ sagte sie scharf. In ihr junges, bräunliches Gesicht, dessen unregelmäßige Züge keine Spur von Ähnlichkeit mit denen der schönen Mutter besaßen, gruben sich ein paar Linien, die es weit älter, härter machten. Sie zog ihre rote, etwas zu volle Unterlippe durch die prachtvollen weißen Zähne, ihre großen dunklen Augen unter den geraden schwarzen Brauen funkelten.

„Aber Lotta, wach Rederei um ein paar Peitschenhiebe, die dein Hund gewiß längst verdient hatte! Tyras gibt immer Anlaß zu Ärger. Am besten wär's, wir schafften ihn ab.“

„Ist das deine einzige Antwort auf meine sehr berechtigte Beschwerde, Mama?“

„Worüber beschwerst du dich denn, Kind? Diese Bagatelle ist doch wirklich nicht der Rede wert. Dabei könnte man sich wahrlich vor deinen Augen fürchten.“

„Die Sache mit Tyras ist nur der letzte Tropfen, der das Gefäß zum Überfließen brachte. Zwischen mir und dem Administrator wird der Kampf immer erbitterter.“

„Nun — vor dem Friedensschluß tobt der Krieg stets am heftigsten. Ich denke, ihr werdet bald Frieden schließen, Lotta — mir zuliebe.“

„Was soll das heißen, Mama?“ fragte Lotta erstaunt.

Frau v. Bredau wollte etwas sagen, aber sie unterbrückte es wieder. Eine Weile sah sie, ohne zu antworten, unschlüssig zum Fenster hinaus. Erst als Lotta ungeduldig ihre Frage wiederholte, meinte sie mit etwas erzwungenem Gleichmut leichtthin: „Nun, du kannst dir doch denken, daß diese ewige Härelei zwischen euch beiden nicht gerade angenehm für mich ist.“

„So mache ihr ein Ende und entlasse den Administrator.“

„Was?“ Frau v. Bredau sah die Tochter erstaunt an. „Brand soll ich entlassen, weil er Tyras geschlagen hat?“ Sie lachte, aber ihr Lachen klang mehr ärgerlich als lustig.

„Deshalb allein nicht. Aber weil sein Benehmen überhaupt durchaus unpassend ist.“

„Warum?“

„Er magt sich vollkommen die Rolle des Herrn hier an.“

„Das muß er tun, um den Leuten zu imponieren, die ihm gehorchen sollen.“

„Er ist nichts anderes als die übrigen Angestellten und wird bezahlt wie sie.“

„Du irrst, Brand verwaltet Machow ganz selbständig.“

„Leider.“

„Leider?“

„Ich finde, und viele finden das mit mir, daß es richtiger gewesen wäre, wenn du ihm nach Papas Tod nicht die ganze Wirtschaft anvertraut, sondern die Oberaufsicht selbst geführt hättest.“

„Liebes Kind, ich verstehe nichts von Landwirtschaft und Forstkultur. Ich würde mich lächerlich machen, wenn ich Brand, der ein erfahrener Landwirt ist, hineinreden wollte.“

„Ja, bei dem wäre das jetzt freilich zu spät. Das hätte früher geschehen müssen. Darum kündige ihm und laß dir dann von dem neuen Administrator nicht wieder das Heft aus der Hand winden.“

„Nachdem Brand sich sechs Jahre lang für uns aufgeopfert hat, soll ich ihn ohne jeden triftigen Grund entlassen? Das wäre sehr undankbar.“

„Er ist selbst nicht übel bei seiner ‚Aufopferung‘ gediehen und wird wohl längst sein Schäfchen ins Trockene gebracht haben.“

„Pfui, Lotta, welch häßlicher Verdacht!“ Frau v. Bredaus Gesicht wurde blutrot. „Laß mich so etwas nicht noch einmal hören.“

„Ich begreife nicht, Mama, weshalb du böse bist. Brand wäre doch wirklich nicht der erste Administrator, der neben dem Vorteil seiner Herrschaft auch den eigenen im Auge behielt.“

„Herrschaft!“ murmelte Frau v. Bredau verdrießlich. „Du tust immer, als ob er ein Diensthote wäre. Dein Hochmut ist unerträglich.“

„Nennst du das Hochmut, wenn ich den früheren Inspektor meines Vaters nicht als Gleichgestellten betrachte?“

„Brand ist nicht Inspektor, sondern mein Bevollmächtigter.“

„Meinetwegen. Das ist auch kein welterschütternder Unterschied. Ich bestreite gar nicht, daß er ein guter Landwirt ist, aber dabei bleibt er doch ein gänzlich ungebildeter Mensch, der die viel zu gute Behandlung hier augenscheinlich schlecht verträgt.“

„Lotta, du bist unausstehlich.“

„Tut mir leid, wenn du das findest, Mama. Aber es muß einmal gesagt werden.“

„Was?“

„Daß die Zustände hier sich immer mehr zuspitzen und in letzter Zeit völlig unhaltbar geworden sind.“

„Das sind sie. Aber sie werden sich bald ändern.“

„Liebste, beste Mama!“ Lotta umschlang die Mutter mit beiden Armen. „Du willst also den gräßlichen Menschen entlassen und allein mit deiner Lotta wirtschaften im lieben alten Machow! O wie glücklich wollen wir sein!“

„Aber Kind, wo denkst du hin! So hab' ich's nicht gemeint.“ Sie schob die Arme der Tochter von sich. „Ich wäre ja wahnsinnig, wenn ich deinen Wunsch erfüllen wollte. Machow ginge zugrunde. Wir zwei Damen würden es nie verwalten können. Wie sollte ich wohl Jobst und Irene die hohe Zulage auszahlen können? Beide kommen überdies niemals damit aus. Wenn Brand nicht so vorzüglich zu wirtschaften verstände, hätten wir Machow nach Papas Tod wahrscheinlich gar nicht halten können. Damals sah's böß hier aus.“

„Nach dem Vater keinen Vorwurf. Er war jahrelang schwerkrank.“

„Das weiß wohl niemand besser als ich, liebe Lotta, denn ich litt mindestens ebenso darunter wie er. Oder

glaubst du, daß es ein Vergnügen ist, fünfzehn Jahre lang einen Rückenmarkskranken pflegen und mit ihm auf alles andere verzichten zu müssen?“

Die grenzenlose Bitterkeit, die durch diese Worte klang, verletzete Lotta tief, denn die Erinnerungen an ihren kranken Vater waren das Heiligthum ihrer Seele. Tränen traten in ihre Augen.

„Dein Vater, auf dessen Meinung du doch so viel Gewicht legst,“ fuhr Frau v. Bredau in merkwürdig beleidigtem Ton fort, „schätzte Brand sehr hoch. Er vertraute ihm und würde deinen Hochmut nie gebilligt haben.“

„Es ist nicht Hochmut, Mama, sondern Abscheu, ein tief innerlicher Abscheu vor der gemeinen Natur, die ich in dem Administrator erkenne.“

„Nimm das Wort zurück, Lotta!“ fuhr Frau v. Bredau heftig auf.

„Das kann ich nicht, Mama. Brand ist ein Plebejer, nicht seiner Geburt, aber seiner Gesinnung nach.“

Frau v. Bredau biß die Lippen zusammen. Heftig wehrte sie Lotta zurück, die sich wieder an sie schmiegen wollte. Ein drückendes Schweigen lag zwischen Mutter und Tochter.

„Kommen wir zu Ende, Mama,“ sagte Lotta endlich mit harter Stimme. „Du willst deinen Administrator also nicht entlassen, ihm nicht einmal einen Verweis erteilen wegen seines pöbelhaften Benehmens mir gegenüber?“

„Da ich die Sache bisher nur von dir erfahren habe, Lotta, so kann ich das wirklich nicht. Um gerecht zu urteilen, muß man beide Seiten hören.“

„Ich dachte, du könntest deiner Tochter mehr glauben als deinem Verwalter!“

„Du bist zu heftig, Lotta. In der Erregung über-

treibt jeder, ohne es zu wollen. Um dich zu beruhigen, werde ich Brand bitten, Tyras nicht mehr zu schlagen.“

„Bitten! Kannst du nur bitten, wo du befehlen müßtest?“ fuhr Lotta auf.

„Ich habe doch nicht nur auf dich, sondern auch auf deine Geschwister Rücksichten zu nehmen.“

„Was haben meine Geschwister bei dieser Sache zu tun? Sie sind außer dem Hause und leiden daher nicht mit unter den Rüpeleien des Administrators.“

„Jobst und Irene schätzen Brands Leistungen sehr hoch und würden außer sich sein, wenn er deinetwegen fortginge, Lotta. Deine Geschwister wissen sehr wohl, daß ihre Einnahmen von den Erträgnissen des Gutes abhängen.“

„Ein kläglicher Standpunkt. Jobst sollte den Abschied nehmen und Landwirt werden. Er muß das Gut doch einmal übernehmen.“

„Meinst du? Vorläufig lebe ich noch.“

„Hoffentlich noch sehr lange, Mama. Aber je älter du wirst, um so schwerer wird dir die große Wirtschaft werden, so daß du sie vielleicht gern aufgibst, wenn Jobst einmal heiratet.“

„Du tust immer, als ob ich schon mit dem Kopf wadelte,“ antwortete Frau v. Bredau verstimmt. „Ich habe sehr jung geheiratet und bin erst fünfundvierzig Jahre alt.“

„Aussehen tust du wie dreißig, Mama, und bist hübscher wie wir alle.“

Frau v. Bredaus Gesicht heiterte sich auf. Für eine kleine Schmeichelei war sie äußerst empfänglich. „Ach, liebste Lotta, wenn du nicht solch ein Querkopf wärest, wie schön könnte dann alles sein!“

„Ach, liebste Mutter, wenn du nicht so schwach dem gräßlichen Brand gegenüber wärest, wie schön könnte

dann alles sein!“ gab Lotta halb scherzend, halb ernst zurück.

„Laß uns Frieden schließen, Lotta,“ bat Frau v. Bredau. „Ich kann mit niemand in Unfrieden leben, mit meinen Kindern schon gar nicht. Ich bin euch immer eine schwache Mutter gewesen.“

„Eine sehr liebe, geliebte Mutter,“ antwortete Lotta weicher. Sie zog die rundliche, sorgsam gepflegte Hand der Mutter an ihre Lippen. „Hör auf meinen Rat, liebe, süße Mama, mach der Sache mit Brand ein Ende.“

„Fängst du schon wieder an?“

„Merkst du denn nicht, daß alle unsere Nachbarn sich über die Stellung entrüsten, die du Brand in unserem Hause eingeräumt hast?“

„Das bildest du dir nur ein, Lotta.“

„Keineswegs. Wer kommt denn noch zu uns? Die älteren Herren sagen stets ab, wenn wir sie einladen. Denen paßt es nicht, in einem Hause Gast zu sein, in dem der Inspektor die Rolle des Herrn spielt. Wer verkehrt denn noch bei uns außer Jobsts und Grottes Kameraden? Auch Tante Lilli zieht sich vollständig zurück.“

„Natürlich, das konnte ich mir denken, daß die dich aufheßt. Schwägerinnen haben immer etwas zu tabeln.“

„Das kann man von Tante Lilli wirklich nicht behaupten. Sie hat auch nichts gesagt; nur kommt sie nicht mehr her. Es ist ihr offenbar peinlich, mit Herrn Brand an einem Tisch zu sitzen.“

„Lächerlich! Oft genug hat sie mit ihm zusammen gegessen, solange dein Vater noch lebte.“

„Jawohl. Damals saß Brand bescheiden als Inspektor ganz unten am Tisch neben unserer Gouvernante und tat nur den Mund auf, wenn Papa eine wirtschaftliche Frage an ihn richtete. Jetzt schneidet der

Herr Administrator den Braten vor, bietet Wein an, tadelt den Diener — kurz, benimmt sich wie ein Hausherr, nur daß Herren unseres Standes sich eben nie so aufspielen und wichtig machen, wie er es zu tun liebt.“

„Das ist alles ganz allmählich so gekommen,“ murmelte Frau v. Bredau. „Du bildest dir das nur ein, daß andere Anstoß daran nehmen.“

„Frage sie doch selber, wenn du mir nicht glauben willst.“

„Ich habe niemand Rechenschaft zu geben.“

„Das weiß ich, Mama. Darum bitte ich ja auch nur um Brands Entlassung, statt sie zu fordern. Wenn ich das Recht hätte, in Machow zu bestimmen, würde ich wirklich nicht lange fadeln.“

„Du glaubst alles am besten zu wissen, Lotta, und bist doch in vielen Dingen noch ein rechtes Kind, manchmal sogar ein recht unartiges. Gegen Brand namentlich benimmst du dich oft mit verlegendem Hochmut.“

„Jetzt drehst du den Spieß um, Mama, und machst mir Vorwürfe, statt mich in Schutz zu nehmen!“ rief Lotta heftig.

Eine Weile blieb sie noch neben ihrer Mutter stehen. Als Frau v. Bredau aber in klagendem Ton mit Mahnungen und Vorstellungen fortfuhr, hielt sie es nicht länger aus, machte kurz kehrt, pfiß ihrem Hund und lief die Verandatreppe hinunter in den Garten.

Frau v. Bredau sah der Tochter nach, bis die schlankte Gestalt in dem wehenden weißen Kleide und die in großen Sprüngen folgende Dogge hinter den grünen Büschen verschwunden waren.

„Wie soll ich es Lotta nur beibringen? Sie wird sich nie darein finden!“ murmelte sie mit zuckenden Lippen.

Zweites Kapitel.

„Hast du nun deiner Tochter endlich die Wahrheit gesagt?“

Roderich Brand stand, eine Zigarette im Mundwinkel, die Hände in den Hosentaschen, plötzlich hinter Frau v. Brebaus Stuhl.

Sie hatte, in ihre Gedanken vertieft, sein Eintreten überhört. Jetzt wandte sie rasch den Kopf und sah mit ihren schönen Augen bittend zu ihm auf.

„Laß mir Zeit,“ bat sie. „Ich muß einen günstigen Moment abpassen. Lotta ist sehr gereizt gegen dich wegen Tyras.“

„Ich glaube beinahe, du hast Angst vor deinen Kindern und wagst darum nicht, ihnen unsere Verlobung einzugestehen, Lisbeth.“

„Johst und Irene werden uns keine Schwierigkeiten machen. Aber Lotta —“

Brand zuckte gleichmütig die Achseln. „Wenn das Mädel sich nicht fügt, muß sie eben aus dem Haus.“

„Roderich, mein eigenes Kind, mein jüngstes, der Liebling ihres Vaters!“

„Ich sagte ja auch nur: wenn.“

„Vielleicht heiratet sie. Das wäre die beste Lösung.“

„Heiraten! Wer heiratet denn so ein Ding mit den bösen schwarzen Augen! Dünn wie ein Strick ist die Lotta überdies. Na, mein Geschmack wäre sie jedenfalls nicht. — Komisch, daß du keine hübscheren Kinder hast, Lisbeth. Du bist doch solche Staatsfrau!“

Seine hellen Augen hingen mit aufstrahlendem Blick an ihrer üppigen Gestalt, an den feinen, regelmäßigen Zügen ihres rosigen Gesichts.

Sie lächelte ihm zu. Die Roheit seiner Äußerung entging ihr. Sie hörte nur die Schmeichelei heraus.

Brand beugte sich über sie. Seine heiße, braun-gebrannte Hand lag auf ihrer Schulter. Sie fühlte die Wärme seiner Finger durch den dünnen Kleiderstoff brennen. Er war den ganzen Morgen auf dem Felde gewesen. Sein Anzug, sein Körper noch nach Schweiß, nach Heu und Pferden. Dieser eigentümlich starke Geruch, wie ihn im Freien lebende, hart arbeitende Menschen an sich haben, gefiel ihr. Ihre feinen Nasenflügel bebten. Sie sog den Duft der Kraft, der Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit mit einer gewissen Lust in sich hinein. Dabei streichelten ihre schlanken, weißen Finger seine verarbeitete Hand, glitten liebevoll an seinem Arm hinauf, dessen stramme Muskeln sich unter ihrer zarten Berührung strafften.

„O du!“ sagte sie leise. „Du bist jung, gesund und stark. Wie mir das gefällt nach all dem Jammer, dem grauen Elend, dem ewig trüben Einerlei der Krankstube!“

Er drückte seine heißen, vollen Lippen auf ihr Gesicht, wahllos wohin seine Rüsse trafen — auf ihre Stirn, ihre Augen, den Mund.

„Gesund, jung und stark!“ wiederholte er lachend ihre Worte. „Ja, das bin ich. Das ist aber auch alles. Auf Geld und vornehmen Namen mußt du bei mir verzichten.“

„Wie gern!“

„Aber dein Nachow will ich dir dafür herauswirtschaften, daß es bald dreimal so viel wert sein soll wie bisher.“

„Du hast doch bis jetzt auch schon ganz selbständig und sehr erfolgreich gewirtschaftet, Roderich.“

„Na ja. Aber vieles konnte ich trotzdem nicht ändern bei dem alten Schlendrian, der hier eingerissen ist,“ meinte er ausweichend. „Außerdem ist Nachow viel

zu hoch belastet durch die unsinnigen Pensionen, die so viele alte Leute hier beziehen.“

„Das wünschte Bredau so.“

„Aber nun ist er tot, und wir zwei wollen nach einem vernünftigeren System wirtschaften — was?“

Den leisen Widerspruch, den er auf ihren Lippen schweben sah, erstickte sofort sein heißer Kuß.

Und diesem Argument gegenüber war sie immer waffen- und wehrlos. Das mußte er nur zu gut und benützte ihre Schwäche strupellos. Mit einem Ruck zog er einen leichten Korbsessel dicht an ihren Lehnstuhl heran und legte den Arm fest um ihre immer noch schlante, biegsame Taille.

„Das soll ein anderes Leben hier werden, wenn wir erst verheiratet sind, Lisbeth!“ redete er ihr zu. „Du mußt wieder mit mir reiten. Was ist das für ein Dasein, das du jetzt führst! Immer hochst du im Zimmer mit einem Buch oder einer knippligen Handarbeit. Gleich früh 'raus aufs Feld, das lob' ich mir. Nachmittags wird ausgefahren. Abends kommt Besuch.“

„Ja — ja, du hast ganz recht.“ Ihre volle Gestalt dehnte sich behaglich in seinem Arm. „Schrecklich ist diese ewige Stubensitzerei. Das hab' ich mir nur angewöhnt durch das Krankenleben mit Bredau, der ja kaum im Rollstuhl fahren konnte.“

„Und dich sperrte er mit in seine Krankenstube ein!“
Sie nickte stumm.

„Ich hab' dich immer bedauert und bewundert,“ fuhr Brand fort. „Himmel, wenn mir solche Frau gehörte und das Gut dazu — ich wollte mit beiden anders umgehen, hab' ich oft gedacht. Und nun ist's wirklich so gekommen. Die Frau gehört mir und das Gut auch.“

Der Einwand, daß sie nur die Nutznießerin von Machow, ihre Kinder die eigentlichen Besitzer des Gutes wären, wollte in diesem Augenblick nicht über Frau v. Bredaus Lippen. Bis zu ihrem Tode konnte sie ja mit Machow schalten und walten nach Belieben. Sogar die Zulage der Kinder war ganz ihrem Ermessen anheimgestellt. Nur verkaufen oder frei über Machow verfügen durfte sie nicht. Das war im Grunde auch nur gerecht, da Machow ein Bredausches Gut und sie ein ganz armes Mädchen bei ihrer Heirat war. Sie hatte sich ihre jetzige selbständige Stellung, das Glück, das sie in einer zweiten Ehe mit Roderich Brand zu finden hoffte, durch die lange, schwere Pflege, die einsamen Jahre, in denen sie ihre Jugend neben dem Kranken vertrauern mußte, wahrhaftig teuer genug erkaufte. Die Kinder würden das schließlich auch einsehen und ihr nichts in den Weg legen — auch Lotta nicht.

In Abwesenheit der Tochter war Frau v. Bredau immer sehr mutig und hoffnungsvoll. Oft hatte sie sich auch schon genau zurechtgelegt, wie sie den Kindern alles vorstellen wollte. Aber in Lottas Gegenwart, wenn das junge Mädchen sich in scharfen Anklagen gegen Brand erging, entsank ihr immer wieder schnell der Mut.

Aber heute mußte sie es endlich eingestehen, Roderich hatte ganz recht mit seinem Drängen. Worauf wollte sie denn warten? Das Leben war so kurz. Die schönsten Jahre lagen bereits hinter ihr. Wenn sie noch mehr Zeit versäumte, wurde sie eine alte Frau.

„Nächstens bestelle ich das Aufgebot,“ sagte Brand, der ihren Gedankengang und den Seufzer, der ihre Brust hob, richtig deutete. „Wenn du nicht willst, daß Lotta deinen und meinen Namen erst von der Kanzel

verkünden hört, dann sprich mit ihr. Mehr wie schreien und toben kann sie ja nicht.“

„Das befürchte ich weniger. Aber es bricht ihr vielleicht das Herz. Sie treibt mit dem Andenken ihres verstorbenen Vaters einen förmlichen Kultus. Rein Möbel habe ich aus seinen Zimmern entfernen, ja auch nur von der Stelle rücken dürfen.“

„Du bist eben immer viel zu schwach deinen Kindern gegenüber, Lisbeth. Das ist doch eine ganz unvernünftige Sentimentalität, die schönsten Zimmer im Hause unbenützt zu lassen. Schaff die Möbel in eine Logierstube und laß alles neu tapezieren.“

„Willst du die Zimmer bewohnen, Roderich?“

„Natürlich. Die liegen am bequemsten, den deinen zunächst, und überdies gehen die Fenster nach dem Hof hinaus. Da kann ich beobachten, ob die faule Bande auch bei der Arbeit ist.“

„Ja, das ist wahr,“ stimmte sie bei. „Aber neue Möbel müssen wir anschaffen. Die alten Sachen, die du jetzt benütze, sind gar zu einfach. Ich werde gleich an einen Möbellieferanten in Berlin schreiben.“

„Bestelle nur nichts zu Kostbares. Ein bequemes Sofa, auf dem ich mich ausstrecken kann, und einen großen Tisch zum Schreiben — mehr brauche ich nicht. Aus all dem modernen Zeug mache ich mir nichts.“

„Hast du keine Sachen aus deinem Elternhause, die du zurechtgemacht haben möchtest, Roderich?“

Er lachte laut auf. „Wo das Gerümpel geblieben ist, weiß ich wirklich nicht. Mein Vater war ein kleiner Kaufmann in Rostock, und als er starb, war er bankrott. Ich hab' meine Mutter von meinem bißchen Gehalt ernähren müssen, bis sie zu meiner Schwester zog, die sich nach Amerika verheiratet hatte und mir dadurch von der Tasche kam.“

„Du hast eine schwere Jugend gehabt, Roderich. Aber jetzt wird alles gut und schön werden.“

„Das will ich hoffen.“

Er bog ihr den Kopf in den Nacken und küßte sie wieder heftig. Seine brutale Leidenschaft verletzte sie nicht, weil sie das für den Ausdruck seiner heißen, jungen Liebe hielt, die wie ein Frühlingssturm über sie gekommen war.

Als Brand sie endlich losließ und sich aufrichtete, sah Frau v. Bredau Lotta mitten im Zimmer stehen. Das junge Mädchen war unbemerkt von den beiden durch die offene Verandatür aus dem Garten wieder zurückgekommen, um ihrer Mutter die draußen gepflückten Feldblumen zur Versöhnung zu bringen.

Sie hielt den Strauß von steifen, glänzenden Sonnenblumen, lila Winden und blutrotem Mohn mit feinen Bittergräsern dazwischen unbeweglich in der Hand und sah mit weitgeöffneten, starren Augen auf das Paar. Aber ihre erblaßten Lippen kam kein Laut. Die Dogge drängte sich dicht an ihr Kleid und ließ ein leises Knurren hören bei Brands Anblick.

Der Administrator verlor keine Sekunde seine gleichmütige Fassung. Mit zugekniffenen Augen betrachtete er das junge Mädchen nicht ohne eine gewisse Schadenfreude. „Nun ist der Knoten ja mit einem Male zerhauen, Lisbeth,“ wandte er sich mit kurzem Auflachen an Frau v. Bredau, die im ersten Augenblick des Schrecks über Lottas unerwarteten Anblick die Hände beschämt vors Gesicht legte. „Jetzt mußt du endlich deiner Tochter sagen, wie wir zwei miteinander stehen. Ich lasse euch dabei wohl besser allein.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er gemächlich zur Tür hinaus, die er nach seiner Gewohnheit geräuschvoll ins Schloß fallen ließ.

Lotta zuckte auf. Sie ließ den Blumenstrauß achtlos zur Erde fallen, stürzte zu Frau v. Bredau hin und riß ihr die Hände von dem errötenden Gesicht weg.

„Mutter! Sieh mich an, Mutter! Wie kann der Mann es wagen, dich bei deinem Vornamen anzureden, dich zu küssen? — Mutter, sag mir, daß ich mich getäuscht, daß meine Augen mich belogen haben, und ich will dir glauben. Mutter, so antworte mir doch!“

„Lotta, liebe kleine Lotta, sei nicht so außer dir. Komm näher zu mir — so, ganz dicht! Ich will dir alles sagen.“

„Die Wahrheit, Mutter — um Gottes willen nur die Wahrheit!“

„Lotta, ich habe dich doch noch nie belogen! — Ich bin also mit Roderich Brand verlobt, seit einigen Wochen schon. Wir werden bald heiraten. Lotta, sei barmherzig, sieh mich nicht so an! Deine Augen tun mir weh.“

„Du — du willst Brand heiraten, den Inspektor, den rohen, ungebildeten Menschen — du, meine Mutter, die ich so geliebt, so hoch gestellt habe, die Witwe meines Vaters!“

Lottas Stimme erstarb in einem undeutlichen Flüstern.

„Die Witwe deines Vaters! Lotta, siehst du, das ist es, immer nur die bin ich für dich — die Witwe deines Vaters!“

„Und mit welchem schöneren, heiligeren Namen könnte ich dich nennen, Mutter?“

Frau v. Bredaus Ausdruck wurde kälter. Ihre blauen Augen bekamen einen stahlharten Glanz. „Du glaubst gewiß, ich wäre in meiner Ehe mit deinem Vater glücklich gewesen, Lotta? Da irrst du. Ich habe ein schreckliches Martyrium hinter mir, du kannst darum

nicht verlangen, daß ich deinen Vater ewig beweine. Sein Tod war für ihn und mich eine Erlösung. Nie bin ich glücklich mit ihm gewesen — keine Stunde. Wir waren stets zu verschieden. Und als dann die Krankheit ausbrach — du warst ein Kind von vier Jahren damals — da war mein Leben gleichfalls zu Ende. kaum dreißig Jahre alt, mußte ich nur noch Krankenpflegerin sein. Von allem Verkehr, von jeder Lebensfreude blieb ich abgeschnitten.“

„Für meinen armen Vater war das doch noch viel härter als für dich!“

„Der Kranke vermisst keinen Genuß, weil sein Zustand ihn apathisch macht und abstumpft. Die Wünsche erlöschten. Aber der Gesunde, der sich mit jeder Faser nach Lebensfreuden sehnt und doch allem entsagen muß, der ist viel beklagenswerter. Fünfzehn Jahre lang habe ich deinen Vater gepflegt, zwei Jahre lang ihn betrauert. Ich dachte, das wäre genug. Jetzt will ich endlich auch einmal an mich denken, mein Leben einrichten, wie es mir gefällt, und glücklich sein.“

„Glücklich — mit diesem Menschen!“

„Er liebt mich, Lotta.“

„Nein, nur dein Geld und das Gut liebt er, das er durch dich in seine Gewalt bekommen will. Er ist viel zu unedel, um überhaupt lieben zu können.“

„Aus dir spricht nur dein blinder Haß, Lotta.“

„Nein, du bist blind, Mutter — ich sehe ganz klar. Um Gottes willen, mach nicht dich und uns alle unglücklich durch diese entsetzliche Heirat. Ich gebe sie nicht zu. Du sollst nicht in dein Verderben rennen.“

„Wie willst du mich verhindern, Brand zu heiraten?“

„Meine Geschwister sollen mir helfen. Wir alle drei wollen dich bitten und beschwören, diesen schreck-

lichen Entschluß aufzugeben. Und hilft das nichts, dann —“

„Nun, was geschieht dann?“

„Dann wundere dich nicht, Mutter, wenn keines deiner Kinder mehr dein Haus betritt und wir uns alle einmütig von dir abwenden. Denn das Haus, in dem ein Brand der Herr ist, kann unsere Heimat nicht mehr sein.“

„Deine Geschwister denken nicht so wie du, Lotta. Sie werden sich wohl besinnen, ehe sie sich mit mir überwerfen.“

„Lieber will ich ums tägliche Brot arbeiten, als in einem Hause leben, in dem das Andenken an meinen Vater mit Schmach bedeckt wird.“

„Bist du toll, Lotta?“

„Zawohl, ich nenne solche Heirat eine Schande. Du bist viel älter wie Brand, bist Großmutter —“

„Hör auf, Lotta, du weißt gar nicht mehr, was du sprichst!“

„Das weiß ich sehr wohl. Alle werden uns bedauern und dich auslachen.“

„Das laß meine Sorge sein.“

„Mutter, es kann ja nicht wahr sein — Mutter, sage, daß du einen Scherz gemacht hast, um mich zu ängstigen — liebe, gute Mutter!“

„Nein, Lotta, so scherzt man nicht. Es ist mein voller Ernst. Schon lange wollte ich es dir sagen, aber ich fürchtete mich vor deinen exaltierten Ausbrüchen. Versuche doch die Sache ruhiger aufzufassen, Kind. Niemand zwingt dich, in Brand einen Stellvertreter deines Vaters zu sehen. Dazu ist er ja auch zu jung. Aber ein brüderlich freundschaftliches Verhältnis könnte sich zwischen ihm und meinen Kindern entwickeln, wenn ihr etwas entgegenkommen wolltet. Du hast mich

doch lieb, Lotta, sei nicht egoistisch, gönne mir mein Glück!“

Das junge Mädchen lachte krampfhaft auf. Das Lachen klang schrill. „Dein Glück soll ich dir gönnen? Das Glück, den Inspektor Brand zu heiraten, der achtzehn Jahre jünger ist wie du? — Nein, Mutter, das Elend, das sich aus dieser Heirat entwickeln wird, das gönne ich weder dir noch uns. Wenn meine Bitten nichts über dich vermögen, so werden vielleicht Irene und Jobst —“

„Glaube das nicht, Lotta. Roderich hat mein Wort, und das halte ich ihm. Ihr könnt sagen und tun, was ihr wollt. Ich werde euch alle nie weniger zärtlich lieben, aber dafür verlange ich, daß ihr euch fügt, daß wenigstens äußerlich ein Einvernehmen zwischen meinen Kindern und meinem Manne herrscht.“

„Sprich dann nie wieder von Liebe für uns,“ antwortete Lotta bitter. „Wenn du einen Funken von Liebe für uns Kinder und auch nur ein klein wenig Pietät für das Andenken meines Vaters besäße, so hättest du niemals so handeln können. Hast du denn alles vergessen? Die Liebe, die zarte Rücksicht, mit der Papa dich stets umgab, wie seine Augen strahlten, wenn du zu ihm tratest, wie stolz er auf dich, seine junge, schöne Frau, war? Hast du in den langen Jahren eurer Ehe auch nur ein einziges ungütiges Wort von ihm gehört?“

„Das weiß ich alles, Lotta. Daran brauchst du mich gar nicht zu erinnern. Aber du bist in vielen Dingen noch so kindisch. Wie soll ich dir das nur erklären! Man braucht als Frau in der Ehe doch noch mehr wie Güte und Rücksicht. Ich bin noch jung für meine Jahre, Lotta, und Brand —“

Frau v. Bredau stockte. Ein heißes Erröten ging über ihr Gesicht.

Jetzt streckte sie der Tochter beide Hände entgegen. „Du bist solche kleine wilde Hummel, Lotta, warst immer beinahe wie ein Junge. Du weißt nicht, wie wundervoll es ist, geliebt zu werden, Leidenschaft zu erwecken, gerade dann, wenn man schon fürchten mußte, mit allen diesen Dingen für immer abgeschlossen zu haben.“

„Nein, das kann ich nicht verstehen.“ Lotta sah ihrer Mutter staunend ins Gesicht. „Mir wird stets deine zweite Ehe wie eine Entweihung des Andenkens an den Vater, wie eine unnatürliche Lieblosigkeit gegen uns Kinder vorkommen. Bitter, bitter wirfst du es noch einmal bereuen.“

Ohne der Mutter Zeit zu einer Entgegnung zu lassen, raffte sie die am Boden verstreut liegenden Blumen zusammen und ging nach der Tür, die in das Wohnzimmer ihres verstorbenen Vaters führte. Die Tür schloß sie hinter sich ab.

Frau v. Bredau ließ die Tochter gewähren.

Stunden vergingen. Lotta kam nicht zum Vorschein. Als das Mittagessen gemeldet wurde, ging Frau v. Bredau selbst an die Tür und klopfte.

„Lotta, es ist angerichtet,“ rief sie. „Willst du nicht kommen?“

„Nein.“

Die Stimme klang wie erwürgt und erstickt von zahllosen Tränen.

Frau v. Bredau fühlte Mitleid. „Liebes Kind, mach dich doch nicht krank! Du mußt etwas genießen, Lotta! Du sollst allein in meiner Stube mit mir essen, wir zwei ganz allein! Willst du?“

„Laß mich, Mutter — um Gottes willen, laß mich!“

Enttäuscht schlich Frau v. Bredau zurück. Beim Essen blieb sie sehr einsilbig. Roderich Brands Appetit

verminderte ihre Beschreibung von Lottas Verzweiflung nicht. Er langte mit dem Hunger hart arbeitender Menschen zu. Noch in seinem Arbeitsanzug hatte er sich zu Tisch gesetzt, denn Zeit, um Toilette zu machen, gab's jetzt während der Heuernte nicht. Nach dem Essen wollte er gleich wieder hinaus. Die lockere Toppe, die hohen Stiefel paßten zu seiner kräftigen Gestalt, zu dem sonnenbraunen, energischen Gesicht auch am besten.

Er schlug ihr vor, mit ihm aufs Feld hinauszufahren. Lotta würde allein am raschesten zur Besinnung kommen.

Mit einem leisen Seufzer stimmte Frau v. Bredau bei.

Während der Fahrt erheiterte sie sich rasch. Die grünen Saaten, an denen sie vorbeifuhren, schwankten im Frühlingswind. Ein leiser Lerchenjubel zitterte hoch oben versteckt im Himmelsblau. Schläfrig zirpten die Grillen.

Brand deutete mit der Peitsche bald hier-, bald dorthin. Er lenkte die Pferde vor dem hohen Jagdwagen selber. Überall fand er etwas zu erklären und machte Vorschläge, wie dies und jenes noch ertragsfähiger bewirtschaftet werden könne. Als sie auf der Wiese angekommen waren, wo die Knechte Heu auf luden, sprang er vom Wagen und gab Frau v. Bredau die Zügel zu halten. Bald war er überall mit dazwischen. Seine laut befehlende Stimme schallte weit hin. Als er ein Fuder schlecht geladen fand, riß er dem Knecht die Gabel aus der Hand und hob selbst die Bündel hinauf. Die Mädchen, die oben saßen, kreischten, wenn die Heubündel von seinem kraftvollen Arm geschleudert, gegen ihre Köpfe fuhren.

Frau v. Bredau sah mit leuchtenden Augen ihrem Verlobten zu. Hier waren Brands weit ausholende

Bewegungen, die ihn im Salon immer zu einer schwerfälligen Erscheinung machten, am Platz. Dieser Überschuß an Kraft gehörte unter die Wolke des Himmels, in den freien Horizont des flachen Ackerlandes.

Erhitzt, aber nicht ermüdet, kam er endlich, als der letzte hochbeladene Wagen abschwante, zu Frau v. Bredau zurück. „Ist dir die Zeit lang geworden, Lisbeth?“ fragte er.

„Gar nicht. Ich sah dir gerne zu.“

Mit einem Ruck schwang er sich wieder neben sie auf den hohen Vorder Sitz und ergriff die Zügel.

In schlankem Trabe ging's von den Wiesen herunter dem Walde zu. Sie lehnte sich leicht gegen seine Schulter mit einem eigentümlich gespannten Gefühl des Stolzes, daß die schwere körperliche Arbeit ihn nicht im geringsten ermüdet hatte.

Das Bild ihres verstorbenen Mannes tauchte unwillkürlich vor ihr auf — gelb, abgezehrt, ein jammervoller Anblick, alle Muskeln und Sehnen durch die Krankheit gelähmt. Jeden Abend, fünfzehn lange Jahre hindurch, hatten sie und der Diener diesen elenden, abgezehten Körper ausziehen, abreiben und ins Bett legen müssen.

Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. Sie sah auf das grüne Land, das sie durchfahren hatten. Blaue Schatten zitterten darüber hin. Alles war grün in grün im Frühlingsprangen, in den mannigfachen Schattierungen zwischen Sommer- und Wintersaat. Über allem glühte, als wär's im Hochsommer, die Frühlingssonne. Von einem wolkenlos blauen Himmel brannte sie herunter.

Von all der Frühlingspracht fort richtete Elisabeth Bredau ihre Blicke immer wieder auf den kraftvollen Mann an ihrer Seite, mit dem sie alle Lebenswonne

zusammen genießen wollte. Sie hätte laut in den goldig flimmernden Maitag hineinjauchzen mögen.

Drittes Kapitel.

Wie feine blonde Haarsträhnen fielen die Sonnenstrahlen in das verdunkelte Zimmer.

Lotta stieß die Läden auf.

Das Frühlingslicht flutete in goldenen Strömen herein und beleuchtete scharf die vielen Bilder an der mattgetönten Tapete, alte englische Kupferstiche in schlichten braunroten Mahagonirahmen mit gleißenden Winkelrosetten.

Tränenschweren Auges sah das junge Mädchen sich in dem liebvertrauten Raume um. Ganz so, wie der Vater es verlassen hatte, war sein Zimmer geblieben. Das weichgepolsterte Koffhaarsofa an der Wand, die bequemen Lehnstühle, der große runde Tisch davor. Und um dies herum nichts als behagliche Dinge — ein geräumiger Schreibtisch, dessen ausziehbare Platte immer etwas knarrte und quietschte, Bücher in den Schränken und auf den Holzpaneelen rings an den Wänden. Am Fenster stand der mit grünem Rips bezogene Rollstuhl, in dem der Kranke sich selbst durchs Zimmer fahren konnte. In einer Ecke lehnten noch die Krücken, mit deren Hilfe er an guten Tagen sich vom Schreibtisch bis zum Sofa zu schleppen vermochte.

„Vater, lieber Vater!“ Lotta drückte ihr Gesicht in die Rissen des Stuhls. Wie oft hatte sie das bleiche, schmale Dulbergesicht darin liegen sehen. Die dunklen Augen wandten sich stets mit aufstrahlendem Blick ihr entgegen. „Bist du's, Lotta, komm nur her zu mir, kleine Maus!“ Der alte wilde Schmerz, ihn verloren zu haben, rüttelte wieder an ihrem Herzen.

„Vater, wie soll ich das Leben ohne dich aushalten, wie es ertragen, daß dein Platz von diesem rohen Menschen eingenommen wird?“

Unaufhaltsam stürzten Tränen über ihr Gesicht. Sie weinte, als wenn ihre ganze Seele sich in Jammer und Verzweiflung auflösen wollte.

Das Rollen eines Wagens schreckte sie auf. Unwillkürlich erhob sie sich etwas von ihren Knien, daß sie einen Blick zum Fenster hinauswerfen konnte. In einem luftigen, weiß und lila gestreiften Sommerkleid, einen großen Strohhut auf den blonden Haaren, der einen leichten Schatten über ihr rosiges Gesicht warf, stieg Frau v. Bredau eben auf den hohen Jagdwagen, den Brand selbst lenkte. Das Handpferd scheute und machte einen großen Satz.

„Oha, Alte — ruhig!“ Die Peitsche spielte über den glänzendbraunen Rücken der Pferde. In schlankem Trabe ging's dann um das Grasrundell.

Frau v. Bredau sah mit lachendem Blick zu dem neben ihr Sitzenden auf und er mit einem verliebten Lächeln zu ihr hinunter.

Lotta ballte die Hände. Die Nägel gruben sich ihr ins Fleisch. Der körperliche Schmerz tat ihr wohl. In diesem Augenblick haßte sie ihre Mutter.

Fest drückte sie das naß geweinte Taschentuch gegen die Augen. Tränen und Jammern nützten da nichts. Sie mußte handeln.

Noch einmal strich sie lieblosend über die Rissen des Rollstuhls, dann zog sie die Läden wieder zu und stieg die Treppe zu ihrem Schlafzimmer hinauf. Ihre Knie waren so schwer, als ob sie Bleigewichte daran trüge. Freilich, sie hatte den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen. Sie klingelte und befahl dem eintretenden Mädchen, ihr schnell ein Glas Milch und ein Butterbrot zu holen.

„Gnädiges Fräulein,“ wandte Lina ein, „die gnädige Frau hat befohlen, alles vom Mittagessen aufzuheben. Es gab junge Hühner, Schoten und Obsttuchen.“

Aber Lotta schüttelte ungeduldig den Kopf. „Nichts wie die Milch und ein Stück Brot. Und dann bestellen Sie das Anspannen. Meinen Dogcart. Ich fahre selber. Niemand soll mich begleiten.“

Lina holte das Befohlene, und Lotta zwang sich, einige Bissen zu essen, während das Mädchen ihr das verwirrte Haar ordnete.

„Meinetwegen frisieren Sie mich, Lina. Aber machen Sie rasch. Zupfen und zerren Sie nicht ewig an mir herum.“

Endlich war das schwere Werk gelungen, denn Lotta drehte und wandte den Kopf beständig hin und her. Das Haar des jungen Mädchens lag in einem lockeren Knoten geschlungen im Nacken. Es war sehr tief in die Stirn hineingewachsen, lockig weich, von einem matten Braunschwarz ohne Glanz. Das bräunliche Gesicht war mehr rund wie länglich, mit einem kurzen, etwas abgestumpften Näschen, einem vollen roten Mund und großen schwarzen, langbewimperten Augen. Die scharfgeschwungenen Brauen bildeten zusammengezogen eine dunkle Linie auf der niedrigen Stirn. In solchen Augenblicken, überdies blaß und verweint, mit violetten Ringen unter den Augen, konnte man Lotta kaum hübsch nennen. Wenn sie aber lachte, die bräunlichen Wangen zartrosa schimmerten, fand man sie reizend.

Die nur mittelgroße Gestalt war fast allzu schlank. Die lockere Bluse aus grobem gelblichen Kanevasstoff hielt ein breiter roter Ledergürtel zusammen. Der in tiefe Plisseefalten gelegte Rock ließ die schmalen Füße in naturledernen Stiefeln frei. Ihr Gang, jede

Bewegung war kurz, knapp, von einer gewissen wild-natürlichen Grazie.

Lina brachte noch einen leichten silbergrauen Staubmantel, und Lotta streifte schnell ihre wildledernen Fahrhandschuhe über.

Der Dogcart hielt schon vor dem Haus. Der tolschwarze Pony schnupperte sofort nach Zuder, als seine Herrin zu ihm trat.

„Wann kommen gnäd'ges Fräulein zurück?“ fragte Lina, indem sie Lotta den Mantel umhing.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Lotta kurz.

„Soll ich der gnädigen Frau noch etwas ausrichten?“

Lotta glaubte ein halb mitleidiges, halb spöttisches Lächeln in dem Gesicht der Jungfer zu sehen. Die Dienstmoten wußten gewiß längst über alles Bescheid. „Nein — nichts,“ entgegnete sie und faßte die Zügel.

Der Pony zog sofort an. Der Wagen war federleicht. Spielend riß das kräftige Pferdchen ihn vorwärts. Durch die dunkle Kastanienallee und über die Dorfstraße fuhr Lotta sehr rasch. Nur mit einem leichten Kopfnicken dankte sie für die Grüße der Leute, statt ihnen wie sonst einen freundlichen Gutedag zuzurufen.

Im Walde verlangsamte sie das Tempo. Ein schmaler, gewundener Weg führte an Schonungen und altem Bestand vorbei. Es war sonnig. Zarte Lichter zitterten durch das grüne Laub der Bäume. Ein eilig raschelndes Etwas kam über den mit trockenem, vorjährigem Laub bedeckten Boden, ein Eichhörnchen, dessen breiter roter Schwanz durch die Zweige segte. Es jagte am Stamm einer schlanken Buche in die Höhe und äugte listig zu dem Wagen hinunter.

Goldene Sonnenflecke lagen auf den großen, moosbewachsenen Steinen, zitterten über die lichtgrünen

Farnkräuter. Der Ginster schimmerte hellgelb. Rötliche Fingerhutstengel nickten zwischen den sperrigen Zweigen. Unter den Fichtenkronen brütete die Nachmittagsbiene. Ein schwerer, herber Harzgeruch schwamm fast betäubend um die roten, rissigen Stämme. In der Ferne rief der Ruckuck. Eine Waldtaube gurrte in der Krone einer breitästigen Linde.

Der märchenhafte Ruf, die traumhafte Stimmung des sonnendurchglühten Waldes gingen heute ein-druckslos an Lotta, die sonst jede Schönheit ihrer geliebten märkischen Heimat genoß, vorüber. Sie trieb das Pferd an, um bald die mit weißblühenden Obstbäumen bestandene Landstraße zu erreichen. Ein sanfter Wind wehte die letzten Apfelblüten von den Zweigen zu ihr herunter. Lastwagen zogen langsam dahin. Weiße, wogende Staubwolken wallten auf und versanken.

Dicht an der öden, staubigen Straße begannen die ersten Häuser der kleinen Kavalleriegarnison Dammin, in der Lottas Bruder Jobst und Irenes Mann Max v. Grote bei dem dort stationierten Dragonerregiment standen.

An der roten, neugebauten Kaserne mußte sie vorbeifahren, dann kam gleich die weißgraue Mauer, die den Groteschen Garten begrenzte, in Sicht. Schwere Äste blühenden Flieders und die grünlichweißen Zweige des Schneeballbaumes hingen darüber.

Der Garten lag still und leer in der Sonnenglut da. Auch in dem kleinen einstöckigen Hause rührte sich nichts, als Lotta vorfuhr.

Sie knallte ein paarmal laut mit der Peitsche, rief den Namen des Dieners — alles umsonst.

„Verschlafene Gesellschaft!“ murmelte Lotta, schlang die Bügel des Ponys um den Gartenzaun und klinkte

die Tür auf, die sich mit einem laut jammernden Ton in den rostigen Angeln drehte.

Bei diesem Geräusch tauchte der Kopf einer blonden jungen Frau in der Fensteröffnung des Hauses auf.

„Irene!“ rief Lotta laut zur Schwester hinauf. „Wo steckt ihr denn alle?“

„Du bist's, Lotta? Warte nur, ich schicke dir sofort jemand.“

Der blonde Kopf verschwand. Gleich darauf erschien ein Dragoner in locker übergeworfener Hausjacke, der den Pony abschrirte und in den Stall zog. Der Wagen mußte an der Gartenmauer stehen bleiben, denn so viel Platz, um den noch mit unterzubringen, gab's nicht in der Remise.

Lotta ging durch das ungemähte Gras. In dem Gärtchen blühten lauter liebe altmodische Blumen zwischen den regelmäßigen, von Buchsbaum begrenzten Beeten, blaue Glockenblumen, Maiglöckchen und Stiefmütterchen. Eine schlanke weiße Birke stand in der Mitte des Platzes. Der Wind strich leise durch ihr grünes Laub.

Als Lotta die Glasveranda, zu der eine vierstufige Steintreppe hinaufführte, betrat, kam ihr die Schwester entgegen. „Na, Lotta, läßt du dich auch mal sehen? Hast du mir Spargel mitgebracht? Die könnte ich gut brauchen. Wir geben eine Maibowle heut' abend. Ein paar Kameraden kommen. Spargel reichen nie, und wenn's noch so viele sind.“

„Wann gäb's bei euch keine Bowle und kämen keine Kameraden?“ antwortete Lotta mit leiser Bitterkeit. Sie hatte gehofft, die Schwester allein zu treffen. „Nein, ich habe dir keine Spargel mitgebracht, Irene.“

„An so was denkst du natürlich nie, Lotta. Na, macht nichts — es wird auch so gehen. Wir wollen

uns hier auf die Veranda setzen. Zimmer sind so melancholisch im Sommer. Außerdem reißt sich Jobst im Salon auf dem Sofa herum. Er hat versprochen, die Bowle zu brauen. Max sitzt natürlich wieder am Schreibtisch und büffelt.“

„Stören ihn denn deine ewigen Bowlen- und Herrenabende nicht beim Arbeiten?“

„Was soll man denn sonst hier anfangen in dem Nest, außer Bowle trinken, Tennis spielen und sich ein bißchen die Cour machen lassen? Das sind die einzigen Vergnügungen in Dammin.“

„Du hast keine Kinder.“

„Ich kann doch nicht immer Kinder warten, Lotta! Was hast du denn übrigens? Dein Gesicht ist ja ellenlang.“

Irene wiegte in dem Schaukelstuhl auf und nieder. Die Schleppe ihres eleganten, reich mit Stickerei besetzten Batistkleides lag auf den grauen Steinfliesen. Nachlässig streckte sie die Hand aus und pflückte ein paar der durch das Gitter hereinhängenden Glyzinientrauben.

Die Schwestern glichen einander gar nicht. Irene war sehr schlank, hellblond, mit einem zarten, blassen, etwas puppenhaften Gesichtchen. Sie besaß weder die Frische noch die Äppigkeit ihrer Mutter, aber alles, was sie trug und tat, hatte einen unnachahmlichen Schick. Ihre Art, sich zu kleiden und zu frisieren, erregte stets den geheimen Neid der übrigen Damenwelt in Dammin.

„Irene, rufe Jobst herein. Ich muß euch beiden etwas sehr Ernstes sagen,“ fing Lotta an.

„Jobst schläft. Es wird wohl nichts so sehr Wichtiges sein, Lotta. Ist dein Tyras krank geworden? Oder solltest du dich gar verloben wollen?“

„Ich nicht, aber —“

„Ah, daher weht der Wind!“ Irene befestigte gelassen die herabhängenden Blüten im Gürtel. „Weißt du, damit sagst du mir und Jobst nichts Neues. Das haben wir lange kommen sehen. Stiefpapa Brand — nicht wahr?“

Sie lachte hell auf, und dieses Lachen tat Lotta weh. Die Schwester konnte immer lachen, während ihr fast das Herz brach. So war's von jeher gewesen. Als sie krank vor Schmerz über den Tod des Vaters im Bett lag, probierte Irene gelassen vor dem Spiegel stundenlang verschiedene Krepphüte auf.

„Rufe Jobst!“ bat Lotta nochmals mit ersticker Stimme.

Irene gab sich nicht die Mühe, aufzustehen. Sie schaukelte ihren Stuhl dicht an die offene Zimmertür heran und rief den Namen des Bruders so lange, bis ein verschlafenes, unwilliges Grunzen vom Sofa her antwortete.

„Was gibt's denn zum Donnerwetter? Eben war ich eingeschlafen und träumte gerade, der Kaiser wollte mich zu seinem Flügeladjutanten ernennen.“

„Das kannst du nachher weiterträumen. Komm nur her.“

Ein lautes Sähnen, ein Gepolter und Stuhlrücken folgte — und Jobst v. Bredau stand in der offenen Verandatür vor seinen Schwestern. Eine schlante Reiterfigur, mit einem runden, mausohr geschorenen Kopf, aufgestülpter Nase, lustigen braunen Augen und einem led gedrehten Schnurrbärtchen über einem großen, meist zum Lachen geöffneten Mund.

„Na also — da bin ich, ihr Quälgeister! Könnt ihr mich nicht eine Minute schlafen lassen? War total ausgepumpt nach dem Felddienst und der langen Quatsch-

kritik hinterher. Faktisch — Tatsache! — Na, Lotta, wie steht's in Machow? Was verschafft uns die unverhoffte Ehre?"

„Jobst, sei gefaßt. Lotta bringt eine unangenehme Nachricht.“

„Nanu? Mutter ist doch nicht krank?"

„Nein, aber verlobt mit dem Inspektor Brand!" rief Lotta. Sie würgte nur mühsam die Tränen hinunter, die ihr beim Aussprechen dieser entsetzlichen Tatsache wieder aufsteigen wollten.

„Also ist's richtig so weit!" Jobst blieb genau so ruhig, zeigte ebensowenig die geringste Überraschung, wie Irene es getan hatte. „Gib mir mal 'ne Zigarette auf den Schreck, Irene.“

„Ist das alles, was du zu sagen weißt, Jobst?" fragte Lotta empört. „Wie könnt ihr diese schmachvolle Verlobung nur so gleichgültig auffassen?"

„Schmachvoll — das ist ein bißchen stark übertrieben. Angenehm ist's mir natürlich ja auch nicht," meinte Jobst und drehte sich geschickt Zigaretten aus dem Kasten mit kleingeschnittenem Tabak und Seidenpapier, den Irene ihm hinschob, „aber beinahe ist's besser so wie vorher, wo einen jeder darauf ansah und anredete, welche merkwürdige Rolle dieser Brand bei uns in Machow spielt. Nun sind's wenigstens klare Verhältnisse, und wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, so gut oder schlecht es geht.“

„Ihr wollt also eure Zustimmung geben und gar keinen Widerspruch erheben gegen diese Abscheulichkeit?" rief Lotta heftig.

„Das würde uns absolut nichts nützen, sondern nur schaden," meinte Irene kühl. „Durch Papas Testament sind wir ganz abhängig von Mamas gutem Willen. Stellen wir uns schlecht mit ihr, kann sie unsere Zulage nach Belieben kürzen. Dafür danke ich.“

„Darin muß ich Irene beistimmen.“ Jobst stieß tadellose Rauchringe aus dem kreisrund geöffneten Mund.

„Seht euch das Geldinteresse denn wirklich über alles? Pfui, schämt euch!“

„Jede Sache hat ihre zwei oder eigentlich sieben Seiten, pflegt der Major Mombach zu sagen,“ entgegnete Jobst ungerührt über den Zorn der Schwester. „Fatal ist vieles dabei — natürlich, für dich besonders, Lotta, weil du im Hause leben und dich mit Brand einrichten mußt. Aber andererseits dürfen wir nicht verkennen, daß er ein erstklassiger Landwirt ist. Wir würden nie annähernd so hohe Erträge bei einem anderen Verwalter erzielen. Durch die Heirat ist er fest an uns gebunden und kann nie kündigen.“

„Stiefgeschwister werden wir hoffentlich nicht bekommen. Uebrigens ist Machow für uns festgelegt,“ warf Irene in ihrer spöttischen Art hin. „Trotzdem begreife ich vollkommen, Lotta, daß es dir widerwärtig sein muß, das junge Eheglück mit anzusehen. Ich hätte mir Roderich Brand sicher nicht zum Stiefvater ausgesucht. Das kannst du glauben. Aber was hilft's? Wenn wir uns nicht lächerlich machen wollen, müssen wir tun, als wären wir ganz einverstanden. Das ist der klügste Standpunkt.“

„Ein erbärmlicher ist's!“ brauste Lotta auf. „Ist euch das Andenken unseres Vaters so wenig heilig?“

„Der arme, gute Papa! — Na, Lotta, Mama war übrigens auch zu beklagen. Fünfzehn Jahre lang nur Krankenpflegerin sein, das ist 'ne Sache.“

„Glaubst du etwa, daß sie sich durch ihre zweite Heirat ein besseres Schicksal bereitet? Wenn ihr unsere Mutter wirklich lieb hättet und nicht so ganz eigennützig wäret, so würdet ihr mir helfen.“

„Was sollen wir denn eigentlich tun?“

„Sogleich mit mir nach Machow fahren und Mama erklären, daß wir alle drei nie wieder einen Fuß in ihr Haus setzen würden, wenn sie diese Heiratsgedanken nicht aufgibt.“

„Gott, Lotta, bist du energisch!“ Jobst warf die nur halbgerauchte Zigarette im weiten Bogen auf den Grasplatz mitten in das Heliotropbeet hinein. Ein Funken sprühte auf wie ein Glühwürmchen und erlosch.

„Wollt ihr das tun?“ wiederholte Lotta und stampfte mit dem Fuß auf vor Ungeduld.

„Nein, ganz gewiß nicht,“ antwortete Irene ruhig. „Mama würde sich durch unsere Drohung durchaus nicht in ihrer Absicht beirren lassen. Wir hätten eine häßliche Szene mit ihr — weiter nichts.“

„Ihr wollt euch also in alles fügen, Brand als Stiefvater und Hausherrn von Machow anerkennen, nur aus der elenden Erwägung heraus, Mama könne euch sonst die Zulage verkürzen?“

„Wie du das darstellst, klingt's natürlich scheußlich,“ meinte Jobst ärgerlich. „Aber was soll ich anfangen? Kavallerist sein ohne Geld, geht nicht. Machow gehört Mama, solange sie lebt.“

„Und wenn du glaubst, Lotta, daß ich mit Maxens Rittmeistergehalt und seinem bißchen Vermögen leben möchte, dann irrst du dich auch,“ fiel Irene ein.

„Freilich so elegante Toiletten tragen und alle Tage offenes Haus fürs halbe Regiment haben könntest du dann nicht mehr. Aber deine Selbstachtung würdest du behalten,“ entgegnete Lotta finster.

„Bitte, an Selbstachtung hat es mir noch nie gefehlt.“

„Und an der Achtung anderer Menschen liegt dir augenscheinlich nicht viel.“ Lotta stand auf. „Das

hätte ich nicht von euch erwartet. Kläglich, verächtlich handelt ihr.“

„Lotta, ich bitt' mir aus,“ fuhr Jobst auf, „das kann ich mir selbst von meiner Schwester nicht bieten lassen.“

„Aber von deiner Mutter lässest du es dir gefallen, daß sie dir einen rohen, halbgebildeten Menschen an die Stelle deines verstorbenen Vaters setzt! Du fügst dich in alles, nur um deinem Vergnügen weiter nachgehen zu können! Verlangst du etwa, daß ich einen solchen Standpunkt achte? Wenn du wirklich Ehr- und Pflichtgefühl besägest, so reichtest du deinen Abschied ein, um Machow selbst zu übernehmen. Hättest du das gleich nach Papas Tod getan, so wäre Mama nie in Brands Hände geraten.“

„Aber ich verstand doch gar nichts von der Wirtschaft.“

„Hättest es ja lernen können. Papa war unglücklich genug darüber, daß du's nicht getan hast. — Hole mir deinen Mann her, Irene. Vielleicht hat der ein Einsehen.“

„Max? Der denkt nur daran, ob er in den Generalstab kommt. Alles andere ist ihm egal. Übrigens wird er vernünftig genug sein, um einzusehen, daß wir uns mit einem Familienstandal nur selbst in die Nase schneiden. Nimm Vernunft an, Lotta. Bleib hier und sei mit uns vergnügt.“

„Dazu fehlt mir wirklich jede Stimmung.“

„Wie kann einem die Stimmung für Maibowle und Dragonerleutnante fehlen! — Irene, begreiffst du das?“ rief Jobst. Jede Spur von Arger hatte sich bereits wieder bei ihm verflüchtigt.

Ein Krümperwagen, mit zwei sehnigen Pferden bespannt, einem Dragoner auf dem Bod und mehreren

eng zusammengedrängten Offizieren darin rasselte laut über das Straßenpflaster.

Jobst steckte den Kopf durch das Gitter. „Wahrhaftig, Irene, das halbe Regiment rückt dir ins Haus,“ rief er der Schwester zu. „Durstig werden sie sein wie Heringe.“

„Desto besser. Sieh schnell nach der Bowle, lieber Junge. Du weißt ja, wo alles steht und liegt. Wahrhaftig, sechs Leutnante haben sich in den Krümpwagen gequetscht, und Eikstedt reitet nebenher. — Sieh da, das interessiert sogar Lotta. Schau — schau! Sie wird rot. Ja, an unserem Herzensbrecher Eikstedt geht keine Frau gleichgültig vorüber.“

Lotta zuckte die Achseln. In ihr bräunliches Gesicht stieg eine warme Röte. Die Schwester wollte mit ihren Neckereien fortfahren, aber das Eintreten der Gäste hinderte sie daran. Im nächsten Augenblick war die kleine Veranda mit Offizieren angefüllt. Sporenklirrende Verbeugungen, Händeschütteln, lachende Begrüßungsworte — alles schwirrte durcheinander. Die jungen Offiziere begrüßten die Hausfrau alle mit einer gewissen Vertraulichkeit, die ein sehr häufiger, zwangloser Verkehr in einer kleinen Stadt leicht mit sich bringt. Vor Lotta verbeugten sich alle sehr höflich. Aber man wußte augenscheinlich nicht viel mit ihr anzufangen.

Auch der Hausherr, der Rittmeister Max v. Grote, kam endlich aus seinem Studierzimmer hervor und schüttelte seinen Gästen die Hände. Er sah noch vollkommen „verbüffelt“ aus, wie Jobst meinte, und wirklich zog auch Grote den jungen Leutnant Reuter, der sich zur Kriegsakademie vorbereitete, sofort ins Gespräch über irgend eine taktische Aufgabe. Seiner Schwägerin hatte er nur flüchtig zugenickt. Ihr Verhältnis war ein

ziemlich kübles. Lotta gab darum auch den Versuch auf, ihren Schwager zum Widerstand gegen die Verlobung der Mutter aufzustacheln. Mochte Irene ihn von dem Geschehnis unterrichten. Er dachte ja doch nur an seine Karriere. Da saß er schon wieder, abgesehen von allen anderen, am Tisch mit seinem Opfer, dem armen kleinen Reuter, und zeichnete mit dem Daumnagel scharfe Striche in die weiße Damastdecke. Man konnte es Irene wirklich kaum verdenken, wenn sie nach anderer Unterhaltung wie der seinigen Verlangen trug.

Daran fehlte es ihr heute jedenfalls nicht. Sämtliche Offiziere gruppierten sich um ihren Schaukelstuhl. Irene wußte, daß ihr nichts besser stand, als im Sessel zu sitzen und zu plaudern. Das tat sie auch am liebsten. Was andere Damen sprachen, klang, mit ihrem Geplauder verglichen, schwerfällig, langweilig und alltäglich. Was sie sagte, waren oft ganz törichte Sachen ohne Logik, aber sie wußte alles so amüßant und originell hervorzubringen, daß die Herren Bier, Zigarren und Dienstgespräche im Stich ließen, um ihr zuzuhören.

Der Leutnant Bodo v. Ramin hielt seinen Fuß auf dem Gängel ihres Schaukelstuhls und setzte denselben fortgesetzt in sanfte Schwingungen. Leutnant v. Blankensee drehte für die junge Frau Zigaretten, der Rittmeister Wßer machte ihr Komplimente über ihre reizende Toilette — Irene schwamm also lustig in ihrem Element. Bewunderung war ihr Lebensbedürfnis. Ihr girrendes Lachen, ihre oft etwas gewagten Witze, die stets Lachsalven der entzückten Herren belohnten, waren deutlich hörbar.

Lotta bemerkte, wie ihr Schwager bei einer recht frivol klingenden Äußerung seiner jungen Frau aufjuckte und Irene einen ärgerlichen Blick zuwarf. Gleich

darauf fuhr er aber in seinen Erklärungen fort, ohne sich weiter in das Wickelgeplänkel am anderen Ende der Veranda einzumischen. Lotta wurde immer unbehaglicher zumute. Der Ton hier im Hause hatte ihr nie zugesagt. Heute fühlte sie sich grenzenlos überflüssig. Bei ihren Geschwistern fand sie weder Verständnis noch Hilfe. Was sollte sie eigentlich hier? Eilstedt hatte sich nach dem ersten kurzen Händedruck nicht weiter um sie bekümmert. Von ihrem Platz aus konnte sie sein feines, stolz geschnittenes Profil sehen. Sein dunkelblonder, hochgebürsteter Schnurrbart zitterte, die Augen kniffen sich zusammen beim Lachen über Irenes letzten Witz. Hatte die Krokette auch ihn an ihren Triumphwagen gespannt? Immerhin — was ging das sie an? Unmutig zog sie ihre rote Unterlippe durch die Zähne. Ihr Atem ging kurz und laut.

„Lotta, bitte, bestelle doch, daß endlich gedeckt wird,“ rief Irene ihr zu, der ihre Hausfrauenspflichten plötzlich einzufallen schienen. „Wie viel Personen sind wir eigentlich? Sieben Dragonerleutnante — Pardon, einer ist Rittmeister — macht acht, nein doch nur sieben, und wir vier — das wären also zehn.“

„Elf nach Adam Riese. Rechnen schwach, gnädige Frau,“ verbesserte Ramin.

„Mehr wie zehn Personen können nicht in unserem Esszimmer sitzen,“ überlegte Irene. „Was machen wir da?“

„Du weißt ja, daß ich fortfahren möchte,“ sagte Lotta.

Niemand hörte darauf.

„Wir tragen den Tisch auf den Grasplatz im Garten,“ schlug Ramin vor. „Wir helfen alle. Champions werden unter die Bäume gehangen. Italienische Nacht.“

Der Regimentsadjutant Werner riß einen Zettel

aus seinem Notizbuch. „Schicken Sie Ihren Diener in die Kaserne, Grote. Ein paar Leute von der Kapelle sollen sofort antreten. Wir müssen doch auch Musik haben!“

„Entzückende Idee!“ jubelte Irene. „Aber wer soll decken, wenn Bente fort ist?“

„Wir alle zusammen.“ Die Herren sprangen sämtlich auf. „Stellen Sie uns nur an, gnädige Frau. Einen alten Fahreisen umwinden wir mit Fliederzweigen. Auf die Nägel stecken wir die Lichter. Den hängen wir als Kronleuchter zwischen die Birkenäste. Der Tisch wird mit Blumen bestreut. Dazu die Maibowle. Das soll ein himmlischer Abend werden.“

Irene warf die Schleppe ihres Kleides über den Arm. „Lotta, hilf auch mit. Du bist so praktisch. Auf keinen Fall lasse ich dich fort.“

„Zwei Neuigkeiten habe ich noch für die Herrschaften,“ sagte der Regimentsadjutant mit geheimnisvoller Miene. „Der Oberst teilte sie mir mit. Ich darf's sagen, denn morgen früh wird's dienstlich bekannt gegeben.“

Alle horchten gespannt auf und umdrängten die wichtigste Person im Regiment, den Adjutanten.

Aber Werner schüttelte den Kopf. „Nein, jetzt noch nicht. Erst fleißig sein. Bei der Bowle wird's verkündigt.“

Lotta ließ sich von dem allgemeinen Trubel mit fortreißen. Ramin drückte ihr einfach eine Schere in die Hand.

„Gnädiges Fräulein, Sie schneiden mit Eilstedt Goldregen ab. Das heißt Eilstedt schneidet, der ist der Längste, und Sie sind so gnädig und sammeln die Zweige auf.“

Seinem Kommando fügten sich alle. Die übrigen

Herren liefen mit Irene ins Haus. Der Tisch wurde auf den Grasplatz hinausgetragen und unter Irenes Aufsicht gedeckt. Die jungen Offiziere stellten sich so geschickt an, wie wenn sie alle Tage Lohndiener spielen müßten. Dabei gab's ununterbrochen Lachen, Rufen, Laufen.

Als Jobst die blumenbekränzte Riesenbowle auf den Tisch setzte, riefen alle hurra. Ein Glas zum Kosten ging reihum.

„Bravo, ganz die richtige Temperatur, das Glas beschlägt sofort!“

Der dicke Blankensee und der Rittmeister Affer ergriffen die schlankte Gestalt des jungen Bredau und trugen ihn im Triumph um den Tisch.

An der Spitze der Birke schaukelte der blütenumwundene Faszreifen. Die Lichter brannten ruhig an dem windstillen Abend. Die darunter stehende Tafel, mit Flieder und Goldregen belegt, machte sich reizend. In einem Gebüsch versteckt saßen acht Musiker von der Regimentstapelle und spielten sehnsüchtige Walzer. Dazwischen lockte eine Nachtigall. Wenn ein Luftzug durch den Garten ging, trug er einen Schauer verwehender Fliedersternchen und eine Duftwooge des Heliotropbeetes mit sich.

Als Bente die Schüsseln mit Spargeln auftrug, tauchte Jobst mit einer gewissen Feierlichkeit die Spitzen der Maiträuter in die Bowle.

„Jetzt also heraus mit Ihren Staatsgeheimnissen, Werner!“ bat der Hausherr.

„Ihnen schweben natürlich Generalstabsmöglichkeiten vor, Grote. So schnell geht das nun doch nicht,“ dämpfte Werner den allzu eifrigen Streber. „Die Qualifikation haben Sie ja —“

„Die gute Botschaft wollen wir wissen!“ schrie Jobst,

indem er Werner ein gefülltes Glas hinhielt. „Die zukünftigen himbeerfarbenen Beinkleider meines gelehrten Schwagers interessierten mich weit weniger wie mein eigenes Geschick. Heute nachmittag träumte ich bereits, ich sei Flügeladjutant geworden. Stimmt das etwa?“

„Nicht ganz. Aber Sie werden im Herbst zur Reitschule nach Hannover kommandiert und —“

Werner machte eine Kunstpause, um die allgemeine Spannung noch zu steigern.

„Weiter — weiter!“

„Und Eitstedt ist zur Dienstleistung beim Fürsten von Werneburg-Freudenheim kommandiert, als Adjutant, Stallmeister oder zu was ihn Seine Durchlaucht sonst noch gebrauchen will.“

Aber Eitstedts Gesicht lief die Röte freudiger Überraschung. Seine Augen leuchteten. Lotta sah das mit einem merkwürdig wehen Gefühl im Herzen.

Jobst fiel dem neben ihm sitzenden Leutnant v. Blantensee um den Hals. „Da ich momentan nichts Besseres habe, muß ich dich küssen,“ jubelte er. „Kinder, freut euch mit mir. Profit, Werner — Ihr ganz spezielles Wohl! Für zwei Jahre aus diesem Nest heraus nach Hannover! — Göttlich! Das soll ein Leben werden!“

„Ob's sehr weise ist, Sie leichtsinniges Huhn dorthin zu lassen?“ meinte der Rittmeister Uffer nachdenklich. Aber niemand hörte in der allgemeinen Freude auf ihn.

Die Gläser klangen zusammen. Jobst ging um den Tisch und umarmte jeden einzelnen.

Irene stieß ihn lachend von sich. „Spar dir deine Küsse, du Schlingel. Wie du in Hannover auskommen willst, da's hier schon nie reicht, möcht' ich wissen.“

„Dafür mag Papa Brand sorgen,“ entgegnete Jobst weinselig. Die Bowle und die freudige Nachricht wirkten gleich berauschend auf ihn.

Lotta sah auf und bemerkte ein halb verlegenes, halb spöttisches Lachen auf den Gesichtern der Herren. Die Röte der Scham stieg ihr ins Gesicht.

„Meine Mutter hat sich mit Herrn Roderich Brand verlobt. Ich kam heute her, um meinen Geschwistern die Nachricht mitzuteilen,“ sagte sie.

Sie handelte nicht aus Überlegung, sondern aus plötzlicher Eingebung und dem Gefühl, den Ruf ihrer Mutter schützen zu müssen.

„Also darf man gratulieren?“ fragte der Rittmeister Wsfer immer noch etwas verlegen.

„Gewiß. Wir haben das lange erwartet und freuen uns, wenn unsere Mutter glücklich wird. Brand ist ein prächtiger Mensch,“ sagte Irene schnell gefaßt.

Ihr Mann runzelte die Stirn. „Mir dies mitzuteilen, fandest du natürlich nicht für nötig?“ rief er seiner Frau über den Tisch scharf zu. In seinen Augen lag ein Blick kalten Argers.

„Ich fand noch keine Gelegenheit, dich zu sprechen,“ gab sie unbekümmert zurück. „Wenn ich dir etwas erzählen will, hörst du nie zu und brummst nur, daß ich dich störe.“

„Wie ist das nur möglich einer so reizenden Frau gegenüber?“ Bodo v. Ramin legte seinen Arm auf die Lehne von Irenes Stuhl und sah sie entzückt an. Sie gab den Blick toletzt zurück.

Lotta biß sich auf die Lippen. Ihre Schwester gefiel ihr heute abend gar nicht. Sie fand ihr Benehmen herausfordernd und leichtsinnig, Ramins Huldigungen reichlich dreist. Wie konnte Grote diesen Ton in seinem Hause dulden?

Die Glückwünsche, welche die Anwesenden den Geschwistern zur Verlobung der Mutter sagten, klangen allerseits recht gezwungen. Lotta nahm sie mit müh-

sam erkämpfter Selbstbeherrschung hin. Sie war froh, als die Unterhaltung gleich darauf von dem peinlichen Thema ablenkte und sich anderen Dingen zuwandte.

Die Kommandierung ihres Bruders erfüllte Lotta ebenfalls mit Sorge. Da Jobst bisher in Dammin niemals mit seiner Zulage ausgekommen war, ließ sich nicht annehmen, daß dies im teuren Hannover anders werden würde. Und jetzt hing er bald nicht mehr, wie ehedem, allein von einer gütigen Mutter, sondern von einem Stiefvater ab, der sauer arbeiten mußte, wenn er den hohen Ansprüchen des verwöhnten jungen Offiziers genügen wollte. Aber außer diesen Familien Sorgen quälte noch etwas anderes Lotta, etwas, das sie kaum zu nennen wußte, und ihr doch wie ein feiner körperlicher Schmerz am Herzen fraß.

Zum ersten Male an diesem Abend sprach ihr Schwager ihr ganz aus der Seele, als er sich kopfschüttelnd an Eitstedt wandte: „Wie können Sie nur Ihre guten Aussichten aufs Spiel setzen, um eine so langweilige Hoffstellung anzunehmen?“

„Zur Abwechslung,“ meinte Eitstedt leicht hin.

„Die wird in Werneburg freilich groß sein!“ spottete Blantensee. „Eine Tante von mir war dort. Ein Schloß mit Park und einem Dorf. Das ist alles.“

„Das liebe ich gerade,“ beharrte Eitstedt, hielt sein Glas hoch und ließ die silbernen Strahlen des Mondes, der langsam und voll an dem tiefblauen Nachthimmel aufgegangen war, in dem geschliffenen Kelch funkeln. „Na — na!“ lachte der Rittmeister Uffer. „Der Fürst Werneburg ist ein Sonderling, ein leberner, hochmütiger Patron. Aber er hat wohl schöne Töchter — was?“

„Die älteste Prinzess ist häßlich,“ antwortete Eitstedt kurz.

„Und die jüngere?“

„Geschmackfache.“

„Aber Ihr Geschmack ist sie, Eitstedt? Wo sahen Sie sie denn schon?“

„Was ihr alles durcheinander fragt!“ Eitstedts Lachen klang etwas gezwungen. „Ich habe beide Prinzessinnen vorigen Winter in Gotha gesehen, als sie dort einige Hofbälle mitmachten und ich meine Tante besuchte.“

„Und dabei verabredeten Sie den Posten beim durchlauchtigsten Papa?“

„Unsinn! Aber ich hab's satt, mich hier ewig von meinem Rittmeister schubriegeln zu lassen.“

„Das wird ja immer schöner! Nun bin ich noch schuld!“ Rittmeister Affer lachte gutmütig. „Aee, Verehrter, ich lehne jede Verantwortung für Ihren dummen Streich ab. In ein paar Monaten wird's Ihnen über sein. Je kleiner der Hof, um so anspruchsvoller der Herr. Der Werneburger soll fast plagen vor Hochmut.“

„Aber wie heißt König Ringans Töchterlein? Rohtraut — Schön Rohtraut! — Musik, spielen Sie mal das Lied!“ rief Ramin.

Gleich darauf ertönte das süße alte Lied.

Die Offiziere fielen ein:

„Was siehst du mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!“

„Ist das ein Blech!“ brummte Eitstedt. Aber er hörte der Musik doch ganz verzückt zu.

Lotta lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Das Mondlicht spielte über ihr Gesicht. Sie sah sehr blaß, ihre Augen übergroß und dunkel aus. Obgleich sie sich nicht an der Unterhaltung beteiligte, entging ihr doch keine Silbe. Aber seit einiger Zeit hörte sie außer dem

Sprechen und Lachen noch ein anderes Geräusch vom Hause her, dessen Fenster sämtlich offen standen — einen feinen, wimmernden Klageklaut.

Gewiß weinte eines der Kinder, und natürlich achtete keiner von den Dienstboten auf die armen kleinen Würmer.

„Ich glaube, Mairi weinte eben,“ rief sie der Schwester zu.

Irene runzelte ärgerlich über die Störung die Stirn. „So laß doch! Die Wärterin ist ja bei ihnen.“

„Davon möchte ich mich lieber selbst überzeugen,“ erklärte Lotta. „Sie könnte doch fortgegangen sein.“

„Ja, bitte, sieh einmal nach, Lotta,“ wandte sich Grote freundlicher wie bisher an seine Schwägerin. „Die Wärterin klatscht gern stundenlang mit den anderen Dienstboten. Aber es ist Irene bequem, sie für unfehlbar zu halten.“

Die junge Frau antwortete gar nicht auf den Ausfall, erhob aber auch keinen Widerspruch, als die Schwester aufstand und dem Hause zuging.

Je näher Lotta der Wohnung kam, um so deutlicher wurde das Geschrei. Laufend erreichte sie das Zimmer, denn sie befürchtete, eines der Kinder könnte aus dem Bett gefallen sein und sich verletzt haben. Als sie eintrat, lag der kleine dicke Bubi laut heulend in seinem Gitterbettchen. Die vierjährige Mairi war aus dem ihren hinausgeklettert und stand im Nachthemdchen schreiend an der Tür, deren Klinke sie mit ihren kurzen Ärmchen nicht erreichen konnte.

„Was fehlt dir denn, Mairi? Warum weinst du so?“

Lotta umfaßte die kleine, zierliche Gestalt und strich das lose Blondhaar aus dem heißen, verweinten Gesichtchen.

Der Grund des Kummers, den Mairi hervor-

schluchzte, blieb ihr unverständlich. Das Kind mochte geträumt haben und beim Erwachen, als es sich allein sah, erschrocken sein.

Der kleine Junge beruhigte sich bald wieder. Aber Mairi, die etwas verzogen und eigensinnig zu sein schien, ließ sich gar nicht beschwichtigen. Sie rief laut nach dem Papa, und alles Bureden blieb erfolglos. Lotta mochte das aufgeregte Kind nicht verlassen, um die Wärterin zu holen; sie empfand daher eine große Erleichterung, als die Thür aufging und Grote, den ihr langes Ausbleiben geängstigt hatte, eintrat.

Mairi glitt sofort von Lottas Schoß herunter und lief mit einem Freudenruf auf ihren Papa zu, der die kleine weiße Gestalt aufhob und zärtlich an sich drückte.

Das Kind schluchzte seinen Jammer auf des Vaters Knien aus und beruhigte sich erst, als Grote eine Decke um es schlang und das kleine Geschöpf unter lieblosem Bureden im Zimmer hin und her trug.

Lotta sah mit im Schoß verschlungenen Händen zu. Ihr Schwager war ihr noch nie so sympathisch erschienen wie in diesem Augenblick, als er mit der zarten Geschicklichkeit einer Frau das müde Kind ins Bett legte und die kleine Hand in der seinen behielt, bis es eingeschlafen war. Den Kopf in die zur Faust geballte Hand stützend, blieb er neben dem weißgestrichenen Bettchen sitzen. Mit traurigem Ausdruck in seinem sonst so kalten, strengen Gesicht sah er vor sich hin.

„Soll ich die Wärterin holen, Max? Du mußt doch wieder zu den Gästen zurück,“ sagte Lotta endlich.

Grote sah überrascht auf. „Du bist noch hier, Lotta? Ja, bitte, schicke das Frauenzimmer herauf. Sie wird sich wohl an der Maibowle gütlich tun. Die armen Kinder können unterdessen schreien, so viel sie wollen.“

„Entlasse die unzuverlässige Person doch.“

Grote zuckte die Achseln. „Eine ist wie die andere. Wenn die Mutter sich nicht selbst um ihre Kinder bekümmern mag, wie kann man da von bezahlten Pflegerinnen größere Pflichttreue erwarten? Diese ist wenigstens freundlich mit den Kindern.“

„Warum sehest du Irene nicht den Kopf zurecht?“ fuhr Lotta auf. „Ihr seid alle so entsetzlich schlapp. Immer laßt ihr alles laufen, wie's will.“

„Glaubst du, ich hätte es nicht schon oft versucht, Irene zu beeinflussen?“ entgegnete Grote bitter. „Solange Irene in diesem Kreis von Anbetern und Schmeichlern bleibt, die ihr alle den Kopf verdrehen, und diese ewige Geselligkeit sie von jeder vernünftigen Beschäftigung abhält, wird es nie anders. Meine einzige Hoffnung ist, daß ich im Frühling nach Berlin in den Generalstab versetzt werde. Dann wird ein Strich gemacht.“

„Den mache doch lieber jetzt schon.“

Er schüttelte müde den Kopf. „Ich muß Ruhe zum Arbeiten haben, geistige Ruhe und Sammlung. Die Zerstreuung durch die Geselligkeit, das bleibt auf der Oberfläche; aber Szenen und Zänkereien, die lähmen meine Spannkraft. Darum gehe ich solchen Auseinandersetzungen lieber aus dem Wege und lasse alles laufen bis zu einer gewissen Grenze. Die zu überschreiten wird Irene sich schon hüten.“

„Darauf würde ich nicht zu fest bauen. Kannst du nicht mit Mama sprechen?“ Lotta vergaß in diesem Augenblick ganz ihre Entrüstung über die Mutter.

Grote lachte spöttisch. „Was für einen guten Einfluß versprichst du dir von einer Frau, die als Großmutter sich mit ihrem fünfzehn Jahre jüngeren Inspektor verlobt? Irene würde ihr einfach ins Gesicht

lachen. Nein, als beratende Mutter kann Brands Braut nicht mehr auftreten.“

„Du hast recht,“ bestätigte Lotta bitter. „Trostlose Verhältnisse sind das bei uns. Weil wir untereinander nicht einig sind, läßt sich auch nichts beschließen und bessern. Jobst und Irene sind zufrieden, wenn sie nur ihre Zulagen weiter bekommen. Weiter kümmert sie nichts.“

„Darin werden sie sich aber gründlich irren. Brand wird sich hüten, Jobsts Spiel- und Irenes Toiletten-schulden beständig weiter zu bezahlen, wie eure Mutter es tat. Ich kann ihm nicht einmal unrecht geben, wenn er sich weigert. Das ist ja ein Faß ohne Boden.“

„Rede du doch noch einmal mit Mama, Max.“

„Nein, Lotta, ich habe genug zu tun, um einem Skandal in meinem eigenen Hause vorzubeugen. Laß mich aus dem Spiel.“

Lotta ließ den Kopf sinken. „Immer strecke ich die Hände aus und ziehe sie leer wieder zurück,“ sagte sie traurig. Dann erhob sie sich. „Ich werde die Wärterin holen, Max. Geh wieder zu deinen Gästen.“

„Und du, Lotta?“

„Um mich kümmere dich nicht. Ich spanne mir meinen Pony selber an und fahre leise fort, ohne daß jemand es bemerkt. Zu der Gesellschaft gehe ich nicht wieder.“

„Kann dir's nicht verdienen. Willst du Bente nicht mitnehmen?“

„Der kann nicht entbehrt werden. Ich fahre allein. Der Mond scheint ja hell. Adieu, Max.“

„Adieu, Lotta.“

(Fortsetzung folgt.)





Lazko's Pelz.

Humoreske von Alwin Römer.

Mit Bildern
von E. Münch.



(Nachdruck verboten.)

Ursprünglich Lazko, der glutäugige Geiger, war drauf und dran, sich dick in die Berliner Wolle zu setzen. Seine Erfolge in den Weinrestaurants, wo er mit ein paar bescheideneren Landsleuten zusammen Zigeunermusik machte, hatten ihm in gewissen Kreisen einen Ruf verschafft. Man engagierte ihn gegen glänzende Honorare für Privatfestlichkeiten; er spielte bei märchenhaften Dinern, wo das Gedeck dem Monatsgehalt eines zweiten Buchhalters gleichkam; er fiedelte zu prunkvollen Hochzeiten, bei denen die Millionäre wie die Nudeln im Suppentopf dicht aufeinander saßen und sich an den erlesensten Delikatessen gütlich taten, bis sie zum Plätzen waren wie ihre Geldsäcke; er ließ seine Geige auf sezeßionistischen Hausbällen singen, über denen der Hauch und Duft symbolistischer Verzüchtung schwebte.

Und natürlich — eines Tages hatte er sich tief in das schöne, kleine, vor Wonne und Weh hüpfende und zuckende Herz Milena Hertensteins hineingegeigt. Seine sehnsüchtig gezogenen Töne waren, mit den Gluten seiner feurigen Blicke im Bunde, zu einem feinen, aber dauerhaften Goldfischnetz geworden, in dem die mondscheinzarte, ein bißchen weltfremd überspannte, vor allem gräßlich eigenwillige kleine Milena zappelte und keinerlei

Belehrungen des braven dicken Goldfischpapas, der sich vergeblich das zäh gesponnene Geflecht zu zerreißen bemühte, zugänglich war.

Sie lief in alle Konzerte, in denen Arpad Lazlo auftrat, sie fuhr mit ihm in der Stadtbahn dreimal rund um Berlin oder pendelte auf der Hochbahn hin und her zwischen Charlottenburg und der Warschauer Brücke; sie gab ihm Stellbüchlein im Tiergarten und traf ihn in verschwiegenen Konditoreien. Ganz Berlin wußte es, soweit es Milena Hertenstein kannte. Und sie hatte keinen kleinen Verkehrskreis. Die einen lachten, die anderen entrüsteten sich. Die dem monetenhungrigen Halbzigener einmal ins strupellose Herz gesehen hatten, bedauerten das schöne, wahnbetörte Kind. Der machtlose Vater wollte verzweifelt sein graues Haar raufen. Er hätte es wenigstens sicher getan, wenn es nicht ein artiges, sauber gearbeitetes Toupet gewesen wäre.

Aber zu ändern war eben nichts. Eines Tages mußte der Alte kapitulieren, wenn Milenchen nicht irgend einen tollen Streich begehen sollte. Unternehmend genug war sie dazu. Und Arpad hatte ein weites Gewissen. Nur wäre ihm ein normaler Verlauf dieses besten aller Engagements, das er je eingegangen war, lieber gewesen als eine Automobilhag durch Nacht und Nebel, bei der man sich seine kostbaren Knochen womöglich brechen konnte.

Er schob diese gewaltfame Lösung aller Konflikte deshalb nach Kräften hinaus, so tapfer das schöne Fräulein auch den Fall in Erwägung zog. Vielleicht belehrte sich der Alte doch noch vor der aufregenden Katastrophe, obgleich er den Geiger seit Monaten schon nicht mehr ins Haus ließ und ihn auf der Straße wie Luft behandelte.

Und dann fehlte dem braven Arpad auch noch etwas

höchst Wichtiges, ja Notwendiges für so eine Gretna-Green-Expedition: ein Pelz!

Er hätte zwar Geld genug gehabt, sich so ein nobles Garderobestück in Berlin zu kaufen. Aber in Ungarn daheim waren sie unendlich viel billiger. Er hätte als schlechter Haushalter vor sich selber dagestanden, wenn er unnötig so viel mehr dafür ausgegeben hätte. Freilich kostete die Geschichte einen Haufen Zoll, der die Differenz zum größten Teil wieder zu verschlucken imstande war; aber so dumm war Arpad nun schon lange nicht, sich solche Lasten aufzuerlegen. Nur schlau mußte man sein!

Der Pelz also war eines Tages da. Es war etwas Großartiges. Arpad sah darin aus wie ein Magnat, der ein halbes Duzend schwer reiche Tanten auf einmal beerbt hat. Und nun zeigte er sich Milena gegenüber auch geneigt, den Coup zu wagen und mit ihr im Auto nach Wien und weiter zu fahren, um den widerspenstigen Papa Hertenstein gründlich mürbe zu machen.

Mit großer Vorsicht hatte er den Plan entworfen. Milena sollte am Abend noch mit dem Vater zusammen die Oper besuchen, die der alte Herr meist vor dem letzten Akt verließ, um in seinen nahen Klub in der oberen Marktgrafenstraße zu gehen. Milena aber sollte sich nach Hause fahren lassen, dort den Chauffeur sowie ihre Kammerzofe verabschieden und in einer Droschke, die an der Straßenecke auf sie wartete, zum Winterfeldplatz eilen, wohin er sein bereits zu längerer Fernfahrt gemietetes Auto bestellt hatte. Kam dann Papa Hertenstein spät in der Nacht heim, würde er natürlich in dem guten Glauben schlafen gehen, sein Töchterchen ruhe längst wohlgeborgen in ihrem weichen Bettchen. Erst spät am nächsten Morgen, wenn Milena beim Frühstück ausblieb, konnte er ihre Abwesenheit entdecken

und den Telegraphen spielen lassen. Da waren sie aber vielleicht schon in Prag oder noch tiefer im Böhmischen drinnen.

Und es ging alles wie am Schnürchen. Das Winterwetter war prachtvoll. Ein bißchen kalt zwar in der Nacht. Aber dagegen konnte man sich schon schützen. Der Chauffeur des Autoverleihinstituts, den man halb und halb ins Vertrauen gezogen hatte, mußte Decken besorgen. Außerdem hatten sie ja Pelze, Milena einen Zobel, er den schönen neuen Biber aus Ungarn, der so billig gewesen war, weil er keinen Zoll gekostet hatte.

Am Nollendorfsplatz, in einem der dortigen Restaurants, wartete Arpad Lazko an jenem Abend voll Ungeduld auf die zehnte Stunde. Zwischen zehn und elf mußte Milena bestimmt erscheinen. Von zehn Uhr ab wollte er dann auf dem Winterfeldtplatz warten, bis sie kam.

Es war erst halb, als er nach der Uhr sah. Noch reichlich Zeit, einen wärmenden Glühwein zu trinken. Er bestellte, und der Kellner brachte das dampfende, purpurschimmernde Getränk. Aber es war heiß wie feurige Lohe. Er hätte sich die Lippen verbrannt, wenn er es zu hastig hinuntergestürzt hätte. Und so konnte er es nicht hindern, daß plötzlich ein Kreis von Bekannten, die aus irgend einem früh schließenden Theater hereinstömten, die Plätze in seiner Nische besetzten und ihn förmlich umzingelten.

Man machte ihm Vorwürfe über seine Absonderung. Ob ihm die Liebe denn gar keine Zeit mehr übrig lasse für die alten Freunde? Oder ob er gar so stolz geworden sei, seitdem er den noblen Pelz da trage?

Und der das letztere gesagt hatte, faßte mit feierlichem Respekt in das weiche Fell des kostbaren Paletots, der neben ihm hing.

Da packte den guten Arpad plötzlich der Übermut. „Der noble Pelz ist nicht gar so arg teuer!“ sagte er geschmeichelt und lachte verschmückt.

„Ah, hast du ihn als Präsent bekommen, du Rattenfänger?“ erkundigte sich ein blasser Neidling.



„Ach, was glaubt ihr! Er wird ihn bei Herpich schuldig geblieben sein!“ rief lachend ein Spottvogel. Arpad lächelte nur überlegen.

„Hast du ihn auf dem Leihamt gekauft, alter Pfiffikus?“ forschte ein dritter.

Da begehrte er auf. „Ich werde doch keine alten Sachen tragen!“

„Nun, nun, wie alt ist denn Ihre Geige, Lazko? Und wer hat sie schon alles in Händen gehabt?“ begütigte ihn ein anderer.

„Das ist etwas ganz anderes,“ bemerkte er geschmeichelt. „Aber der Pelz ist funkelnagelneu.“

„Stimmt nicht!“ ärgerte ihn der Spottvogel. „Der Knopf hier oben ist schon ziemlich schäbig. Also —“

„Durch den Knopf ist er eben so billig gewesen!“ triumphtierte Lazko. „Mit dem Knopf habe ich die Schnüffler auf dem Steueramt hereingelegt. An dem mußten sie sich überzeugen, daß es mein alter Buda- pester Pelz war, den ich mir endlich hatte nachschicken lassen. So zog ich ihnen den Zoll aus der Nase! Den Knopf aber hatte meine Großmutter von einem alten Flauschrod extra abgerissen und statt des anderen da angenäht. Den richtigen wird sie mir schon bald einmal schicken. — Wahrscheinlich schon bald!“

Und er lächelte bedeutungsvoll. Denn nun war es gleich zehn. Und auf dem Winterfeldtplatz stand sicher das Automobil schon.

„Verzeiht, Herrschaften, wenn ich mich jetzt empfehlen muß. Aber ich habe eine Verabredung von Wichtigkeit. Wir treffen uns bald einmal wieder.“

Er trank seinen Glühwein aus, zahlte und griff nach seinem Pelzmantel.

Der Kellner sprang schon herbei, um ihm hinein- zuhelfen.

„Hab' die Ehre!“ wollte er rufen. Doch die Zunge versagte ihm plötzlich.

Es hatte sich jäh eine Hand auf seine Schulter gelegt, und eine tiefe Beamtenstimme sagte scharf und bestimmt: „Mein Herr, ich lege Beschlagnahme auf diesen

Pelz. Er ist nach Ihrem eigenen Zeugnis geschmuggelt. Ich bin der königliche Oberzollinspektor Degenhardt. Haben Sie die Freundlichkeit, mich zum nächsten Zollamt zu begleiten, wo wir ein vorläufiges Protokoll aufnehmen werden!*)

Arpad war zuerst über die Mäßen erschrocken; dann war ihm die Szene wie ein schlechter Witz erschienen. Als er jedoch in das ernsthafte, geradezu unbewegliche Gesicht des fremden Herrn sah, fing er an die Sache gefährlich zu finden und versuchte fast, sich aus der selbst gelegten Schlinge zu ziehen.

„Es war ja nur ein schlechter Witz, den ich den Herren hier aufgebunden habe!“ log er. „Der Pelz ist wirklich nicht geschmuggelt! Ich bitte Sie, mir zu glauben und die Sache auf sich beruhen zu lassen. Ich habe nämlich keinen Augenblick Zeit mehr.“

„Das tut mir Ihretwegen sehr leid, Herr —“

„Lazko ist mein Name.“

„— Herr Lazko. Aber es ist meine Pflicht, der Sache auf den Grund zu gehen. Es wird Sie ja nicht lange aufhalten. Je bereitwilliger Sie mit mir gehen, desto schneller ist die Angelegenheit vorläufig erledigt.“

„Ja, wenn ich Ihnen doch aber sage —“

Der Beamte zuckte die Achseln. „Einmal können Sie die Wahrheit nur gesagt haben!“ erklärte er unerbittlich. „Entweder vorhin oder jetzt. Das wird ja späterhin die Untersuchung ergeben. Also fügen Sie sich. Es geht wirklich nicht anders!“

Arpad knirschte mit den Zähnen vor Grimm. Wortlos zuckte er die Achseln und brummte: „Also — wenn es durchaus sein muß! Aber dann auch Salopp, Verehrtester! Es eilt mir wirklich heute!“

*) Siehe das Titelbild.

Der Kellner wollte ihm nunmehr in den Biberpelz helfen, aber der Oberzollinspektor verhinderte das.

„Bringen Sie den Pelz in die Droschke!“ befahl er.
„Er ist vorläufig mit Beschlagnahme belegt.“

Dann grüßte er gemessen und zog mit Lazko von dannen.

Man saß noch ein paar Schoppen lang beieinander und besprach den Fall, nicht ohne Bedauern, aber auch nicht ganz ohne die so genußreiche Schadenfreude. Denn Arpad Lazkos schmutziger Geiz, der hier einmal empfindlich getroffen wurde, war den meisten der Anwesenden nur zu bekannt.

Da plötzlich — es mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein — stürzte er wieder in das Gastzimmer, bleich, durchgefroren, aber wild erregt, mit wirrem Haar und heftig gestikulierenden Händen, vergeblich eine Weile nach Atem ringend, um sprechen zu können.

Alle sprangen überrascht von den Stühlen auf.

„Was ist geschehen, Lazko? So reden Sie doch!“ riefen die Bekannten bestürzt durcheinander.

„Ihr müßt alle mit auf die Polizei! Schnell, schnell!“ stöhnte er endlich. „Der Kerl war ein Schwindler! Er ist mit meinem Pelz verschwunden!“

Nach und nach erfuhr man, wie die Geschichte zugegangen war. Die Droschke hatte vor einem Hause gehalten, worin wahrhaftig ein Zollamt untergebracht war. Aber es war schon geschlossen gewesen. Sie hatten wieder umkehren müssen.

„So werden wir zum Chef fahren,“ hatte der Gauer gesagt. „Das ist insofern für Sie günstiger, als er Ihnen den Pelz vielleicht gegen eine Abstandsanzahlung überlassen kann.“

Das zweite Haus, vor dem sie gehalten, war ein Eckhaus mit doppeltem Ausgang gewesen. Arpad hatte

vergeblich im Hausflur auf das Wiedererscheinen des Herrn Oberzollinspektors gewartet. Der war, angeblich um erst ein Wort unter vier Augen mit dem Chef zu reden, die Treppe hinaufgestiegen und verduftet. Mitsamt dem Pelze natürlich. Es war ein Gaunerstreich allererster Sorte. Eine geniale Improvisation, wie sie nur ein Spezialist von Fach zu leisten imstande ist.

Der Droschkentufcher war der erste gewesen, der Verdacht geschöpft hatte. Aber ehe er den im Flur umherstampfenden Arpad mobil gemacht, war der Gauner längst über alle Berge gewesen.

Wutschnaubend hatte sich Arpad zur Polizei fahren lassen, um diese auf die Spur des Räubers zu heizen. Dann war er in das Restaurant gekommen, damit seine Freunde das Signalement ergänzen sollten.

Milena Hertenstein, das verwöhnte Schoßkind des Glückes, das jede Vernachlässigung wie eine Schmach empfand, wartete auf dem Winterfeldtplatz und wartete, ohne von dem geliebten Arpad auch nur einen Rockzipfel zu erblicken.

Aufgeregt lief sie vor ihrer Droschke, die sie warten ließ, auf und ab.

Dabei stiegen langsam die Zweifel in ihr auf, ob der Mann es wirklich verdiene, daß sie ihr Schicksal an das seine kette, der in einer so entscheidenden Stunde so wenig zuverlässig erschien. Wenn ihn nicht ein großes Unglück getroffen hatte, ging ihre glühende Liebe für ihn unrettbar in der grauen Asche der Enttäuschung zugrunde. Fast betete und bettelte ihr Herz um solch ein Unglück. Natürlich um eines, das sich wieder gutmachen ließ.

Nun, ein gestohlener Pelz galt dem von materiellen Bängnissen nie umschattet gewesenen Goldfischchen nicht

für solch ein Unglück, umso weniger, da der tolle Schwindel ja nur durch Lazkos eigene Schuld möglich gewesen war.
Als der traurige Held endlich bei ihr auftauchte und,



noch immer voll Ingrim und Arger, erzählte, was ihm widerfahren war, warum er sie hatte warten lassen müssen, und daß er die geplante Flucht in dieser Nacht unmöglich mit ihr ausführen könne, weil er morgen

unbedingt auf dem Polizeiamt erscheinen müsse, wenn er seinen Pelz im Leben überhaupt noch einmal wiedersehen wolle, da verstummte sie nachdenklich und lächelte nur noch verloren zu seinen aufgeregt hervorsprudelnden, ihr so leer und inhaltlos vorkommenden Worten.



Plötzlich drehte sie sich um, ließ ihn stehen, stieg in ihre Droschke und ließ sich nach Hause zurückfahren. Es war aus für immer!

Daheim hörte der Vater sie die Treppe heraufkommen. Sie schlich nicht. Sie ging ruhig und stolz wie immer durch den Korridor und ließ den Schlüssel gelassen seine schrille, schnappende Musik machen.

„Wo kommst du her so spät, Mädel?“ fragte der Goldfischpapa erstaunt und sah ihr in das blasse, finstere Gesichtchen mit den fest zusammengepreßten Lippen.

„Von einer verunglückten Hochzeitsreise!“ antwortete sie und brach dann in ein bitteres, wildes Lachen aus, das den alten Herrn ganz aus der Fassung brachte.

Da nahm er sie um die Taille, zog sie auf seine Knie nieder und streichelte sie zärtlich, wie er's, als sie noch ein Kind war, immer getan hatte, bis sie anfing zu beichten.

— — — — —
Mit Arpad Lazto hat sie keine Silbe wieder gesprochen. Seine Briefe ließ sie uneröffnet zurückgehen. Auf seinen Straßengruß erfolgte kein Dank.

Es war wirklich aus!

Arpad war plötzlich unter die Pechvögel geraten, nachdem ihn das Glück monatelang geradezu verfolgt hatte. Auch seinen Pelz bekam er nicht wieder, so eifrig sich die Polizei auch der Angelegenheit annahm. Dafür bedachte ihn die Zollbehörde, die natürlich gleichfalls Wind von der Geschichte erhalten hatte, mit einem ganz erklecklichen Strafmandat.

Boshafte Freunde aber — und er hatte deren eine stattliche Anzahl — fragten ihn bei jeder Gelegenheit in jenem Tone verdächtigen Mitleids: „Na, Arpad, was macht denn dein Pelz?“

Das hielt er auf die Dauer nicht aus. Eines Tages verwünschte er Pelz, Knopf, Zoll und Berlin und fuhr nach Budapest ins alte Ungarland zurück.

Es war an dem gleichen Tage, als Milena sich in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche mit dem ehrlichsten und zuverlässigsten ihrer Verehrer, ihrem alten Freunde Marlow, trauen ließ.





Robinson und seine Insel.

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 7 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Der Held der berühmten Jugenderzählung „Robinson Crusoe“, die der englische Schriftsteller David Defoe im Jahre 1719 verfaßte, ist keine bloße Phantasiestalt. Sein Urbild ist vielmehr bekanntlich der schottische Matrose Alexander Selkirk, dessen Berichte Defoe die Anregung zu seiner Erzählung gaben. Man hat eine Zeitlang behauptet, daß Defoe die Tagebücher dieses Seemannes in unerlaubter Weise ausgenützt und sie zum größten Teil abgeschrieben habe. Heute aber steht es fest, daß Defoe seine Erfindungsgabe in den Einzelheiten frei walten ließ und auch die erzieherische Grundidee, die die Entwicklung eines Charakters zeigen soll, der alles seiner eigenen Kraft verdankt, selbständig schuf.

Ebenso hat Defoe den Schauplatz umgeändert. Während sich in der Erzählung Robinson auf eine Insel rettet, die unweit der Orinokomündung liegt und darum zu den Kleinen Antillen gerechnet werden kann, verbrachte Selkirk die Jahre seiner Abgeschiedenheit auf Mas á tierra, einer Insel, die zur Inselgruppe Juan Fernandez im Stillen Ozean gehört, unter fast derselben Breite wie Valparaiso liegt und rund 560 Kilometer von der chilenischen Küste entfernt ist.

Alexander Selkirk wurde 1676 in Largo, einem Dörfchen in der schottischen Grafschaft Fife, als Sproß einer Schifferfamilie geboren. Seine unmittelbaren

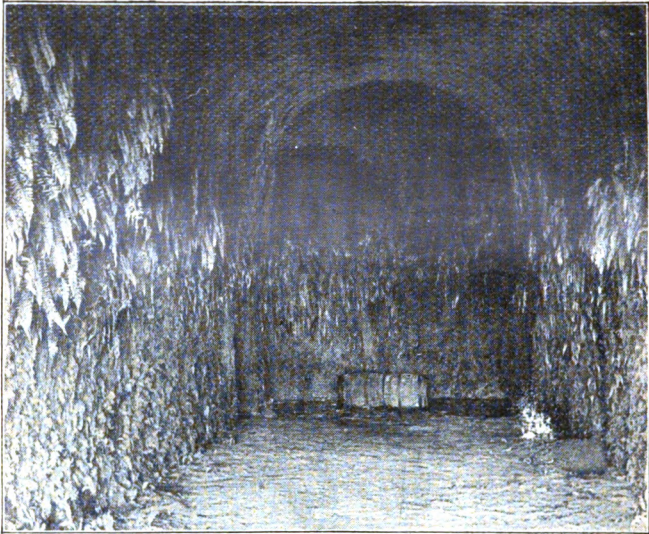
Vorfahren führten ein abenteuerliches Leben und gerieten auch verschiedentlich mit den Gesezen in Konflikt. Sein Urgroßvater ertrank im Eismeer, sein Großvater wurde von einem Haifisch verschlungen, sein Vater war



Aussehungsplatz Selfirks.

ein allzu eifriger Verehrer des Groggs und wurde wegen seiner Vorliebe für fremdes Eigentum an der Bramstange eines Westindienfahrers aufgeknüpft. Seine Großmutter büßte im Spinnhaus, und seine Mutter war durch den Strick gestorben, als den jungen Alexander, der mancherlei auf dem Kerbholz hatte, die Abenteuerlust erfaßte und er zur See ging.

Wie er in seinen Mitteilungen, die 1712 in der Zeitschrift „The Englishman“ erschienen, erzählt, begleitete er auch den Weltumsegler Dampier als Bootsmann auf dessen Entdeckungsfahrten nach Neuholland und der Südsee im Jahre 1699. Später trat Selkirk

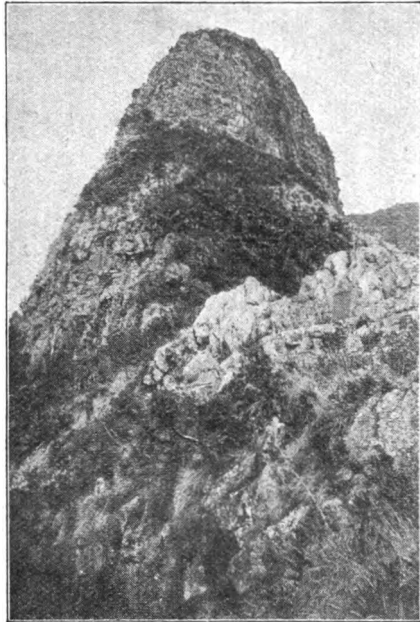


Selkirks Höhle.

in den Dienst des Kapitäns Harding, der mit seinem Schiff „Cinquedorts“ nach der Südsee auslief. Mit ihm konnte sich Selkirk nicht vertragen, wobei die Schuld nicht allein an ihm gelegen zu haben scheint, da der Kapitän ein Trinker und wüster Mensch war. Auf der Rückfahrt nach England einigte man sich dahin, daß das Schiff die Juan Fernandez-Gruppe aufsuchte, wo sich Selkirk auf der schon erwähnten Insel Mas á tierra aussetzen ließ.

Die Ausfegung erfolgte im September 1704 in einer feichten Bucht. Die ganze Inselgruppe war eine beliebte Zufluchtstätte der Seeräuber, die damals unter dem Namen „Flibustier“ in den südamerikanischen Gewässern ihr Unwesen trieben.

Auch Dampier, der frühere Kapitän Selkirk, hatte eine Zeitlang den Flibustiern angehört und gelegentlich die Inseln besucht. Im Gegensatz zu Defoes Schilderung, nach der Robinson aller Hilfsmittel bar an den Strand gespült wird, stattete Harding Selkirk mit Kleidung und



Der Auslug Selkirks.

Schuhwerk, einem Bett, Beil, Messer und Feuerzeug, einer Musquete und einigen Pfund Pulver, verschiedenen Schiffsinstrumenten, einer Bibel und Samen von Weizen, Rüben und Rükenträutern aus. Da, wie bemerkt, die Flibustier die Insel zeitweilig als Zufluchtsort benützten, so fand Selkirk auf ihr zahlreiche verwilderte Ziegen vor, die von entlaufenen Ziegen der Flibustier abstammten, sich

leicht jagen ließen und ihm genügend Fleischnahrung lieferten. In der Nähe des Aussehungsplazes erbaute sich Seltirk zuerst zwei Hütten und legte sich sodann am Bergabhang eine Höhle an, die noch heute vorhanden und ziemlich geräumig ist. In ihr brachte er

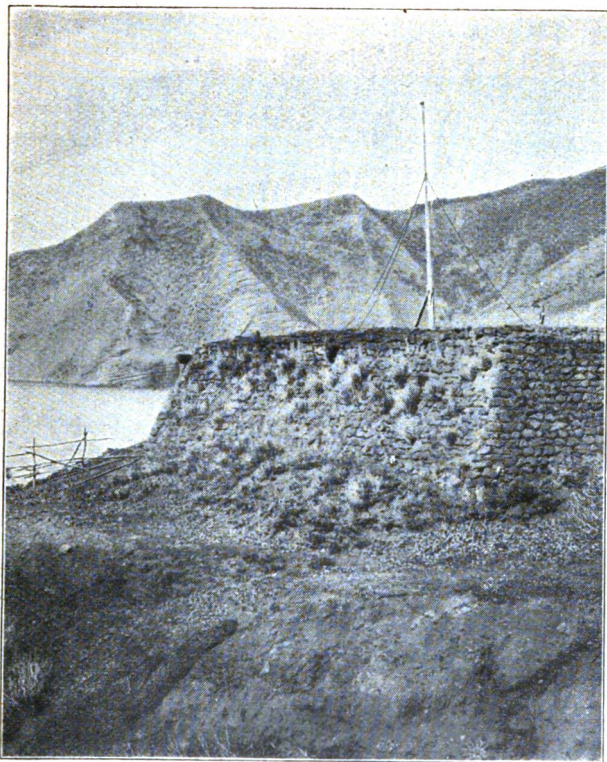


Hafen in der San-Juan-Bautista-Bucht.

auch die eingefangenen und gezähmten Ziegen unter, von deren Milch und Fleisch er bei einer etwaigen Erkrankung zu leben gedachte. Er lag denn auch wirklich einmal vierzehn Tage krank, als er bei der Ziegenjagd einen Abhang heruntergestürzt war.

Im ganzen verweilte Seltirk vier Jahre und vier Monate auf der Insel. Obgleich er sich ganz wohl

fühlte, fehlte ihm doch mit der Zeit mehr und mehr die menschliche Gesellschaft, so daß er immer sehnlicher von einem Felskegel unweit seiner Wohnstätte nach



Spanisches Fort aus dem 18. Jahrhundert.

einem vorbeipassierenden Schiff auslugte. Einmal landete ein spanisches Schiff. Seltirk, der eine Kleidung aus Ziegenfellen trug und ziemlich verwildert aussah, suchte sich den Spaniern zu nähern. Doch gaben diese

auf ihn Feuer, so daß er schleunigst die Flucht ergreifen mußte. Endlich nahte ihm aber doch die Erlösung. Am 1. Februar 1709 erschien unter dem Weltumsegler Wood Rogers eine englische Fregatte, die ihn aufnahm. An Bord des Schiffes traf er auch Dampier wieder,



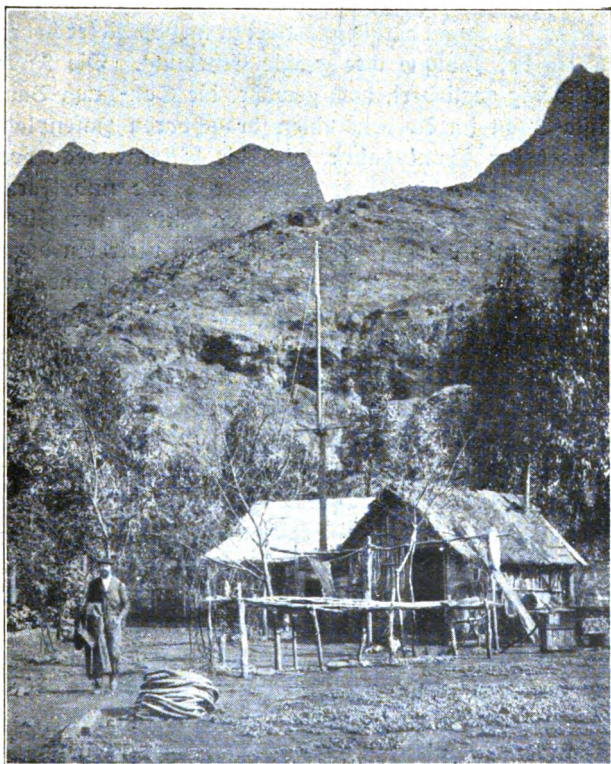
Erinnerungstafel an Selkirk.

der den Posten eines Steuermanns versah. Im Jahre 1711 kehrte Selkirk nach England zurück.

Das ist in kurzen Zügen die Grundlage zu der Erzählung Defoes.

Die Juan Fernandez-Gruppe, die zu Chile gehört, zerfällt in drei Inseln, die zusammen einen Flächenraum von 185 Quadratkilometer haben. Die kleinste

dieser Inseln ist Santa Clara, die 5 Quadratkilometer groß ist und wegen ihres Ziegenreichtums auch Goat Island genannt wird. Gegen 160 Kilometer westlicher



Hütte eines Walfischfängers auf Mas á tierra.

liegt die Insel Mas á fuera, die 17 Kilometer lang, 4 Kilometer breit ist und 85 Quadratkilometer umfaßt. Ihre höchste Erhebung steigt bis zu 1850 Meter auf. Mas á fuera ist mit dichten Waldungen bedeckt, und an seinen Küsten finden sich zahlreiche Seehunde vor.

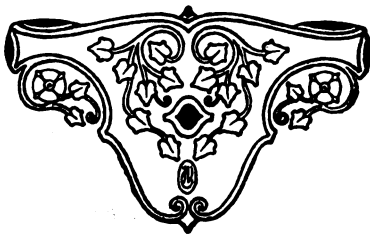
Die östlichste der Inseln ist Mas á tierra, Seltirks Einsiedlerstätte. Sie mißt 22 Kilometer in die Länge, fast 8 Kilometer in die Breite und hat einen Flächenraum von 95 Quadratkilometer. Sie ist vulkanischen Ursprungs, meist bergig und erreicht im 983 Meter hohen Cerro del Junque ihre größte Erhebung. Die Küste ist wenig gegliedert, doch gewährt die San-Juan-Bautista-Bucht im Norden einen brauchbaren Hafenplatz. Außer der Chontapalme wird die Pflanzendecke von einer großen Anzahl verschiedener Farne und Farnbäume gebildet, die in ihrer Gestalt der Flora Neuseelands ähneln. Die Tierwelt ist vertreten durch eingeführte und verwilderte Ziegen, Esel, Schweine, Rinder und Pferde, sowie durch eine Drosselart, mehrere Raubvögel und einen nur hier heimischen Kolibri.

Das Klima ist mild-ozeanisch und gesund. Bei vorherrschend östlichen Winden dauert die Regenzeit vom April bis September, so daß die Insel gute Weiden darbietet und sich auch für den Ackerbau eignet. Allerdings ist für landwirtschaftliche Kulturen bei der bergigen Natur nur ein geringes Gebiet vorhanden, und außerdem leiden diese auch durch die verwilderten Ziegen. Eine reiche Beute an Fischen aller Art liefert das Meer.

Verschiedentlich ist versucht worden, Mas á tierra zu besiedeln. Im achtzehnten Jahrhundert legten auf ihr die Spanier, um einen Stützpunkt zur Unterdrückung der Seeräuber zu gewinnen, ein Fort an, von dem noch Reste erhalten sind. Im Jahre 1868 gründete auf ihr der deutsche Ingenieur Robert Wehrdan eine Kolonie, die aber bald wieder einging. In diesem Jahr besuchte auch das englische Kriegsschiff „Topas“ die Insel. Die Offiziere stifteten zur Erinnerung an Seltirks Aufenthalt eine Gedenktafel, die kurz seine Lebensschicksale schildert und die Namen der Stifter auf-

führt. Dann suchte im Jahre 1877 wieder ein Schweizer auf der Insel Fuß zu fassen. Im Verein mit einer Anzahl Kolonisten, die zuletzt bis auf zwanzig Köpfe wuchsen, legte er eine Meierei größeren Stiles an, um ihre Produkte, Butter und Käse, nach Chile zu exportieren. Infolge der mangelhaften Schiffsverbindung gelangte aber das Unternehmen zu keiner rechten Blüte, so daß es aufgegeben wurde. Nach dieser Zeit haben nur noch Walfischfänger gelegentlich auf der Insel ihre Hütten aufgeschlagen, um sich hier mit frischem Fleisch zu verproviantieren.

Jetzt scheint nun das Geschick der Insel für lange Zeit endgültig entschieden zu sein. Die chilenische Regierung ließ unlängst *Mas á tierra* durch eine Kommission auf ihre Bewohnbarkeit und Bodenverhältnisse untersuchen. Da der Bericht befriedigend ausfiel, so beabsichtigt Chile nunmehr, auf der Insel eine Deportationsstation für Sträflinge zu errichten. Es sollen zu diesem Zweck Wohngebäude, Scheunen und Ställe erbaut werden, damit die Sträflinge unter Aufsicht von Beamten Landwirtschaft und Viehzucht treiben.





Der Kaiserbecher.

Eine Jagdgeschichte von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Der Oberförster Morgenstern streckte dem Rittergutsbesitzer Kurt Brasten-Kaulick die Hand entgegen. „Recht so, daß Sie sich endlich wieder mal blicken lassen! Kommen mir wie gerufen! Hab' nämlich 'ne ganz miserable Laune!“

Brasten, ein junger, stattlicher Mann von ungefähr dreißig Jahren, ergriff die gebotene Hand und lachte. „Aber Herr Oberförster! Schlechte Laune — gerade jetzt, wo der Hirsch in die Brunst tritt!“

„Ausgerechnet deshalb! Nehmen Sie Platz. Mit 'nem halben Duzend Groggs hab' ich schon versucht, meinen Ärger 'runterzuspülen. Vorläufig vergebens. Vielleicht wird's besser, wenn das Duzend voll ist. Sie halten doch mit?“

„Versteht sich — mit Freuden!“

„Endlich wieder mal ein vernünftiger Mensch! Junggesellen sind wir ja beide. Sie werden's freilich wohl nicht mehr lange bleiben, ich aber hab' den Anschluß endgültig verfehlt. — Also — Umstände werden nicht gemacht! — He, Marikke, heißes Wasser!“ brüllte der Oberförster zur Tür seines Arbeitszimmers hinaus, kraute sich seinen von Silberfäden durchzogenen langen braunen Vollbart und fuhr sich dann energisch über die große Gläze.

„Na, ich hab' auch meinen Ärger, Herr Oberförster!“

„Famos — famos! Da passen wir ja heute ganz

prächtig zusammen! Übrigens wird's bei Ihnen nicht weiter schlimm sein. Natürlich Nachbars Töchterlein! Aber so sind sie nun einmal, tun Gott weiß wie, wenn sie einen fest am Leitriemen haben und dann — —! Nur nicht nachgeben, junger Freund! Knurren Sie wie ein bissiger Rötter!“

Braffen setzte sich, sagte kein Wort und sah sich interessiert die Jagdtrophäen an den Wänden an, während das Dienstmädchen das heiße Wasser brachte. Als sie wieder gegangen war, schlug er die Beine übereinander, lehnte sich auf seinen Stuhl zurück und fragte: „Und wo drückt Sie der Schuh, Herr Oberförster?“

„Also. Na, Sie sind ja einer, der den Mund halten kann. Hab' da einen Hirsch mitten im Revier stehen gehabt. — Ge habt! Schon als Zehrender ein Bursche — Donner und Doria! Hab' ihn immer unter Kontrolle gehalten. Dieses Jahr trug er achtzehn Sprossen. Achtzehn! Aber was für welche! Und Rosen und Perlen und 'ne Auslage — mein Lebtag hatt' ich so was noch nicht gesehen! . . . Also — ich mich hingesezt und das Wunder der Natur höheren Orts gemeldet und hinzugefügt: wer den streckt, dem ist bei der nächsten Jagdausstellung in Berlin der Kaiserbecher sicher! . . . Schließlich, man will sich doch bei seinen Vorgesetzten in die Wolle setzen, wenn man auch nicht versezt sein will. Hier fühl' ich mich nämlich urgemütlich! . . . Und was meinen Sie — seit drei Tagen ist der Achtzehrender spurlos verschwunden!“

Braffen beugte sich gespannt vor, denn er war selbst ein großer Weidmann vor dem Herrn.

„Wie fortgeblasen ist er! An Wildddiebe kann ich nicht recht glauben, denn mein Personal ist gut, und dann läuft der Kerl auch keinem so leicht vor die Mündung. Das schönste aber ist: der Landwirtschafts-

minister hat sich angefangt. Er will ihn selber strecken, für nächsten Sonnabend hat er seine Ankunft gemeldet. Heute haben wir Montag. Schön sitz' ich in der Tinte!“

Braffen wiegte den Kopf hin und her, strich sich nachdenklich seinen kurzgehaltenen starken blonden Schnurrbart zur Seite und sagte nach einer langen Pause: „Ein paar Schneider*) schreien bei mir bereits. Sie wissen doch, Herr Oberförster, wenn beim Hirsch die Liebe erwacht, dann ist er unberechenbar, wandert oft weit.“

„Hab' ich mir auch gesagt. Mir schon ganz recht, warum schreib' ich alter Esel auch solch einen Bericht, daß jedem Weidmann warm unter der Weste werden muß, wenn ich's gar nicht nötig habe! Nun bin ich der blamierte Mitteleuropäer!“

„Vielleicht wechselt er doch wieder zurück,“ versuchte Braffen zu trösten.

Der Oberförster trank das große Glas Grog in einem Zuge leer. „Das ist's ja eben! Schreib' ich jetzt dem Minister ab und telegraphier' dann wieder, er soll doch kommen — was macht das für einen Eindruck? Und lasse ich die Depesche erst im letzten Augenblicke los, ist's dem hohen Herrn natürlich auch nicht recht!“

„Aber Exzellenz ist doch auch Weidmann und wird's verstehen, wenn —“

„Papperlapapp, mein Bester, er ist ein großes Tier, und große Tiere haben bekanntlich Nerven. Wer bekäm' sie denn auch nicht, wenn er in unseren Zeitläuften Minister sein muß? Ich wenigstens bedanke mich schön für die hohe Ehre! . . . Profit — Nachbars Töchterlein in Szittkenen soll leben! Übrigens eine weidgerechte Jungfrau! Wenn ich so an die Dreißig 'ran wäre

*) Junge Hirsche.

wie Sie, Gott steh mir bei, aber ich sagte nicht gut für mein schönes Junggesellenleben!“

„Profit — profit!“ erwiderte Brasten, dabei zog sich eine dicke Wulst auf seiner Stirne zusammen, und dann schüttelte er sich.

Der Oberförster war gar zu sparsam mit dem Wasser umgegangen, und der Arrak „de Goa“ war sicher innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle zusammendestilliert worden.

„Ja, ja, Sie junges Blut, hab' das zu beobachten recht oft Gelegenheit gehabt. Wenn einer denkt, nun ist alles in schönster Ordnung, kriegt er von der Herzallerliebsten plötzlich einen kräftigen Nasenstüber. — Natürlich nur, wenn sie sicher ist, daß er ihr nicht mehr durch die Lappen geht!“

Brasten machte eine abwehrende Handbewegung und lenkte das Gespräch in andere Bahnen.

Und als gegen Mitternacht sein leichter Jagdwagen vorfuhr, mit zwei feurigen Füchsen davor, verspürte er ein ganz solides Schädelbrummen.

* * *

Rurt Brasten fand in dieser Nacht keinen Schlaf. Vielleicht lag es an dem Arrak „de Goa“, vielleicht an den Zigarren des Oberförsters, der ein besonders kräftiges Kraut liebte, mochte es sein, was es wollte.

Schon vor Morgengrauen weckte er seine Wirtschaftsmamsell, ließ sich Kaffee kochen und beaufsichtigte das Futterschütten.

Aber die Kopfschmerzen wollten nicht nachlassen. Da griff er zum Stocke und wanderte hinaus auf seine Felder; mit der Kartoffelernte war am Tage vorher begonnen worden.

Vorläufig kämpfte die Sonne noch aussichtslos mit

dem dichten Herbstnebel. Von ferne drang das Schreien zweier Hirsche zu ihm. An den Altstimmen hörte er, daß es Schneider waren. Und wenn er die Büchse auch nicht bei sich trug, zu versäumen hatte er nichts. Da wollte er sich die Hochgeweihten doch einmal näher ansehen. Der eine oder der andere würde in den nächsten Tagen doch dran glauben müssen — wenn sich nicht stärkere Hirsche meldeten.

Brausten beschleunigte seine Schritte. Eine Viertelstunde später hatte er den Wald erreicht.

Als glühender Ball stand die Sonne am Himmel, lichter wurden die Nebelschwaden, kräftige Windstöße wirbelten sie zwischen die hohen Stämme, von den Blättern tropften sie als Tau herab.

Und noch immer schrieten die Hirsche.

„Aha,“ dachte er, „auf der Waldwiese stehen sie und tun sich an den letzten Brombeeren gütlich!“

Leise schlich er dahin — und blieb auf einmal wie angewurzelt stehen. Ein Hirsch hatte in tiefstem Bass auf den Kampfruf der Schneider geantwortet. Mußte das ein Prachtkerl sein!

Doppelt vorsichtig pirschte er sich weiter. Aber ihm in den Buchenwipfeln suchte der erste siegreiche Sonnenstrahl dahin. Wie wild fingen die Nebel an zu tanzen, hoben und senkten sich, immer höher schwebten sie, hie und da fuhr ein feuriger Strahl blickartig in die grauen Schleier und riß sie in Fäden. Nur auf der feuchten Waldwiese, an dessen Rand er nun gedeckt hinter einer hohen Fichte stand, wälzten sie sich noch wie haushohe graue Kugeln hin und her.

Brausten schlug das Herz gegen die Rippen. Keine zweihundert Meter weit mußte der starke Hirsch stehen. Auf seinen Kampfruf antworteten vom jenseitigen Waldrand eben wieder die beiden Schneider.

Ein paar Minuten später konnte er durch den immer dünner werdenden Nebel in verschwommenen Umrissen den Hochgeweihten erkennen. Da krampften sich seine Hände um den Baumstamm. Wahrhaftig — dort stand der Ahtzehnder des Oberförsters, und dreißig Meter entfernt, an einer dichten Brombeerhecke zusammengedrängt sein Rudel. Schade, daß er seine Büchse nicht mit hatte! Der Kaiserbecher war schon für weniger gutes Geweih verliehen worden.

Ein Hirsch stand da, der jedem Weidmann die Augen aus den Höhlen trieb und ihm den Atem pfeifend durch die Kehle jagte.

Wie der Ahtzehnder in Kraft und Schönheit mit aufgeblähtem Halse dahinschritt! Wie er mit den harten Läufen ins Gras hieb, mit dem Geweih Erdstücke aus dem Boden grub und sie wütend umherschleuderte!

Und immer wieder dieser Kampfruf in tiefem Bass!

Wie er mit weit zurückgeworfenem Geweih seinen jungen Rivalen würdevoll entgegenschritt, aus geöffnetem Aser alle Minuten seine Herausforderung schrie!

Aber die Schneider trauten sich nicht an den alten Reden heran, sie zogen sich ins Dickicht zurück und tauchten bald hier bald da wieder am Waldrande auf.

Dann umkreiste der Ahtzehnder in langen Fluchten sein Rudel, und als ihm die Sonne zu heiß auf die Decke schien, zog er mit seinem Harem zu Holze.

Brasten setzte sich auf das Waldmoos und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Da hieß es schnell handeln, sonst wechselte der Hirsch in den Szittkener Wald! ... Nur Ruhe! Nichts übereilen!

Eine Stunde blieb er auf seinem Platze sitzen, dann bestätigte er den Wechsel.

Er führte in der Tat bis zur Szittkener Grenze.

Sein Nachbar, der Rittmeister Schwarzholtz, war sein väterlicher Freund, aber sehr empfindlich, wenn man ihm als Weidmann ins Gehege kam. Und Dorothee, sein einziges Töchterlein, nicht minder. Wenn es ihm gelang, die nach den letzten Ereignissen recht kräftig zu ärgern und obendrein mit solchem Geweih, würde das 'ne reine Schadenfreude abgeben!

Da machte er sich auf den Heimweg. Die Kopfschmerzen waren mit dem Nebel draußen auf der Waldwiese verschwunden. Er sah selbst seine Kugelbüchse nach, fettete sie neu ein — und freute sich auf den Abend oder den nächsten Morgen.

Und mehr wie einmal murmelte er den Tag über vor sich hin: „Na, warte, Dorothee, mein Mauseten!“

* * *

Der Rittmeister a. D. Schwarzholtz-Szittkenen saß mit seiner Tochter Dorothee beim Mittagessen.

Das junge Mädchen zerkrümelte eine Scheibe Brot und machte ein finsternes Gesicht.

„Na, Marjell, hast du dir's anders überlegt?“

Ein energisches Kopfschütteln. „Ich fahr' nicht mit nach Königsberg!“

Ruhig führte der Rittmeister seine Serviette zum Munde und strich sich mit ihr den großen geschwungenen grauen Schnurrbart zur Seite, musterte dabei sein blondes Töchterlein, dessen Nasenspitze nervös zuckte, mit besonderem Interesse. Ihm kam's vor, als ob ihre roten Backen sich noch etwas dunkler gefärbt hätten.

„Was habt ihr eigentlich miteinander gehabt?“

Ein heftiges Achselzucken war die ganze Antwort.

Da erhob sich der Rittmeister Schwarzholtz, ein kleiner, breiter, untersehter Herr, und warf die Serviette

wütend auf den Tisch. „Also bleib hier und schweig dich aus! Aus Kurt ist auch nichts 'rauszukriegen! — Echte Kindsköpfe seid ihr noch!“

Er schritt zur Tür, die zu seinem Arbeitszimmer führte. Da trat der Diener ein.

„Der Forstwart Hartwich ist da. Er bringt eine wichtige Meldung.“

„Also 'rein mit ihm in die gute Stube. Aber schnell — hab' keine Zeit!“

Der Forstwart stand schon an der Tür zum Speisesaal.

„Na, was gibt's?“

„Herr Rittmeister, wir haben einen Ahtzehnder im Revier, wie ich mein Lebtag noch keinen gesehen habe!“

Der hagere, große, sechzigjährige Mann stand in strammer Haltung da. Sein langer grauer Bart wallte bis auf die Brust herab.

„Gerade heute, wo ich zum Provinziallandtag nach Königsberg muß?“

Dorothee hatte sich auf ihrem Stuhl umgedreht, ihre blauen Augen sahen fragend den Forstwart an, aber der tat, als merke er es nicht. Er hatte seine helle Freude an seiner jungen Herrin, der er die Kunst des Weidwerks beigebracht hatte. War sie doch eine so gute Schülerin gewesen. Er hörte wohl heraus, daß der Herr Rittmeister dachte, er habe absichtlich erst gerade vor dessen Abreise die Meldung gemacht.

Und daß es so war, bestätigten ihm die Worte seines Herrn, der mit einem höhnischen Untertone fortfuhr: „Nun begreife ich auch, warum meine Tochter nicht mit nach Königsberg will.“

Da drückte der Forstwart das Kinn an den Hals. „Ich hab' wirklich nichts gewußt. Heute früh wollte

ich einen Hirsch bestätigen, da hör' ich auf einmal auf der Raulicker Waldwiese einen in tiefstem Basse schreien. Als er mit seinem Rudel über den Weg nach dem Vorwerk Wilkenhof wechselte, hab' ich ihn mir genau angesehen. Er hat sich in den Ruffeln an der Goldkuppe niedergetan. Sofort will ich wieder 'raus, denn wenn wir ihn nicht strecken, streckt ihn Herr Brasten. Und ob er nicht weiterzieht, ist doch auch noch die Frage.“

Dorothee war aufgesprungen. „Ich komm mit, Hartwich!“

Der Rittmeister machte ein finsternes Gesicht. Schußneidisch war er wie kein Weidmann zehn Meilen in der Runde. „So eine Gemeinheit, daß ich gerade heute fahren muß! Hartwich, ich sage Ihnen, daß mir der Hirsch nicht vergrämt wird! Übermorgen komme ich zurück, da kann ich mich freimachen.“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister, ich werde täglich nach dem Hotel Zentral in Königsberg Meldung schicken.“

„Schön, Hartwich!“

* * *

Eine halbe Stunde später schritt der Forstwart mit seiner gelehrigen Schülerin dem Walde zu. Dorothee trug ein grünes Lodenkostüm, einen weichen Jagdhut auf dem vollen blonden Haar. Unter dem fußfreien Rock sahen die gelben Ledergamaschen hervor, die Büchse hing am Riemen auf ihrer rechten Schulter.

„Alterchen, werd' ich ihn kriegen?“

„Vielleicht. Wenn er nur den Wechsel einhält! Wir werden uns am Wege nach Wilkenhof anstellen, niemand passieren lassen, zwanzig Meter von der Bachmulde nach hier zu hat er heute den Weg überfallen. Wir stehen also höher. Nach dem alten Rezept, gnädiges Fräulein: 'runter — drunter, weil man abwärts un-

willkürlich Vollkorn nimmt, und je nach der Eile, mit der es der Ahtzehrender hat, hübsch vorgehalten, damit es einen guten Blattschuß gibt, sonst geht er flüchtig nach der Raulider Flur!“

Das hatte Hartwich mit großem Nachdrucke gesprochen. Er roch ja den Braten. Da war sicher irgend etwas mit dem Raulider vorgefallen. Vorläufig knurrten sich die beiden an, aber ewig würde das nicht der Fall sein. Er hatte es selbstverständlich mit seiner jungen Herrin zu halten, die würde ihre heillose Freude haben, wenn sie dem Monsieur da drüben den Ahtzehrender vor der Nase wegschoß. Pulverte sie aber ein Loch in die Natur, dann nahm's der Hirsch übel und ward nie mehr gesehen. Dann hagelte ein schönes Donnerwetter vom Herrn Rittmeister auf ihn herunter — und Weihnachten fiel danach aus.

Dorothee lachte. „Aber Alterchen, ich müßte doch nicht bei Ihnen in die Schule gegangen sein!“

„Gnädiges Fräulein, ich möchte nicht zu viel sagen, aber bei einem solchen Anblick wurde selbst mir altem Manne ganz merkwürdig zumute! So was sehen die wenigsten Menschen auf Gottes Erdboden.“

Da biß Dorothee die Zähne aufeinander, ihre blauen Augen blitzten, sie wollte ihrem alten Lehrmeister schon zeigen, was sie bei ihm gelernt hatte! —

Hartwich machte nach halbstündigem Wandern halt und sagte leise: „Also hier! Da, an dem Haselnußgebüsch rechter Hand hat er den Weg überfallen. Hier an der Fichte am Wege haben wir gute Deckung und guten Wind. Hoffentlich langt das Büchsenlicht noch heute abend, sonst um Gottes willen nicht den Finger krumm machen! Dann versuchen wir lieber morgen früh unser Heil.“

Stunde auf Stunde verstrich. Die letzten Sonnen-

strahlen waren schon auf den Baumwipfeln verglüht, da hob Hartwich endlich den Zeigefinger. Dann und wann knackte ein morscher Ast, ein Kaninchen hüpfte über den Weg.

Rieb sich dort nicht, hundert Meter etwa im Walde, ein Geweih an einem Baumstamm?

Schon zogen sich leichte blaue Schleier durch den Wald. Auf der Straße war ja noch gutes Büchsenlicht, aber höchstens für zehn Minuten.

* * *

Am frühen Nachmittag machte sich Brasten auf den Weg. Er ging erst noch einmal nach den Kartoffeläckern, besprach mit seinem Inspektor, der die Aufsicht führte, die Arbeit für den nächsten Tag und wanderte dann dem Walde zu.

Als er heute früh den Wechsel des Hirschtes bestätigt hatte, hielt er auch Umschau nach einem Plaze, von dem aus er den Ahtzehnender gut vor die Mündung bekam. Und den hatte er unweit der Szittkener Grenze gefunden. Dort war eine kleine Lichtung — etwa hundert Meter im Durchmesser. Nur ein paar Büsche standen da. Wenn er den Hirsch an sich vorüberwechseln ließ und ihn dann, falls er das Blatt nicht gut zeigte, leise anpfiß, so daß er einen Augenblick „verhoffte“, würde er ihm die Kugel gut „antragen“ können. Und wenn der Hirsch etwa weidwund flüchtig ging, hielt er sicher den Wechsel nach der Waldwiese ein. Trugen ihn seine Läufe noch eine Viertelstunde, so war die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß er sich im staatlichen Forste niedertat, aber keinesfalls auf Szittkener Flur. Und daran lag ihm! Auf wessen Grund und Boden der Ahtzehnender niederbrach, dem gehörte nach Jagdrecht auch das Geweih.

Aber in Szittkenen sollte es sicher nicht an der Wand hängen!

In guter Deckung warf er sich auf den Waldboden und hing seinen Gedanken nach.

Wie der Mensch doch werden konnte, wenn man ihm einen Strich durch die Rechnung machte! Und einen sehr dicken hatte Dorothee durch die seine gemacht. Da mußte er ihr natürlich die Zähne ganz gehörig zeigen.

Der Rittmeister Schwarzholz und sein Vater waren die besten Freunde gewesen. Beide hatten schon früh ihre Frauen verloren, und da hatten sie sich mit den Jahren immer enger aneinandergeschlossen. Die Freundschaft hatte sich auf die Kinder übertragen. Dorothee nannte seinen verstorbenen Vater Onkel, und er und seine beiden Schwestern, die jetzt seit Jahr und Tag schon unter der Haube waren, den Rittmeister auch. Und bei dem „Du“ und dem „Onkel“ war es geblieben bis auf den heutigen Tag. Geredet war ja nie darüber worden, aber es galt als stillschweigend abgemacht, daß er Dorothee einst heiraten würde. Sie war zehn Jahre jünger als er, die Güter lagen so schön nebeneinander, ließen sich aus einer Hand gut bewirtschaften, und wenn auch Szittkenen das wertvollere war, Raulick konnte sich auch sehen lassen. Seine beiden Schwestern hatte er bis auf den letzten Pfennig ausbezahlt, die beiden Hypotheken trug Raulick gut und ein paar Wertpapierchen besaß er auch noch. Übrigens ist in unseren Zeitläuften jeder gut daran, der einen wohlgepflegten Wald sein eigen nennt. Und der Raulicker wie der Szittkener Forst konnten sich sehen lassen.

Vor reichlich vierzehn Tagen war's gewesen, da hatte er seiner Phantasie die Zügel schießen lassen und sich vorgestellt, wie schön es sein müßte, wenn man

den langen, kalten Winter hindurch nicht allein in dem großen Raulider Herrenhause sitzen und sich von der Mamsell tyrannisieren lassen müsse. Er war annähernd dreißig, Dorothee zwanzig, gleiche Interessen verbanden sie, gut hatten sie sich immer vertragen, einig waren sie sich so weit auch, wenn auch nicht viel Gerede drum gemacht worden war.

Da hatte er das Fenster aufgerissen, nach dem Rutscher gerufen und befohlen, sofort anzuspannen.

Onkel Schwarzholz ließ die beiden immer viel allein, nachdem er über die Wirtschaft berichtet. Dorothee und er waren also zusammen durch den Park gebummelt, da hatte er kurzen Prozeß gemacht und ihr, ehe sie sich's versah, einen herzhaften Ruß gegeben.

Sie hatte blickschnell mit einer noch herzhafteren Ohrfeige geantwortet, sich hoch aufgerichtet vor ihn hingestellt wie der Engel im Paradiese und auf die Stelle gezeigt, wo der Zimmermann im Saune das Loch gelassen hatte.

Da war er doch aus allen Himmeln ganz gründlich heruntergefallen, sein Troß war erwacht, ruhig hatte er sich umgedreht und war gegangen, hatte seine Pferde anschirren lassen und sich vom Onkel nicht einmal verabschiedet.

Der war ein paar Tage später nach Raulid gekommen und hatte gefragt, was denn eigentlich los sei; aus seinem Mädel sei nichts herauszukriegen.

Er hatte die Achseln gezuckt und gesagt: „Gar nichts weiter! Krachbürstig war sie!“

Da hatte sich der Onkel zufrieden gegeben. Er, der sonst den Dingen sehr auf den Grund zu gehen pflegte, stand nämlich ganz gehörig unter dem Pantoffel seiner Tochter. Na ja, sie war sein Einziges!

Aber er wollte sich solche Behandlung nicht gefallen

lassen, denn wenn er Dorothee nicht von vornherein die Randare anlegte, hatte er für die nächsten dreißig Jahre verspielt.

Dieser Achtzehnder war ihm gerade zur rechten Zeit in sein Gehege gekommen. Daß er nicht tanzte, wie sie pfiff, wollte er ihr ganz gründlich beibringen. Für einen gutgemeinten Ruß eine Ohrfeige einzutauschen — und was für eine — das ging doch über die Hutschnur.

Bei solchen Gedanken vergeht die Zeit rasch. Hoffentlich hielt der Achtzehnder den Wechsel ein, und der Wind sprang nicht um. Erfüllten sich diese beiden Wünsche, dann streckte er auch den Hirsch, wenn nicht noch heute abend, dann sicher morgen früh. Schön ärgern wollte er Dorothee. Einen Plan hatte er sich zurechtgelegt, wenn der gelang, und sie bekam die Selbstucht nicht, geschah ein Wunder vor seinen Augen.

Nun hätte er aber wirklich erscheinen können, sonst war nicht mehr daran zu denken, ihm heute abend noch die Kugel anzutragen.

Ein paar Hasen äppelten an ihm vorbei, die sich auf den Feldern ihr Abendbrot suchen wollten. Und dort an den Büschen schnürte vorsichtig ein Fuchs hin. Na, der hatte heute Glück! Aber gelegentlich sollte er schon dran glauben — wenn nur erst der Achtzehnder auf der Decke lag!

Da hallte ein Schuß durch den Wald, gleich darauf knackte Unterholz, schwer weidwund, mit weit zurückgeworfenem Geweih, zog der Prachthirsch in langen, aber abgehackten Fluchten an ihm vorbei.

Das geschah so plötzlich, daß er gar nicht erst zum Anbaden kam.

Erst ärgerte er sich bodenlos. Dann aber verzog sich sein Gesicht zu einem schadenfrohen Grinsen. Den

Rnall dieser Büchse kannte er ganz genau. Dorothee war es!

Er sah dem Hirsch nach. Bis in den staatlichen Forst kam der Hirsch nicht mehr, der tat sich sicher bald nieder. Und wenn er morgen früh den Hund an die Leine nahm, würde er den Prachtterl wahrscheinlich verendet vorfinden. Höchstens ein Fangschuß war noch nötig, denn hoch kam er nicht mehr. So viel hatte sein scharfes Auge gesehen. Der Ahtzehnender „zeichnete“ Hochblatt bei seinen Fluchten. Drei Zentimeter tiefer die Kugel und er wäre im Feuer zusammengebrochen.

Aber ein Weib blieb ein Weib! Dorothee würde nicht die Geduld haben, bis zum nächsten Morgen zu warten. Und das Geweih ließ sie ihm erst recht nicht. Lieber beging sie einen Jagdfrevel. Was sollte ihr denn weiter passieren? Er würde sie doch nicht anzeigen, wenn er sie erwischte!

Und dann lag doch auch der Gedanke nahe, daß der Schuß von irgend einem Kaulicker gehört worden war, der schleunigst zu seinem Herrn rennen würde!

Da stieß er seinen Jagdstock in die Erde hinter einem dicken Stamm und harrte der Dinge, die da kommen würden. Und wenn er die ganze Nacht hier verbringen sollte, er würde nicht wanken und nicht weichen.

* * *

Der Schuß war gefallen, Dorothee ließ die Büchse sinken und sah mit offenem Munde den Forstwart an. Der schob seinen grünen Hut aufs linke Ohr und kratzte sich hinter dem rechten.

„Da hätten wir die Bescherung! Hochblatt! Wie ich mir dachte! Was hab' ich Ihnen gesagt? 'runter — drunter!“

„Und ich hab' geglaubt, ich wär' schon zu tief gegangen,“ erwiderte sie ganz geknickt.

„Bei schwindendem Büchsenlicht — abwärts noch dazu — nimmt man immer Vollkorn! — Aber was hilft die Rederei, der Hirsch ist uns durch die Lappen gegangen! — Vier Wochen werd' ich dem Herrn Rittmeister mindestens aus dem Wege gehen müssen. — Was ich alter Mann nun zu hören kriege, das wird kaum auf eine Ruhhaut gehen.“

Dorothee traten die Tränen in die Augen, sie ließ den Kopf hängen, und dann stampfte sie zornig mit dem Fuße auf. „Schwer weidwund ist er sicher. Er wird sich wahrscheinlich jetzt schon niedergetan haben.“

„Und wenn auch! Über die Grenze ist er! Also ziehen wir heim, gnädiges Fräulein, wie ein paar ladierte Sonntagsjäger!“

„Nein!“

Hartwich schob die Lippen vor und schüttelte sein greises Haupt. „Der tut uns nicht mehr den Gefallen und wechselt schleunigst wieder hier über den Weg.“

„Holen Sie die Diana!“ zischte sie wütend heraus.

Da machte der Forstwart große Augen und sah dann seine junge Herrin sprachlos an. Dann brummte er: „Wozu denn? Erstens ist er über die Grenze, und zweitens ist's nicht Weidmannsbrauch. Aus dem Wundbett treibt man einen Hirsch so schnell nicht hoch, sonst geht er mit letzter Kraft auf und davon.“

„Und flüchtet weiter — in den staatlichen Forst. Gerade das will ich. Herr Brasten soll ihn nicht haben!“

Bei den letzten Worten war sie wieder über und über rot geworden.

Hartwich sah sie treuherzig an und sagte: „Ich glaube, es steht in der Bibel: Was du aber tust, das tue mit Sanftmut und nicht im Zorn!“

Da wurde Dorothee ganz wild. „Holen Sie den Hund! Wir haben Mondschein!“

„Über die Grenze geht kein Weidmann, ohne daß Jagdfolge von den Nachbarn ausgemacht ist. Und gerade der Herr Rittmeister hat bei aller Freundschaft mit Raulid nie etwas davon wissen wollen.“

„Dann tu' ich's allein! Holen Sie Diana!“

„Gnädiges Fräulein —“

„Ich weiß, was ich tue! Mir ist's egal, ob das weibmännisch ist oder nicht.“

„Und wenn der Hirsch verendet auf Raulider Flur liegt? Sie können ihn weder über die Grenze zurückschleppen noch das Geweih lösen. Ubrigens ist beides Diebstahl!“

„Ich brauche weder Sie noch Diana! Sehen Sie lieber nach Hause!“

Hartwich ging aber nicht. Im stillen dachte er: „So verrückt kann nur ein verliebtes Mädel sein!“

„Na — wird's endlich?“

„Wenn Sie also hier warten wollen, bis ich mit Diana zurückkomme, hol' ich die Hündin.“

Sie sah nach der Uhr. „Jetzt ist's dreiviertel acht, bis halb zehn rühr' ich mich nicht von der Stelle.“

Kein Wort erwiderte Hartwich, griff nur an den Hut und ging.

Eine Minute vor halb zehn war er mit Diana wieder da. Mit leisem Lachen empfing sie ihn und fuhr Diana liebevoll über die Behänge.

„Nun los! Sehen Sie nur, wie gut es der Mond mit uns meint! Keine Wolke steht am Himmel!“

Noch einmal stellte ihr der Alte die Schandtat vor. „Gnädiges Fräulein, der Herr Rittmeister haut uns beide windelweich, wenn wir erwischt werden! Und dann, ich, ein Mann der grünen Farbe, in meinem

Alter — wird mir auch bloß die Büchse weggenommen, schäme ich mich zu Tode! Rein Kollege setzt sich mehr mit mir an einen Tisch!“

Dorothee lachte. „Erstens, Alterchen, nehme ich Papa auf mich, und zweitens: Herr Brasten ist heute sicher nicht im Revier. Der war nämlich gestern beim Oberförster Morgenstern, und Sie werden wohl schon gehört haben: wer bei dem einfällt, hat am nächsten Tage solchen Kater, daß ihm jeder Schritt weh tut.“

„Sehr genau scheinen gnädiges Fräulein ja informiert zu sein, aber —“

„Lassen Sie mich nur ausreden! Und drittens: Raulider Flur ist nicht der staatliche Forst, und ich bin doch gut Freund mit Herrn Brasten — nicht wahr? Und Papa auch.“

Das war wieder einmal weibliche Logik! Gut Freund mit Brasten, aber ihm den Ahtzehnder aus seinem Revier hochtreiben!

Da kam er mit seinem Trumpf. „Wenn er uns erwischt, schieß' ich ihn über den Haufen!“

Wieder lachte Dorothee. „Natürlich, Alterchen, tun Sie das nur. Aber lassen Sie ihn nicht zu lange zappeln! Mitten aufs Blatt — nicht wahr? — Und nun setzen Sie schleunigst Diana auf die Fährte — kurz am Riemen. Ich folg' mit hochgenommener, entschierter Büchse.“

Kopfschüttelnd befolgte der Forstwart den Befehl. Nicht zehn Pferde hätten ihn zu solcher Freveltat verführen können, wenn nicht der Nachbar Brasten geheißt hätte. War der Hirsch verendet auf Raulider Flur, oder bekam er dort den Fangschuß, nun so schickte er morgen früh bei Tagesgrauen ein Bettelchen 'rüber ins Herrenhaus, das hoffentlich den Erfolg hatte, daß Herr Brasten mit seinen Füchsen angefegt kam — und

die Verlobung fix und fertig war, wenn der Herr Rittmeister aus Königsberg zurückkehrte.

* * *

Brasten wurde es mit der Zeit ungemütlich auf dem aufgeklappten, harten Sitz seines Jagdstodes. Er hatte Dorothees Geduld doch unterschätzt. Empfindlich kalt wurde es auch. Mit vorgeschobener Unterlippe hielt er seine Jagdflasche gegen die Mondscheibe und wurde mit Schrecken gewahr, daß in spätestens einer Stunde sicherlich kein Tropfen mehr aus ihr herauszuholen war. Wirklich merkwürdig, wie furchtbar schnell sich der Alkohol verflüchtigte!

Und ein paar Hirsche schriegen jetzt drüben auf seiner Waldwiese, konnten sich gar nicht wieder beruhigen. Ob er sich die einmal ansehen sollte?

Lieber nicht, sonst trieb er womöglich den Achtzehnder aus dem Wundbette hoch.

Wenn nur dieser Durst nicht gewesen wäre! Ob der immer noch vom gestrigen Besuche beim Oberförster Morgenstern stammte? Würde der fluchen, wenn er erfuhr, daß der Staatskerl auf Kaulider Flur auf der Decke lag! Mindestens ein Jahr lud ihn der Hagestolz nicht wieder zur Jagd ein.

Na, das war zu ertragen. Übrigens konnte er ja seine Hände in Unschuld waschen, wenn er ein wenig aus der Schule plauderte. Geriet dann Onkel Schwarzholtz mit dem bärbeißigen Alten zusammen, so würde das für ihn ein billiges, aber sehr interessantes Schauspiel abgeben.

Knackte da nicht morsches Unterholz?

Er lauschte mit angehaltenem Atem. Dann verzogen sich seine Lippen zu einem schadenfrohen Grinsen. Richtig, da kam Dorothee anmarschiert, und der alte

Hartwich führte die Diana kurz am Riemen. Wenn die nur nicht Witterung von ihm bekam!

Mäuschenstill saß er auf seinem Jagdstock, wagte kaum zu atmen, aber das brave Tier arbeitete mit tiefer Nase so getreulich auf der Schweißfährte, daß es an nichts anderes dachte. Und Dorothee und der Forstwart auch nicht. Jeden Augenblick konnten sie auf den Hirsch stoßen.

Als die beiden mit der Hündin um die nächste Waldecke verschwunden waren, erhob sich Brasten und schlich wie eine Kaze hinter ihnen her. Auf frischer Tat wollte er die Jagdfrevler ertappen.

Daß sich der alte Hartwich zu solchem Unfug hergab! Im Traume hätte er das nicht zu denken gewagt. Dorothee mußte ihm schön in den Ohren gelegen haben.

Na, der Alte sollte in den nächsten Tagen Blut schwitzen. Da hielt er ja einen schönen Trumpf in den Händen, mit dem er Dorothee schon klein kriegen würde!

* * *

Ein paarmal blieb Hartwich stehen, sah seine junge Herrin an und schüttelte mißbilligend seinen alten Kopf. Aber die stummen Proteste nützten ihm gar nichts. Diana zog auch so stark am Riemen, daß ihm nichts weiter übrigblieb, als weiterzugehen, sonst riß ihm noch die Hündin den Arm aus den Gelenken.

Dorothee hatte das Jagdfieber gepackt. Die entscherte Büchse mit der Mündung nach oben, schritt sie links von Diana dahin, die Augen scharf vorwärts gerichtet. Der Mondschein gestattete auf gut hundert Schritte jeden Gegenstand deutlich zu erkennen.

Die Hündin bog in eine zehnjährige Kiefern Schonung ein. Hartwich nickte. Das hatte er sich gleich gedacht. Hier würde sich der Hirsch niedergetan haben.

Richtig, keine zwanzig Meter weit, in dichten Büffeln lag der Ahtzehnder verendet.

Dorothee sicherte ihre Büchse, legte sie auf den Waldboden und schlug die Hände zusammen, um sie sofort wieder zu öffnen und nach dem Geweih zu greifen.

„Alterchen,“ sagte sie leise, „diese Auslage und diese Rosen! Und wie wunderbar die Stangen gepert sind!“

Der Forstwart war auch ganz hin. „Nieder, Diana!“

Aufs Wort parierte die, nur ihr Stummelschwanz fuhr vor Entzücken hin und her, und treuherzig sah sie die beiden Jagdfrevler an.

Hartwich fuhr ihr über die Behänge, lobte sie leise, und dann richtete er sich stramm auf. „So, nun wissen wir, wo er liegt, nun können wir nach Hause gehen!“

„Erst das Geweih!“

„Hab' kein Handbeil da und übrigens —“

Da sprang Diana hoch und knurrte.

Zwischen zwei Kiefern steckte Brasten den Kopf durch. „Schönsten guten Abend auch! Wundervoller Mondschein — nicht wahr? — Ja, was habt ihr denn mit Hund und Büchsen eigentlich auf meinem Revier zu suchen? I, da liegt ja ein Hirsch und nicht einmal ein ganz schlechter — wahrhaftig nicht!“

Hartwich faltete ergeben die Hände und ließ den Kopf sinken.

Dorothee blieb aber die Antwort nicht schuldig. „Ich habe den Ahtzehnder auf Sittkener Flur schwer weidwund geschossen.“

„Na — na!“

„Glaubst du mir etwa nicht?“ herrschte sie ihn an und trat einen Schritt näher.

Brasten hob abwehrend die Hand. „Bitte — Distanz!“

Seine Nähe löst manchmal schmerzliche Empfindungen aus.“

Da flammte ihr die Wut über das Gesicht. „Also kurz und gut, ich appelliere an deine Ritterlichkeit! Wir wollten den Hirsch nicht verludern lassen, deshalb haben wir die Grenze nicht respektiert! Ich erwarte natürlich, daß du mir das Geweih überläßt!“

Brasten nickte ein paarmal mit dem Kopf. „Natürlich — ist gut! Übrigens müßt ihr nicht so laut sprechen, wenn ihr wilddieben wollt!“

„Rurt!“

„Du hast verlangt, daß Hartwich, dieser alte Sünder im grünen Rod — schämen sollte er sich bis zu seinem letzten Atemzuge — das Geweih löst. Das hab' ich deutlich gehört. Also red du nicht von ‚natürlich‘ und ‚Ritterlichkeit‘! — Gebt eure Büchsen her, ihr beiden!“

Dorothee bückte sich, um die ihre schnell vom Boden aufzunehmen. Wagen sollte er es, sie ihr zu entreißen!

Aber Brasten war schneller. Er trat mit dem Fuße auf den Kolbenhals. „Laß sie nur — die hab' ich schon! — Aber Ihre her, Hartwich!“

„Herr Brasten —“

„Nichts da, sonst passiert ein Unglück, das sich nicht wieder gutmachen läßt!“

Mit Tränen in den Augen händigte der Forstwart die seine aus.

Brasten warf sie über die Schulter, bückte sich und nahm auch Dorothees Büchse an sich.

Die zischte wütend: „Wie infam du bist!“

„Schön, liebe Dorothee! Denkst du vielleicht, dein Vater hätte mich glimpflicher behandelt?“

Er griff nach Dianas Riemen.

„Faß!“ rief Dorothee, die sich nicht mehr zu beherrschen vermochte.

Aber die Hündin sah nur ihren Herrn an, und der schüttelte traurig den Kopf.

„Nun macht euch auf den Heimweg. Das weitere wird sich finden.“

Keines Blickes würdigte ihn Dorothee, nur sehr energisch zuckte sie mit den Achseln und schritt unter stummem Protest davon.

Der Forstwart ging hinter ihr her wie ein begoffener Pudel.

Diana wollte zu ihrem Herrn, aber Brästen riß sie so stark am Riemen zurück, daß sie heulend auf den Waldboden kugelte.

Und dann besah er sich den Achtzehnder. Alle Wetter, so was gab's überhaupt im lieben deutschen Walde? O, wie mußte sich Dorothee erbosen! — Aber der Tanz fing ja erst an, ganz — ganz klein wollte er sie noch kriegen!

* * *

Dorothee stampfte wütend durch den Wald. Immer getreulich drei Schritte hinter ihr her Hartwich. Als sie wieder auf Szittkener Flur standen, stemmte sie die Fäuste in die Seiten und drehte sich um.

„Alter, Sie sind ein Schlappstiefel!“

Der schüttelte trostlos den Kopf. „Das sagen Sie so, gnädiges Fräulein! In einem alten Mann von der grünen Farbe kennen Sie sich noch lange nicht aus! — Und wenn der Schaden nicht eingerentt ist, bis der Herr Rittmeister zurückkommt oder irgend jemand etwas erfährt, so pug' ich mir 'nen Silbergroßchen blank, kauf' mir für den 'nen dauerhaften Strid und häng' mich auf und streck' der Welt so lange die Zunge 'raus, bis mich einer abschneidet.“

„Sp ein Unsinn!“

„Ja — ja! Ich bin eben nicht das gnädige Fräulein Dorothea Schwarzholtz, sondern der alte Forstwart Gottfried Hartwich. Das ist ein wesentlicher Unterschied!“

Da drehte sich Dorothee um und lief weiter.

Hartwich trottete hinter ihr her, zog seine dicke Nase in tiefe Falten und dachte im stillen: „Nun wird sie ihm hoffentlich wenigstens morgen früh in die Arme taumeln, um einen alten Sünder vom Selbstmorde und der sich daran anschließenden Höllenfahrt zu retten!“ —

Aber da sollte er sich gründlich getäuscht haben. Fräulein Dorothea Schwarzholtz ließ sich überhaupt nicht mehr sehen. Und wenn ihn einer fragte, wo er denn eigentlich seine Diana gelassen hätte, antwortete er sehr freundlich: „Ach, die hab' ich Herrn Brasten-Kaulisch geborgt. Er ist 'nem starken Hirsch auf der Fährte, und seine alte Töle kann ja überhaupt nicht vernünftig arbeiten.“

* * *

Als der Rittmeister aus Königsberg zurückgekehrt war, schenkte ihm Dorothee sofort reinen Wein ein.

Erst schmunzelte der Rittmeister, wie er von dem Russe und der derben Antwort erfuhr, behaglich nahm er seinen langen Schnurrbart zwischen seine Fäuste und zog ihn durch die hohle Hand, dann aber machte er ein immer längeres Gesicht, sagte aber vorläufig kein Wort, erst sollte sich sein Mädel alles vom Herzen herunterreden.

Und als das geschehen war, klatschten seine Hände auf dem Rücken zusammen, breitbeinig stellte er sich hin und reckte die Brust heraus. „Also da hätten wir die Bescherung! Ich hab' Hartwich schon rufen lassen.“

Man braucht bloß einmal Szittnen den Rücken zu kehren — gleich ist der Teufel los! . . . Da kommt er ja gerade und macht ein Gesicht, daß es einen Hund jammern könnte! — Hartwich — Mensch! In Ihrem Alter hat man doch sonst seinen gesunden Untertanenverstand beisammen! Setzt ein langhaariges Geschöpf auf einen Ahtzehnder an! Einfach nicht zu glauben!“

Das Gewitter ließ sich ja vorläufig recht gelinde an, vielleicht konnte es sich noch leidlich verziehen.

„Herr Rittmeister, der Hirsch wechselte doch über die Grenze, und Herr Brasten hatte sich auch angefekt!“

„Weiß ich. Was tut da aber ein pflichtgetreuer Beamter? Er scharwenzelt am frühen Nachmittag so ganz zufällig nach Kaulid. Und wenn er merkt, die Luft ist da nicht rein, setzt er sich quietschvergnügt auf den Weg nach Wilkenhof — genau da, wo ihn der Ahtzehnder überfällt, und singt recht laut recht schöne Lieder. Auf die Melodie wär's nicht angekommen, und die Flüssigkeit, die nötig war, die trodrene Kehle zu befeuchten, hätt' ich gern gestiftet. Aber nein, da bettelt ein junges Mädel, und dem alten Jägersmann rutscht das empfindsame Herz ein paar Meilen tiefer! . . . Und dann“ — der Rittmeister zog die Augenbrauen hoch — „wenn man schon eine Dummheit gemacht hat, gleich die zweite draufzusetzen und die Grenze nicht zu respektieren — zum Henker, da hört der Gurkenhandel auf! . . . Ja, da steht ihr nun! Mir hätte der Brasten das nur antun sollen, ich hätt' ihn nicht geschont! — Hartwich, ein Weidmann hat Ehrbegriffe, in seinem Revier kann er in gesekmäßigen Grenzen machen, was er will, aber darüber hinaus — da fängt das Verbrechen an! Jawoll! . . . Und nu soll ich alter Mann wohl bei dem jungen Dachs da drüben um gut

Wetter bitten? Fällt mir nicht im Traume ein! Nicht mal für meine Tochter löffle ich die Suppe aus!“

Mit der rechten Faust schlug er auf den Tisch, machte ein fürchterlich böses Gesicht dazu und musterte den Forstwart vom Scheitel bis zur Zehe. Er ärgerte sich nämlich wirklich heillos, daß er den Ahtzehnender nicht hatte strecken können. Aber die Geschichte mit Brasten hätte nicht passieren dürfen. Da machte neuerdings ein anderer Dorothee den Hof, für den bedankte er sich als Schwiegersohn schönstens. Ein ganz amüsanter Kerl, den alle Welt gern hatte, aber leichtsinnig, mehr als anderthalb zugebrückte Augen vertragen konnten. . . . Da war der Kurt Brasten ein anderer Kerl! Tüchtiger Landwirt, in gesicherten Verhältnissen, der auch Sittlichen unter seine Fuchtel nahm, wie es sich gehörte, wenn er selbst sich mit der Zeit auf die faule Seite legen wollte. Und einen hübsch abgerundeten Besitz gab es auch für die beiden jungen Leutchen!

„Papa!“

Wütend drehte sich der Rittmeister um, in seinem Gedankengang ließ er sich nicht gern stören. „Ja, nun machst du ein Gesicht, als sei dir die Butter vom Brote gefallen, mein Tochterchen! . . . Ich alter Mann geh' nicht betteln — i Gott bewahre; rent du gefälligst selber den Schaden wieder ein, wenn's überhaupt nicht schon zu spät ist!“

Dorothee warf den Kopf in den Nacken. „Fällt mir nicht ein! Dann sind wir eben definitiv geschiedene Leute!“

„Meinetwegen tu, was du willst! — Hab' mir schon so was Ähnliches gedacht — freilich, daß es so knüppel-dick kommen würde, damit rechnet keiner, wenn er einen so alten Forstwart im Reviere hat! — Ich hatt' mich schon gewundert, Hartwich, daß Sie keinen Bericht

geschickt haben. 'nen schönen Bären hab' ich dem Präsidenten des Provinziallandtags aufgebunden, um einen kurzen Urlaub zu bekommen! Die Lügerei hätt' ich mir schenken können. Morgen früh mit dem ersten Zuge fahr' ich nach Königsberg zurück. Seht ihr zu, wie ihr mit Brasten fertig werdet!"

Da klopfte es an. Der Diener trat ein, einen Brief in der Hand.

„An das gnädige Fräulein! Eine Empfehlung von Herrn Brasten. Sein Reitknecht brachte ihn, er ist schon wieder fort.“

Dorothee riß den Umschlag auf. Ein kurzer Brief und zwei Photographien kamen zum Vorschein. Einen flüchtigen Blick warf sie auf die Bilder, überflog die wenigen Zeilen, stampfte zornig mit dem Fuße auf und wollte die ganze Bescherung in ihr Zimmer tragen.

„Halt, mein Tochterchen — was schreibt er denn?“

Dorothee standen Tränen in den Augen. „Eine unerhörte Frechheit!“

„Na — gib mal her!“

Sie zögerte.

Der Rittmeister nahm ihr einfach den Paden aus der Hand. „Ah, Bilderchen!“ Umständlich holte er den Klemmer aus der Westentasche, setzte ihn ganz vorn auf die Nase, sah sich die Photographien an und schüttelte sich vor Lachen. „Ein ganz famoser Wik — muß ich sagen! Schönes Bildchen, der gestreckte Hirsch vor der Freitreppe! Und erst das andere! An der Wand das Geweih, auf jeder Stange hängt eine Flinte — i, das ist ja deine, Dorothee, und die andere die Knarre vom Hartwich! Und die Diana macht drunter schön! Zum Wälzen ist das!“

„Papa, ich muß sagen —“

„Sag du gar nichts, mein Tochterchen, sondern

schäm dich! Den Hohn hast du reichlich verdient.“ Jetzt legte sich des Rittmeisters Stirn in tiefe Falten. „Ein Geweih — die Schwindsucht könnte man kriegen, wenn man nicht eine so gute Konstitution hätte! So was läuft in meinen Wäldern 'rum und ich — — Hartwich, ich rate Ihnen, machen Sie schleunigst die Tür von draußen zu!“

Der ließ sich das nicht zweimal sagen.

Dorothee wollte den Brief wieder an sich nehmen.

„Papa, der ist an mich!“

„Hast du vielleicht Staatsgeheimnisse vor mir — he? . . . Das fehlte noch!“

Er sah über den Klemmer und las:

„Meine liebe Dorothee! Die beiden Bilderchen stell immer recht hübsch nahe vor dein niedliches Näschen! Und komm schleunigst nach Raulsdorf und sieh dir die Bescherung an. Die Mamsell ist angewiesen, einen Apfelstrudel für dich bereitzuhalten, und Sahne wird sie auch dazu schlagen. S c h l a g e n — liebe Dorothee!

In alle Ewigkeit und noch ein bißchen länger

Dein allergetreuester

Rurt Braffen.“

„Sehr schön gesagt,“ meinte der Rittmeister und nickte heftig mit dem Kopfe dazu. „Du wirst hoffentlich so vernünftig sein und zum Apfelstrubelessen fahren, das Mäulchen ein wenig verziehen und schleunigst den Schaden wieder einrenten!“

„Reinenfalls!“

„Kindchen — schon in Rücksicht auf Hartwichts Diana! Dem wird seine Frau schön die Hölle heiß machen!“

„Mir ganz egal!“

„Das ist nicht schön von dir, mein Tochterchen! Du hast doch die alte, biedere Haut zu der Dummheit beschwächt! — Na, überleg dir's in Ruhe!“

Der Rittmeister verließ das Zimmer. Der Ärger, daß er den Ahtzehnder nicht hatte strecken können, verbrauchte nach und nach. Und wenn Kurt Brasten seinen Vorteil geschickt ausnützte, kam es hoffentlich bald so, wie er es gern haben wollte.

* * *

Natürlich verbreitete sich die Kunde von dem kapitalen Hirsch sehr rasch. Auch zum Oberförster Morgenstern drang sie. Er ließ sofort anspannen und fuhr zu Brasten.

„Wirklich und wahrhaftig und Himmelmoehrenelement — mein Ahtzehnder!“

Mit diesen Worten sank der Oberförster auf den Sessel in der Kaulider Diele, der dem Geweih gegenüber aufgestellt worden war.

Aus einer Tür steckte vorsichtig Brasten den Kopf. „Guten Tag, Herr Oberförster! Freut mich ganz ungemain, daß Sie's mal mit dem Gegenbesuch so eilig haben!“

„Ach was — Gegenbesuch! Ich alter Esel hab' auf Ihre Verschwiegenheit gebaut, und vierundzwanzig Stunden später strecken Sie meinen Ahtzehnder!“

„Ich hab' ihn ja gar nicht gestreckt!“

„Natürlich — das kapitale Geweih ist Ihnen so von ganz alleine an die Wand spaziert!“

Brasten nahm den alten Polterer unter den Arm und führte ihn in sein Arbeitszimmer. Bei einer Zigarre und 'ner Flasche Burgunder erzählte er ihm dann vom Ruß, von der Ohrfeige und der Wilddieberei der Herzallerliebsten. „So, nun wissen Sie alles! Und warum ich mich angefekt habe, können Sie sich denken. Ich wollte Ihnen den Ahtzehnder in den staatlichen Forst 'rüberdrücken!“

„Genau so sehen Sie aus — ganz genau so! —

Da will ich nur schleunigst das Telegramm an den Landwirtschaftsminister losheken. Schöne Blamage für mich!“

Da aber Brasten den Burgunder nicht sparte, wurde der Oberförster nach und nach ein ganz friedlicher Mann.

* * *

Dorothee ließ sich nicht in Kaulid sehen. Auch Hartwich nicht. Die Diana hatte sich an das faule Leben gewöhnt und wurde rund wie ein Mops.

Vier Wochen waren schon vergangen, da kam „zufällig“ der Rittmeister Schwarzholz eines Tages vorbeigeritten.

„Tag, Kurt! Bei der Gelegenheit möcht' ich mal den Ahtzehnder bestaunen!“

„Famos, Onkelchen! Steig nur ab!“

Schwarzholz bekam einen roten Kopf, als er das Geweih sah, und sagte immer wieder: „Alle Wetter — alle Wetter! . . . Aber Junge, nimm jezt die Flinten 'runter und schid dem Hartwich seine Diana zurüd!“

„Nee, Onkelchen! Erst muß Dorothee antreten!“

Da machte der Rittmeister ein ernstes Gesicht. „Übertreib den Spaß nicht! Der Baron Jessen ist hinter ihr her wie ein Schießhund, und wenn ein Mädcl rabiät wird, dann kommt's ihm gar nicht drauf an, dem Falschen in die Arme zu taumeln. Ich schlug' ja mit 'ner Saunlatte dazwischen, aber den ganzen Ärger, der drum und dran hängt, den wollen wir uns doch lieber nicht auf den Hals laden.“

Brasten zuckte gelassen die Achseln. „Tut mir sehr leid! Ich bin nachsichtig genug gewesen. Wenn mir Dorothee nicht den kleinen Schritt entgegenkommt, kann ich's nicht ändern.“

„So eine alberne Dickköpfigkeit!“ brummte der Ritt-

meister, schwang sich wütend aufs Pferd, grüßte kurz und ritt wie im Sturm vom Hofe.

Brasten sah ihm lächelnd nach. Er kannte sich in Dorothee ganz genau aus. Die kam schon.

* * *

Brasten stand bei seinen Kartoffelhändlern.

Da sagte der Inspektor zu ihm: „Dort fährt das gnädige Fräulein aus Szittkenen mit ihren Schecken. Wahrscheinlich will sie nach Raulid.“

Brasten drehte sich um und zwinkerte dann dem Inspektor vergnügt zu. „Ganz gewiß will sie das. Da möcht' ich schleunigst nach Hause.“

Mit großen Schritten machte er sich auf den Heimweg. Jetzt begann ein Mordspaz, denn Diener und Mamsell hatte er genau instruiert, wie sie sich bei seiner Abwesenheit zu verhalten hätten, wenn Dorothee kam, und auf die beiden konnte er sich verlassen.

Aber auch Dorothee hatte Brasten gesehen. Sie gab ihren kleinen Schecken eins mit der Peitsche über die Kruppen, daß sie wie der Wind davonstoben. Das traf sich ja famos, daß er nicht zu Hause war! Bis er kam, war sie schon längst wieder über alle Berge.

Der kleine Korbwagen rasselte gleich darauf über das Raulider Hofspflaster. Raum standen die Ponys, warf sie dem Rutscher die Zügel zu, sprang vom Wagen, eilte die Freitreppe hinauf und betrat, ohne zu klingeln, die Diele.

Da hingen ja die beiden Büchsen am Geweih!

Rasch nahm sie sie herunter und wollte eben mit ihnen das Haus wieder verlassen, als der Diener kam und sich vor der Tür aufstellte.

„Gnädiges Fräulein, der Herr wird sehr bedauern—“
 „Weiß schon — er ist auf den Feldern. Tut aber

nichts. Sagen Sie einen schönen Gruß, ich hätte mir nur die Büchsen holen wollen. Und nun schaffen Sie Diana zum Wagen — schnell!“

Da erschien die rundliche Mamsell an der Tür, die zum Korridor führte, knickte, während ihre Hände hinten die schnell zur Hand genommene weiße Schürze festbanden. „Der Herr erwartet das gnädige Fräulein schon längst.“

„Ich hab's heute wirklich eilig. Tut mir leid! — Ja, die Diana — los, los!“

Der Diener warf der Mamsell einen Blick zu, die knickte gleich noch einmal und sagte mit einem ungemein freundlichen Gesicht: „Extra hat uns der Herr eingeschärft, dem gnädigen Fräulein Büchsen und Hund nicht auszuhändigen. Er will das nämlich selber tun.“

„Sie haben sie mir ja gar nicht gegeben, denn ich hab' sie mir genommen! Und Diana — wo steckt sie denn?“

Dorothee wurde doch die Geschichte recht peinlich. Die beiden dienstbaren Geister standen wie Schildwachen vor den Türen.

„So lassen Sie mich doch durch!“ herrschte sie den Diener an.

„Nur ohne die Flinten, gnädiges Fräulein!“

Da wurde sie wütend. „Was fällt Ihnen ein! Ich bitte mir aus —“

Weiter kam sie nicht, denn Brasten nahm mit ein paar großen Säcken die Freitreppe und stand im nächsten Augenblicke vor ihr.

„Guten Tag, liebe Dorothee! Herrlich, daß du gekommen bist!“ Er griff nach den beiden Gewehren in ihrem Arme, und sie wagte sie, der Dienstboten wegen, nicht festzuhalten. „So, die hängen wir einstweilen wieder an den Ahtzahnender. — So. — Und jetzt,

Mamsell, den Apfelstrudel baden und Sahne schlagen!“ Dann wandte er sich an den Diener: „Die Schecken ausspannen!“

„Nein!“ rief Dorothee mit zornsprühenden Augen.

„Aber du weißt doch, so schnell geht das mit dem Apfelstrudel nicht, und wenn das Wetter auch ganz schön ist, besser sind die Ponys im Stalle doch aufgehoben.“

„Ich warte weder auf den Apfelstrudel noch auf die Schlagsahne.“

„Aber sei doch nicht so, Dorothee! Gib mir zum mindesten meinen Ruß zurück. Die Ohrfeige will ich einstweilen noch gern behalten.“

Da ging sie wütend an ihm vorbei, lachte kurz und höhnisch auf, setzte sich in ihren Wagen und fuhr davon.

Und er sah von der Freitreppe aus zu, steckte die Hände in die Hosentaschen und pffiff sich eins.

Dann ging er in die Küche. „Mamsell, mit dem Apfelstrudel und der Schlagsahne hat's noch ein paar Tage Zeit!“

Die knickte und machte ein ganz verschmitztes Gesicht. „Aber das tut mir leid. Gerade heute hätt' es doch so wunderschön gepaft!“

* * *

Auf die Dauer wurde Brasten dieser Kriegszustand aber doch langweilig. Da hatte er sich vorgestellt, wie nett dieser Winter in Raulid werden würde, und nun lief er mutterseelenallein durchs ganze Haus, und zu tun gab's auch nur wenig. Es war trostlos!

Weihnachten kam heran. Im stillen hoffte er, Onkel würde ihn einladen. Aber nein, aus dem Wege ging er ihm so viel wie möglich. Trafen sie sich einmal an Markttagen in der Stadt, so verkrümelte er sich

immer schnell, wenn nicht eine ganze Gesellschaft mit am Tische im „Kronprinzen“ saß.

Dorothee hatte sich ein neues Gewehr angeschafft, mit dem knallte sie ihm die Hasen an der Grenze weg, und Diana wurde bei ihm immer runder und fauler. Dann und wann fuhr er ja zum Oberförster Morgenstern, aber den zu häufig zu genießen, das ging über die Nerven. Die anderen Nachbarn mied er, um nicht mit Dorothee zusammenzutreffen, sonst hätte sie sich womöglich eingebildet, er wollte dem Zufall ins Handwerk pfuschen.

Am heiligen Abend, nachdem er seinen Leuten beschert, setzte er sich mit einer Punschbowle vor den Achtzehnder, dampfte eine Zigarre nach der anderen dazu, zwinkerte von Zeit zu Zeit das Geweih an, erhob sich endlich und schüttelte die Faust.

„Du, das sag' ich dir, wenn dieses Jahr ein besseres in deutschen Landen von einem Hirsch gelöst worden ist, dann zerhack' ich dich eigenhändig zu Feuerholz!“

Am nächsten Tage fuhr er wieder einmal zum Oberförster Morgenstern und redete lange auf den ein.

Der brummte zwar erst, sagte aber dann: „Wenn Ihre Seligkeit davon abhängt, warum soll ich mir Berlin nicht wieder einmal bei Tage und bei Nacht ansehen? Hab' sowieso ein paar Hunderter überflüssig im Schreibtisch liegen, und die für meine Erben aufzuheben, daran liegt mir nicht ungeheuer viel. Womöglich zanken sie sich noch drum.“ . . .

Ein paar Tage später hing das Geweih nicht mehr an der Wand, es war in eine Riste verpackt worden, die Brasten auf der Bahnstation persönlich abgegeben hatte.

* * *

Dorothee gefielen die Zeiten auch nicht. Ihr Vater ließ ihr nicht mehr so den Willen wie früher. Und wenn der elegante, amüsante Baron Jessen kam, der es so vorzüglich verstand, sie aufzuheitern, verließ der Vater auch nicht einen Augenblick das Zimmer.

Da fing Dorothee an, ihn zu ärgern, indem sie auf Jessens Scherze einging und so herzlich lachte, daß sie sich die Tränen aus den Augen wischen mußte.

War dann der Baron weggefahren, ging immer ein kleiner Tanz los.

„Aber Papa, warum soll ich mich nicht amüsieren? Weil deine Rechnung nicht stimmt? Was kann ich dafür, daß Kurt Brasten ein so ungehobelter Kerl ist?“

Das Endresultat war stets das gleiche: der Rittmeister verließ das Zimmer und schmetterte die Tür zu, daß das ganze Haus zitterte. Dorothee aber lachte. —

Es ist alte, gute Sitte, daß die Herren vom Lande Kaisersgeburtstag in der Kreisstadt gemeinsam mit den Bürgern und Beamten feiern. Und zwar gehörig.

Der Rittmeister Schwarzholtz hatte sich eingefunden, auch Brasten und der Oberförster Morgenstern.

„Tag, mein Junge! Recht lange nicht gesehen!“ sagte der Rittmeister so nebenbei zu Brasten, während er mit dem Baron Jessen, der zur Feier des Tages den blauen Attila angelegt hatte, zusammen stand.

„Tag, Onkelchen — fährst du morgen zur Jagdausstellung nach Berlin?“

„Versteht sich — mit Dorothee, wie alle Jahre! Dieses Mal wollen wir über die ganze ‚landwirtschaftliche Woche‘ wegbleiben, denn meinem Mädels tut Luftveränderung not.“

„So — so!“

Lächelnd reichte Brasten Jessen die Hand, der sie flüchtig drückte und dann den Landrat begrüßte.

„Du,“ rief Schwarzholz, „hast du den Ahtzehnder ausgestellt?“

Braffen machte ein ärgerliches Gesicht. „Nee, ich hab' ihn doch nicht geschossen! Wie käme ich dazu, Dorothee womöglich zum Kaiserbecher zu verhelfen?“

Der Rittmeister bekam einen roten Kopf. „Ein ganz gemeiner Kerl bist du!“

„Meinetwegen, mag sie anderen auf der Nase 'rumtanzen — mir nicht!“

Braffen machte mit einem Achselzucken lehr und begrüßte ein paar Bekannte.

Während des Diners wurde ihm ein Telegramm gebracht, hastig riß er es auf und hielt es dann dem neben ihm sitzenden Oberförster Morgenstern vor die Nase.

Der spitzte die Lippen. „Prosit! Also die Vorbedingung wäre erfüllt!“

„Prosit! — Und nun frisch auf zum fröhlichen Jagen!“

„Immerzu, mein Fell kostet es nicht!“ —

Als man sich von Tische erhoben hatte und bei einer Zigarre zusammen stand, fragte der Rittmeister: „Nurt, wie wär s mit 'nem Skat?“

„Tut mir leid, fahr' in 'ner Stunde nach dem Gerbauener Kreise mit Morgenstern — auf Schwarzwild!“

„Nanu? Am Tage nach Kaisersgeburtstag hat doch jeder anständige Patriot Sodbrennen.“

„Es gibt Ausnahmen, Onkelchen. Der Oberförster und ich haben dem Visierwasser nicht allzu heftig zugesprochen, sonst sehen wir morgen alles doppelt, und das Jägerlatein ist fertig.“

Da wandte sich der Rittmeister ärgerlich ab. „Mit dir ist aber auch gar nichts mehr los, Junge!“

* * *

Im Hotel, in dem das Essen stattfand, hatte sich der Rittmeister ein Zimmer geben lassen. Spät wurde es doch immer.

Am nächsten Nachmittag um zwei Uhr ließ er sich wecken, denn gegen drei kam Dorothee, um mit ihm nach Berlin zu fahren.

Während der ganzen Fahrt saß er erst einsilbig in seiner Ecke, und später schnarchte er, bis ihn seine Tochter weckte — zehn Minuten vor der Ankunft.

Eine Stunde später saßen sie im Hotel beim Frühstück. Dorothee griff nach der Zeitung.

„Laß das, Mädel!“

„Ich will nur nachsehen —“

„Wer den ersten Kaiserbecher bekommen hat — weiß schon. Brauchst dich nicht zu bemühen, mein Tochterchen, Brasten hat den Achtzehnder gar nicht ausgestellt. Wie kam' er auch dazu, er hat ihn ja nicht geschossen!“

Dorothees Lippen zitterten, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Ärgerlich fuhr ihr Vater fort: „Na ja, gesagt muß es doch werden! Warum seid ihr beide auch so hahnebüchene Dickköpfe! Könntet euch das Leben so schön machen! Aber nein, wenn es den Eseln zu wohl wird, dann gehen sie bekanntlich ganz zwecklos aufs Eis tanzen!“

* * *

Von der großen Ausstellungshalle am Zoologischen Garten flatterten die Fahnen, durch die Eingangshalle drängten sich die Menschen, viele davon in grüner Tracht. Weidmänner gibt es ja in allen Schichten der Bevölkerung — Gott sei Dank! Aber auch elegante Damen und Herren, die vom Weidwerk herzlich wenig ver-

stehen, die nur das Wildbret zu würdigen wissen, wenn es fertig zubereitet vor ihnen steht, Großstädter, die überall dabei gewesen sein müssen — an denen fehlte es auch nicht.

Der Rittmeister Schwarzholz zog seinen grünen Hut noch einmal schräg vorm Schalter, forderte zwei Eintrittskarten und stöhnte: „Na endlich!“

Dorothee, im fußfreien grünen Kostüm, das Jagdhütchen mit einem Birchhahnstoß fest auf dem vollen blonden Haar, machte ein gelangweiltes Gesicht. Wie sollte ihr auch die Besichtigung Spaß machen, da „ihr“ Achtzehnder nicht ausgestellt war.

„Ah,“ sagte der Rittmeister, „hier haben wir nichts zu suchen! Was geht's uns an, was in den deutschen Kolonien gestreckt worden ist! — He, Sie, Aufseher, wo sind die Hochgeweihten?“

„Gleich links — hier!“

Da hingen sie, dicht über- und untereinander, Fürstlichkeiten und Magnaten hatten ganze Kollektionen ausgestellt.

„Du, da drüben, das wird was Besonderes sein, Tochterchen — da drängt ja alles hin!“

Der Rittmeister gebrauchte seine Ellbogen ziemlich rücksichtslos. Dicht hielt sich Dorothee hinter ihm.

Auf einmal faßte er sein Mädels sehr energisch beim Oberarm. „Alle Wetter! Alle Wetter!“

Dorothee traute ihren Augen nicht. Dort hing „ihr“ Achtzehnder, zwischen den Stangen war ein Plakat befestigt. Darauf stand: „Erster Kaiserbecher.“ Und auf dem Schilde war zu lesen: „Erlegt auf freier Wildbahn, Raulid, den 23. September, von Fräulein Dorothee Schwarzholz-Szittkenen.“

Und ehe sie sich von ihrem ersten Staunen leidlich erholt hatte, fiel sie in das zweite, denn dicht neben

ihr rief eine Stimme, die nur die des Oberförsters Morgenstern sein konnte: „Da, die junge Dame, die neben dem dicken Agrarier mit der roten Nase steht, hat den Ahtzehnder gestreckt! — Ho, Weidgesellen, ho — hoooidoh!“

„Ho ... hoooidoh ... jo ... ho!“ hallte es von den Wänden zurück.

Die Weidgesellen schwangen ihre grünen Hüte, schlugen ein paar Zylinder dabei von den Köpfen, kreischend duckten sich die Damen und hielten ihre mächtigen Guttrempen fest.

Und nun kam auch gleich noch das dritte Staunen.

Zwei Arme legten sich um Dorothee, Kurt Brustan zog sie an seine Brust — und gab ihr einen Kuß und dann noch einen und dann immer noch einen.

Trotzdem bekam er dieses Mal keine einzige Ohrfeige.

Und durch das Drängen und Schieben und Heranstürzen der Menschen, die sehen wollten, was eigentlich los war, rief der Oberförster Morgenstern mit Donnerstimme: „Vor Weidgesellen ehrlich zusammengetan — nun hat die Fehd' ein Ende!“





Der Hund im Dienste der Menschheit.

Von Th. Seelmann.

Mit 12 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

So schwer es ist, über die Intelligenz der verschiedenen Tierarten ein gerechtes Urteil zu fällen, da unter der äußeren Stumpfheit doch geistige Regsamkeit herrschen kann, die sich aber erst bei besonderen Gelegenheiten zu erkennen gibt, so sicher ist es, daß der Hund zu den begabtesten Vertretern der Tierwelt zählt. Auch das Pferd ist zweifellos sehr intelligent, es zeigt für die Obliegenheiten, die es zu erfüllen hat, ein oft überraschendes Verständnis, aber seine geistige Befähigung betätigt sich doch nur auf einem ziemlich beschränkten Gebiet. Bedeutend weiter reicht dagegen die geistige Anpassung des Hundes. Läßt man die Beobachtungen über die Klugheit des einzelnen ganz beiseite, so spricht schon deutlich genug für die hohe Veranlagung des Hundes die vielseitige Verwendung, die er im Dienste der Menschheit findet.

Aus verschiedenen Gründen darf man annehmen, daß der Hund das erste Haustier des Menschen war. Einer seiner Stammväter ist der Schakal. Noch heute schleicht sich der Schakal in Kleinasien nachts an die Hütten der Dorfbevölkerung heran, um sich aus den Abfällen einen Knochen hervorzuzerren, und trotz aller Scheuheit fühlt er sich offenbar zum Menschen hingezogen. So wird es in der Vorzeit ganz von selbst gekommen sein, daß der Mensch gefangene junge

Schakale bei sich behielt und sie zu seinen Hausgenossen machte, nicht eines besonderen Zwecks wegen, vielmehr dem Geselligkeitstrieb folgend, der auch in der Gegenwart die Naturvölker veranlaßt, allerlei Getier bei sich



Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

Wo stecken die Hühner?

aufzunehmen, dessen bloße Gegenwart ihnen eine liebfame Abwechslung in die Eintönigkeit ihres Lebens bringt.

Lange Zeit später erst entwickelte sich aus diesem Gespielen der Jagdgefährte. Zweifellos ist auch diese Umwandlung von dem Menschen nicht mit überlegtem Vorbedacht ins Werk gesetzt worden, sondern der Hund begleitete anfänglich nur seinen Herrn wie auf den

Wanderungen so auch auf den Jagdunternehmungen, und erst sein angeborener Jagdeifer machte dann allmählich den Menschen darauf aufmerksam, ihn bei der Auffuchung und Verfolgung des Wildes als wertvollen Helfer zu benützen.

Zu welcher Vervollkommnung ist aber der Hund im Lauf der Jahrtausende als Jagdgenosse des Menschen gebracht worden! Man betrachte einen Vor-



Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

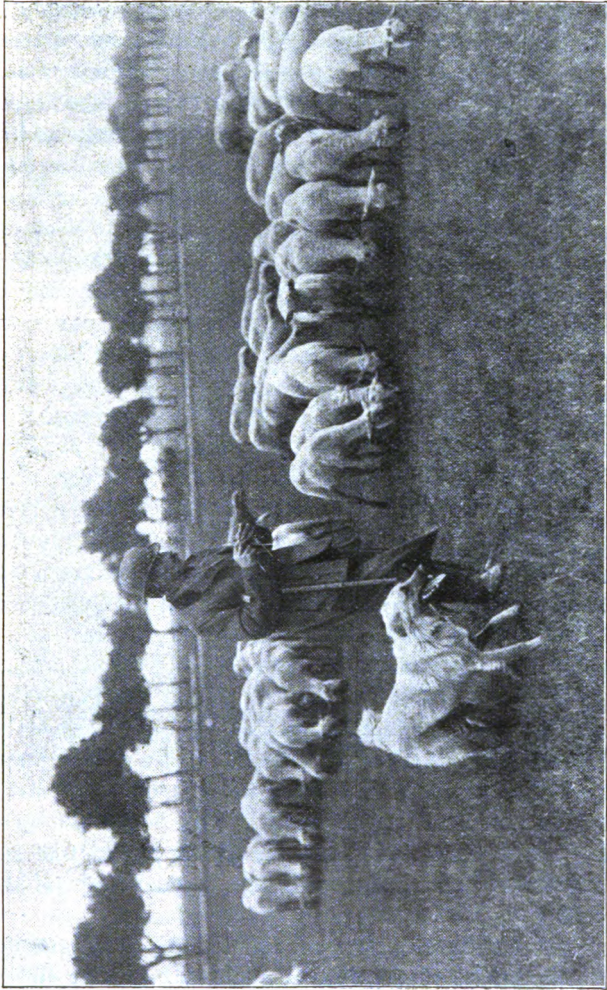
Eine stattliche Beute.

stehhund, der schnuppernd und mit der Rute wedelnd vor einem Volk Rebhühner hält, dem die Jagdlust in allen Gliedern bebt, und der sich doch so selbstlos überwindet, daß er erst auf den Zuruf seines Herrn vor-

wärts geht. Es ist, als ob der Hund das Bewußtsein hat, daß er zur Erlangung des Wildes mit dem Jäger planmäßig zusammenarbeitet, und wenn die Erlegung gelingt, ist seine Freude nicht geringer als die des Schützen selbst.

Eine interessante Abart des Jagdhundes ist der **F i s c h h u n d**. Namentlich im Wolgagebiet dressieren die russischen Bauern wasserliebende Hunde zum Apportieren von Fischen. Die Dressur verläuft in der Weise, daß man den Hund zuerst dazu abrichtet, Holzstücke aus den Flüssen zu holen. Ist er darin firm, so geht der Dresseur dazu über, einen toten Fisch in eine mit Wasser gefüllte Wanne zu werfen und ihn durch den Hund apportieren zu lassen. Später wird der tote durch einen lebenden Fisch ersetzt, und wenn diesen der Hund tadellos aus der Wanne herbeibringt, so wird dasselbe Experiment im Freien wiederholt. Auf diese Weise wird der Hund gewöhnt, Fische, die in der Nähe des Ufers im Wasser stehen, zu ergreifen und seinem Herrn vor die Füße zu tragen. Es gibt Hunde, die an einem Nachmittag sechs und mehr Fische fangen. Bedarf es hierzu einer außergewöhnlichen Geschicklichkeit, die nur von einzelnen Hunden erworben wird, so sind die Hunde um so zahlreicher, welche wenigstens als stille Zuschauer an dem Fischereisport ihrer Herren teilnehmen und dann mit freudigem Stolz das Netz mit der Angelbeute nach Hause tragen.

Ein würdiges Seitenstück zum Jagdhund ist der **S c h ä f e r h u n d**. Die Wachsamkeit guter Schäferhunde ist geradezu bewundernswert. Das leiseste Geräusch vernimmt sein scharfes Gehör und läßt ihn sofort den klugen Kopf nach der betreffenden Richtung wenden. Mit überlegendem Blick mustert er den heranahenden Wanderer, und er macht durch sein Verhalten



Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. B. S.

Auf der Schafweide.

zwischen einem Landstreicher und einem harmlosen Spaziergänger einen offensichtlichen Unterschied. Störrische Schafe, die sich der verlangten Ordnung nicht fügen wollen, sind ihm in kurzer Zeit wohlbekannt. Er richtet auf sie von selbst sein besonderes Augenmerk und treibt sie ohne Befehl des Hirten zur Herde zurück. Zuweilen faßt er aber auch zu einem Schaf eine auffällige Vorliebe. So hatte ein Schäferhund einer großen Schafzuchterei in Schleswig-Holstein ein braun-geflecktes Lamm in sein Herz geschlossen. Er umsprang das Tier mit freudigem Bellen, legte sich vor ihm nieder oder lief neckend davon, damit es ihm nachspringen sollte. Das Lamm wurde verkauft. Nachdem es der Hund lange vergeblich in der Herde gesucht hatte, wurde er so niedergeschlagen und gedrückt, daß der Schäfer das Lamm endlich wieder zurückkaufte. Mit dem Erscheinen des Lammes in der Herde lehrte auch sofort seine frühere Munterkeit wieder. Ältere Schäferhunde wissen genau zwischen den Äckern und Saatsfeldern, die die Schafe nicht betreten dürfen, und den Unländereien, die ihnen zum Abgrasen überlassen sind, zu unterscheiden. Auf jedes Schaf, das sich auf ein Saatsfeld wagt, schießt der Schäferhund sofort los und verscheucht es von der verbotenen Frucht. Überhaupt hat der Schäferhund offenbar das Gefühl, daß er neben dem Hirten der Herr der Herde ist. In Persien sind die Schäferhunde zum Teil so weit dressiert, daß sie am Morgen die Herde ohne Hirten auf die Weide führen und sie mit Sonnenuntergang von selbst in das Dorf zurücktreiben.

Als vortrefflich geeignet erweist sich der deutsche Schäferhund auch zum *R r i e g s h u n d*. Seine Überlegenheit wurde allseitig anerkannt auf der Kriegshundprüfung, die im Jahre 1902 in Frankfurt a. M. ab-

gehalten wurde. Seitdem darf laut Armeebefehl neben ihm nur noch der Airedaleterrier, ein englischer drahthaartiger Pinscher von etwa 60 Zentimeter Höhe, im deutschen Heer verwendet werden. Die Aufgaben der Kriegshunde bestehen im Sicherungsdienst beim Posten,



Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

Fertig zur Meldung.

der Herstellung der Verbindung zwischen den Posten und den Abteilungen, der Überbringung von Meldungen und dem Zutragen von Patronen in die Schützenkette. Infolgedessen ist sein Platz in der vordersten Linie, wo er das Gelände aufklären, das Nahen des Feindes andeuten, den hinteren Abteilungen die von der Feldwache gemachten Beobachtungen durch eine schriftliche

Mitteilung übermitteln und durch Patronennachschub die Schützenlinie unterstützen kann. Daher gehört der Kriegshund vornehmlich zu den Jägern. Im deutschen Heer sind für jede Kompanie Jäger mindestens zwei



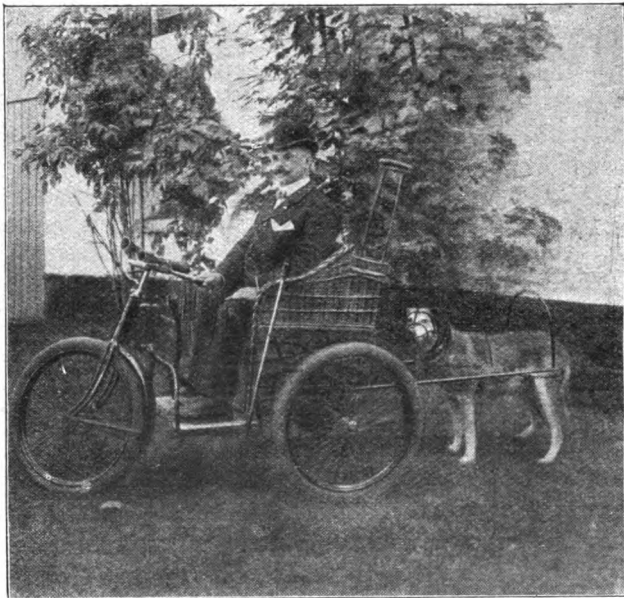
Phot. Berliner Illustrations-Ges. u. o. P.

Kaß den Kerl!

fertige Kriegshunde vorgesehen, doch soll die Gesamtzahl bei einem Jägerbataillon zwölf nicht übersteigen. Von einem guten Kriegshund werden neben hoher Intelligenz feinstes Gehör und feinsten Geruch, Ausdauer und Wetterfestigkeit verlangt. Der Verein für deutsche Schäferhunde in München, sowie der Klub für rauhaarige Terriers in Frankfurt a. M. lassen es sich angelegen sein, Kriegshunde von Mittelgröße zielbewußt

zu züchten, die sie den Jägerbataillonen als Geschenk überweisen.

Beide Hunderassen liefern ferner das beste Material für **P o l i z e i h u n d e**. Polizeihunde wurden zuerst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Belgien eingestellt. Der unleugbare Wert der von ihnen geleisteten Dienste veranlaßte dann auch ihre Einführung in Deutschland. Namentlich nahm sich die Polizeibehörde in



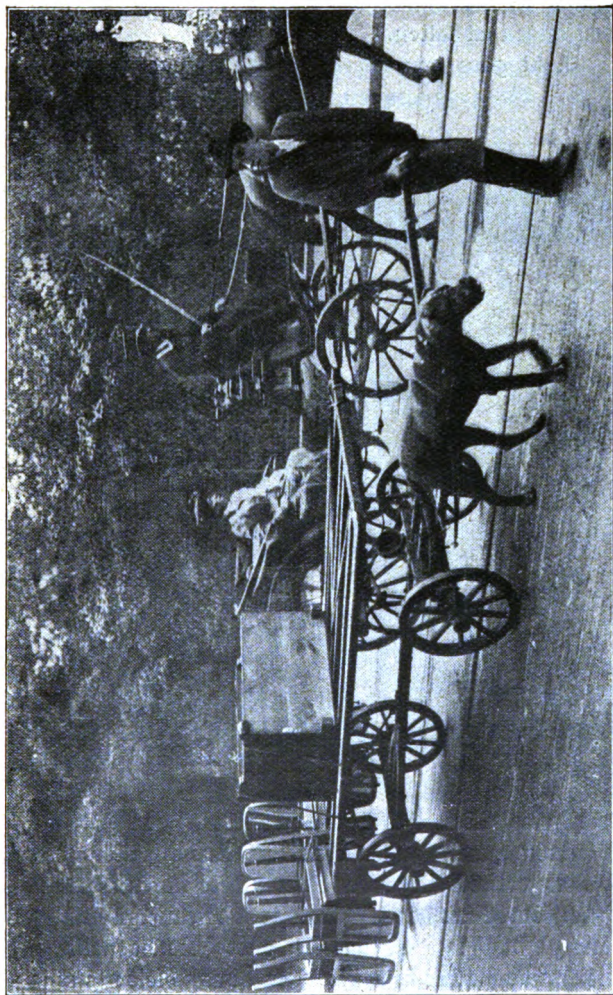
Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

Ein vierbeiniger Krankenwärter.

Braunschweig der Dressur von Polizeihunden an und gab firme Tiere auch nach Österreich, Rußland und England ab. Schäferhunde werden am besten etwa dreivierteljährig von ihrem Besitzer, und zwar roh, be-

zogen und lernen ihre Obliegenheiten ziemlich leicht. Die erste Forderung, die man an einen Polizeihund zu stellen hat, ist ein ausgezeichneter Spürsinn. Hervorragende Polizeihunde betätigen ihn in fast unglaublicher Weise. Es ist vorgekommen, daß ein Polizeihund erst am dritten Tag durch eine aufgefundene Müze auf die Spur eines Mannes gesetzt wurde, der an einer abgelegenen Waldstelle einen Raubanfall auf eine Bauersfrau versucht, bei ihren Hilferufen aber die Flucht ergriffen und dabei seine Müze verloren hatte. Der Hund verfolgte die Spur über eine Stunde lang durch den Wald und über Felsbalden bis zu einem Bach. Hier blieb er zunächst ratlos stehen, durchschwamm aber darauf den Bach und nahm nun am anderen Ufer die Spur auf. Er lief jetzt durch ein größeres Dorf und schlug zuletzt den Weg nach einem Einzelgehöft ein, wo er die Treppe nach dem Heuboden hinauffsprang. Dort blieb er bellend vor den Heuhaufen stehen. Man entdeckte in ihnen auch wirklich den Gesuchten, der früher auf dem Gehöft als Knecht gedient und sich nachts eingeschlichen hatte. Die Bewohner des Bauernhofes hatten keine Ahnung von seiner Anwesenheit, da er sich den Tag über verborgen hielt und nur in der Nacht der Küche einen Besuch abstattete, um sich Nahrungsmittel zu holen.

Ein guterzogener Polizeihund soll einen Verfolgten erst auf den Befehl seines Führers stellen, das heißt, wenn der Verbrecher einen Angriff auf den Führer versucht und dieser zur Gegenwehr gezwungen ist. Auch in diesem Fall soll der Hund den Angreifer nur packen, aber ihn nicht sofort beißen. Die Beschaffung guter Polizeihunde haben der Verein zur Förderung der Zucht und Verwendung von Polizeihunden in Elberfeld und der schon erwähnte Verein für deutsche Schäfer-



Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. B. S.

Vor dem Möbelwagen.

hunde in die Hand genommen die auch Leistungsprüfungen abhalten.

Nicht ganz den gehegten Erwartungen haben dagegen die sogenannten Sanitätshunde ent-



Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

Schnelle Fahrt.

sprochen. Man hatte eine Zeitlang den Sanitätskolonnen Hunde zugewiesen, die darin geübt werden sollten, versteckt liegende Verwundete aufzusuchen und durch Verbellen das Sanitätspersonal auf sie aufmerksam zu machen. Es hat sich aber herausgestellt, daß die Hunde hierfür in beständiger Übung bleiben müssen, was jedoch bei der nur zeitweiligen Heranziehung der Sanitätskolonnen nicht möglich ist. Man ist jetzt deshalb

übereingekommen, im Kriegsfall als Sanitätshunde Polizeihunde zu verwenden, denen ein Lederhalsband mit weithin sichtbarem Roten Kreuz umgelegt wird. An dem Halsband wird eine kleine Ledertasche mit einem Schreibstift und Meldeblättern befestigt, auf denen die von den Hunden aufgesuchten Verwundeten den Ort, wo sie liegen, vermerken sollen, damit



Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

Bitte um eine milde Gabe.

Die zurücklaufenden Hunde das Sanitätspersonal herbeiführen.

Daß aber auch nach dieser Richtung hin die Hunde bei genügender Übung Wunderbares leisten, zeigen die berühmten Bernhardiner des Hospizes auf dem Sanct

Bernhard. Tagtäglich gehen die Hunde, die am Hals ein Körbchen mit Stärkungsmitteln und auf dem Rücken wollene Decken tragen, auf die Suche nach Erstarrten oder von Lawinen Verschütteten aus. Sie durchstreifen die Gebirgsschluchten, untersuchen die niedergegangenen Lawinen, scharren die verschütteten Menschen heraus oder laufen zum Hospiz zurück, um Hilfe herbeizuholen. Der Bernhardinerhund Barry allein hat auf diese Weise vierzig Menschen das Leben gerettet.

Einen Sanitätshund eigener Art führt unser Bild auf Seite 147 vor. Ein gelähmter Herr ist auf den Gedanken gekommen, seinen wie ein Dreirad lenkbaren Krankenwagen durch einen Hund schieben zu lassen. Er ist mit dem Dienst seines vierbeinigen Krankenträgers in hohem Maße zufrieden.

Oftmals wird die Behauptung aufgestellt, daß den Hunden wegen des Baues ihrer Füße und Brustkorbes das Ziehen eine Qual ist. Nun, wer die Zieh-
h u n d e auf der Straße beobachtet, die es vor Ungeduld kaum erwarten können, den haltenden Wagen wieder anzuziehen, wird sicher nicht den Eindruck empfangen, daß sie durch das Ziehen leiden. Es muß nur darauf geachtet werden, daß die Hunde kräftig sind und nicht überanstrengt werden. Daß sie sich bei guter Fütterung und ausreichenden Ruhepausen auch wohl befinden, beweisen unter anderem die Eskimohunde. Sobald sie vor den Schlitten gespannt sind, sind sie vor Eifer kaum zu zügeln. Sechs bis acht Hunde ziehen einen Schlitten, der mit einer Last von sechs bis acht Zentner beladen ist, acht bis zehn Meilen weit an einem Tage und sind imstande, dies ohne irgendwelche Schädigung wochenlang zu tun. Wer ein Freund des Schlittschuhsports ist, kann sich übrigens durch seinen Hund auch zu seinem und des Hundes Vergnügen



Phot. Berliner Illustrations-Gez. m. b. H.

Der Rechenkünstler.

über die spiegelnde Eisfläche in lebhaftem Tempo ziehen lassen.

Der 1. Januar ist der Tag der Bettler in Paris. Aus weiter Entfernung strömen sie am Neujahrstag



Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

Mein bester Spielfkamerad.

nach der Hauptstadt, da an diesem Tag die Pariser nach alter Gewohnheit reiche Almosen zu spenden pflegen. Es gibt sogar Unternehmer, die Bettler in den Provinzen anwerben und für sie die Fahrt nach Paris bezahlen, wofür dann an sie ein gewisser Prozentsatz des erbettelten Geldes zu entrichten ist. Von größter Bedeutung ist es, daß durch einen Trick die Aufmerksamkeit der mildtätigen Spaziergänger auf den Bettler

gelenkt wird. Man borgt sich deshalb auch vielfach Kinder, die an einem Gebrechen leiden. Doch ist dieses ein alter Kunstgriff. Dagegen hatte am letzten Neujahrstag ein Bettler den originellen Einfall, seinen Hund durch Aufheben der Pfote um eine Gabe betteln zu lassen, und der pfiffige Mann soll damit ein vortreffliches Geschäft gemacht haben.

Auch diejenigen *Artisten*, welche Hunde zu Vor-



Phot. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

In sicherer Obhut.

führungen in den Varietés dressieren, erzielen in der Regel hübsche Erträgnisse aus diesem Geschäft. Beim Erlernen von Kunststücken kommt es zunächst darauf an, die Eigenart des einzelnen Hundes herauszufinden.

Manche Hunde sind geborene Springer, anderen wieder wird das Tanzen sehr leicht. Ein Hund, der eine scharfe Beobachtungsgabe besitzt, kann zum Rechenkünstler ausgebildet werden. Denn in Wirklichkeit rechnet die an die Wandtafel geschriebene Aufgabe nicht der angeblich so kluge Pudel aus, sondern der Artift. Wenn der Hund von den ihm vorgehaltenen Karten diejenige mit den Zähnen faßt, welche die Zahl trägt, die das Resultat der Rechenaufgabe darstellt, so liegt das daran, daß der Hund aus einem sonst unmerklichen Zeichen seines Herrn erkennt, welche von den Karten er auszuwählen hat.

Schließlich sei noch der Hund als Spielgefährte und als Schutzbegleiter erwähnt. Ein scharfer Hund wird für Damen bei Spaziergängen oder bei Ausflügen auf dem Rad immer von beträchtlichem Nutzen sein. Werden stärkere Hunde auf den Mann dressiert, so entwickeln sie eine vor nichts zurückschreckende Tapferkeit. Zu welcher wilden Wut sich Hunde unter Umständen dressieren lassen, zeigen beispielsweise die Bluthunde, Doggen, die die Spanier bei der Eroberung von Mexiko auf die Indianer hetzten. Der berühmteste unter ihnen hieß Bezerillo. Als sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Maron-neger auf Jamaika empört hatten, beschloß die englische Regierung, gegen die Auführer Bluthunde loszulassen. Aber ihre bloße Ankunft auf der Insel genügte, um die Neger zur Unterwerfung zu bringen.





Westward-Go.

Erzählung von Werner Granville Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

„Nummer 231 soll kommen!“

Der alte, weißhaarige Zuchthausdirektor beugte sich wieder über seinen Schreibtisch und blätterte in einem Haufen Papiere, die vor ihm ausgebreitet lagen.

Ein paar Minuten vergingen. Dann kehrte der Wärter mit dem Gefangenen 231 zurück.

Sinnend ließ der Direktor seine scharfen grauen Augen auf den eingefallenen Zügen des Sträflings ruhen und begann dann langsam, jedes Wort betonend: „Singulf Daland, ich habe Sie rufen lassen, weil ich eine angenehme Botschaft für Sie habe. Durch Allerhöchste Gnade sind Ihnen auf Grund Ihrer vorzüglichen Führung die letzten anderthalb Jahre Ihrer Strafzeit erlassen worden. Ich hoffe, daß es Ihnen nicht schwer fallen wird, wieder ein neues Leben zu beginnen. — Sie können noch heute die Anstalt verlassen.“ Der Direktor zögerte einen Augenblick, und als er bemerkte, daß ein paar Tränen über die abgehärmten Wangen des Mannes rollten, reichte er ihm mit einer impulsiven Bewegung die Rechte und fügte bewegt hinzu: „Gehen Sie und beginnen Sie ein besseres Leben!“

* * *

Wie eine schwere Last wich es von Singulf Dalands Brust, als sich die breite, eisenbeschlagene Tür des

Zuchthaus hinter ihm schloß. Bis zum letzten Augenblick hatte ihn noch immer die Furcht gepeinigt, alles könne nur ein Traum sein; aber nun war es kein Trugbild mehr — er war wirklich frei, dem Leben wieder geschenkt.

Einen scheuen Blick warf er nach dem drohend aus dem abendlichen Dunkel hervortretenden, massigen Gebäude; dann lud er sich mit einem kräftigen Ruck seinen Seesack auf den Rücken und ging mit eiligen Schritten der Stadt zu.

Seine Knie zitterten unter der leichten Bürde, als ob er in den paar Jahren zum schwächlichen Greise geworden wäre.

Nach und nach wurde ihm freier zumute. In tiefen Zügen sog er die frische Herbstluft ein, und seine Gestalt reckte sich höher, wie von einem unsichtbaren Joch befreit.

Einem inneren Drange folgend, wandte er sich der Richtung zu, wo der Hafen liegen mußte.

An einer Wegbiegung hielt er still. In der Ferne dehnte sich ein rötlicher Schein am Himmel. Dort lag Christiania, sein heutiges Ziel.

Bald hatte er die Stadt erreicht. Zwischen den Häusern schimmerte das Wasser des Hafens durch. Kleine, unansehnliche Läden, niedrige Spelunken, aus denen Lachen und heiserer Gesang oder der Klang einer Handharmonika hervortönte, nahmen die Seiten der engen Gassen ein.

In den Gassen balgten sich Haufen unglaublich schmutziger Kinder, Gruppen angetrunkener Matrosen taumelten Arm in Arm an ihm vorüber.

Oh, wie wohl ihm dieses Treiben tat!

Das Vollgefühl der wiedergewonnenen Freiheit durchströmte ihn, er ließ den Seesack zur Erde gleiten.

und breitete weit die Arme aus, so daß ein paar Frauen, die gerade vorübergingen, ihn erstaunt anblickten.

Ein kleines Gasthaus, ganz in der Nähe des Hafens, war sein Ziel.

Der Besitzer hatte, soweit er sich erinnerte, auch billige Zimmer an Seeleute zu vermieten. Ob der Wirt ihn wohl wiedererkennen würde? Sie waren einst gute Freunde gewesen.

Endlich hatte er die Taverne gefunden.

Auf der mit Flaggen aller seefahrenden Nationen bemalten Fenster Scheibe prangte noch immer in drei Sprachen die prächtige Inschrift, daß man hier zu jeder Tageszeit speisen könnte, und daß jeden Abend erstklassige Spezialitäten aufträten.

Als Daland mit lautem Gruß eintrat, blickte ihm hinter dem Schanktische ein fremdes Gesicht entgegen, und auf seine Frage erfuhr er, daß der vorige Wirt schon vor reichlich zwei Jahren verstorben war.

Daland bestellte sich ein Glas Grog und ein warmes Essen.

Er aß und trank langsam, wie um das Glück der Freiheit auch hierbei recht auszukosten. Nach dem Essen zündete er sich eine Zigarre an und wandte seine Aufmerksamkeit der Bühne zu.

Eine der „erstklassigen Spezialitäten“ betrat gerade das kleine, erhöhte Podium. Es war ein Neger, der zur Klavierbegleitung englische Schifferlieder sang und zum Schluß einen geräuschvollen „Step-dance“ zum besten gab.

Plötzlich fiel Daland seine Pfeife ein. Hatte er sie nicht damals oben im Seesack verstaut?

Er hatte sich nicht geirrt, sie lag noch oben auf seinem Zeug neben einem Gummibeutel voll Shagtabak.

Mit liebevoller Umständlichkeit stopfte er die Lang-

entbehrte und setzte sie in Brand. Ihm fiel ein, wie er hier früher oft im Kreise froher Kameraden gefessen hatte, denn mit den bläulichen Rauchwolken, die langsam zur niedrigen Decke emporstiegen, kamen auch die Bilder der Vergangenheit wieder.

Wie war doch alles so gekommen?

Richtig, viereinhalb Jahre war es schon her, da hatte er geheiratet. Die Anke, das blondlockige Nachbarstind, war seine Frau geworden.

Auf der alten Bark „Tomfruland“, auf der er damals als zweiter Steuermann fuhr, hatten sie ihre Hochzeitsreise gemacht.

Glücklich und zukunftsstroh war er gewesen. Die Reise war von selten gutem Wetter begünstigt, und auch die Mannschaft gab diesmal zu Klagen keinen Anlaß.

So verlief alles ungetrübt, bis eines Tages auf der Rückreise, in der spanischen See, das Furchtbare, das Unbegreifliche eintrat.

Er hatte die „Hundewache“ an Deck gehabt und war unvermutet nach unten gekommen, um dem Kapitän eine Meldung zu erstatten.

Da hatte er seine Anke in den Armen des Kapitäns gefunden.

Im ersten Augenblick hatte er vermeint, das Herz müßte ihm zerpringen vor Schmerz. Aber dann hatte er, ohne ein Wort zu sagen, sein breites Scheidemesser, das er im Leibgurt bei sich trug, gezogen und es dem Räuber seiner Ehre in die Brust gestoßen. Wie ein gefälltter Baum war der zu Boden gestürzt. Daland hatte nur mit einem irren Lächeln auf den Toten gestarrt und war dann, ohne sein pflichtvergeßenes Weib eines Blickes zu würdigen, an Deck gegangen, um die Wache wieder aufzunehmen. Bald wurde die Tat entdeckt. Der erste Steuermann ließ ihn in Eisen legen.

Am folgenden Tage sprang Ante Daland über Bord.

Dann war es wie ein böser Traum über Daland gekommen — die Ankunft in Christiania — die Verhandlung vor den Geschworenen — der Urtheilsspruch. Auf sechs Jahre Zuchthaus hatte er gelautet, und Daland wußte, das Urtheil war noch milde.

Während seiner Strafzeit war seine Mutter gestorben. Die Trauer um das Schicksal ihres Sohnes hatte ihre Lebenskraft untergraben.

Was konnte ihm, der alles verloren, die Welt noch bieten?

Unter einem leisen Stöhnen fuhr er sich mit dem rauhen Handrücken über die feuchten Augen.

Wozu die Vergangenheit wieder aufwecken? Sie mußte tot sein! Aber was konnte ihm die Zukunft bringen? Er war ja doch nun einmal ein Geächteter!

Er bestellte sich neues Getränk und ließ sich die Zeitung bringen, um die schmerzlichen Gedanken zu verscheuchen.

Vieles hatte sich in den Jahren seiner Haft geändert und nutete ihn fremd an. Er hatte hinter den dunklen Mauern die Fühlung mit der Außenwelt vollständig verloren.

Plötzlich heftete sich sein Auge auf eine kleine, unscheinbare Notiz. Sie befand sich unter den Schiffsnachrichten und lautete: „Die im Jahre 1879 auf dem River Moulmain erbaute norwegische Bark ‚Jomfruland‘ ist zum Preise von achttausend Kronen an Reeder Nyhsen in Christiania zum Abbruch verkauft worden.“

Also so weit war es schon mit dem alten Kasten!

Daland stützte sinnend das Kinn auf die Handfläche und starrte in sein Glas.

„Hallo, Daland! — Lebst du noch, alter Junge? Mensch, du siehst verteufelt elend aus!“

Daland blickte überrascht auf. Neben seinem Tisch stand ein Mann in Seemanns Kleidung und hielt ihm begrüßend die Rechte entgegen.

Daland ergriff sie erfreut und nötigte den Ankömmling zum Sitzen.

„Wir sind eben angekommen,“ nahm der andere lebhaft das Wort. „Ich habe noch ein paar Maaten hier. Na, die können mal 'nen Augenblick warten.“

Sie kamen beide in ein angeregtes Gespräch. Erinnerungen an gemeinsame Seereisen wurden ausgekratzt, und Daland empfand es besonders wohlthuend, daß der andere mit keinem Worte der letzten, traurigen Jahre gedachte.

Eigentlich war sein Verhältnis zu Petersson nie so recht herzlich gewesen. Ehe Harald Petersson als Bootsmann an Bord der „Zornfruland“ kam, hatte er schon wegen Eigentumsvergehen eine längere Freiheitsstrafe verbüßt.

Daland hatte damals ein beinahe unüberwindliches Vorurteil gegen den stets ein scheues und lauernes Wesen zur Schau tragenden gehabt; aber heute freute er sich, Gesellschaft gefunden zu haben. War er nicht selbst ein Gebrandmarkter?

Daland überlegte. Dreihundertfünfundachtzig Kronen betrug seine Barschaft. Dreihundertfünfundzwanzig Kronen war der Rest seiner Heuer, die man ihm damals bei seiner Einlieferung ins Zuchthaus abgenommen hatte, und sechzig Kronen war das während der Strafzeit verdiente Geld.

Für einige Zeit reichten also seine Mittel ja noch; aber der Tag mußte kommen, wo er auch die letzte Krone ausgab. Was dann anfangen? Ein Steuermann, der seinen Kapitän erstochen hat, würde schwerlich eine Stellung wiederfinden.

Sein Blick glitt wieder über die Zeitung auf die kleine Notiz. Eine Idee mußte urplötzlich in ihm erwacht sein.

Hastig zog er den Bootsmann am Arm näher zu sich heran und schob ihm die Zeitung hin. „Hier, Petersson, hast du schon gelesen?“

Der Bootsmann überflog die Zeilen und ließ ein leises Lachen hören. „Natürlich! Hab' ich dir's denn noch nicht erzählt? — Wir haben ja gerade den alten Kasten von England 'rübergebracht. Ich und meine vier Maaten. Er machte schändlich viel Wasser. Beinabe drei Fuß waren immer im Raum, und wenn nicht immer gepumpt worden wäre, hätten wir den Kasten nicht halten können. Sonst ist er gar nicht so übel. Na, achttausend Kronen sind ja auch noch immer ein anständiges Stück Geld. Vorgestern kommen wir an, machen draußen bei Tychsens Werft fest — und gestern tritt das ganze Werftpersonal in den Ausstand. Ich war als Wachmann an Bord geblieben, denn die Mannschaft wurde gleich abgemustert. Natürlich hab' ich nun auch die Arbeit niedergelegt, denn die Streitenden haben gedroht, sie wollten jedem die Knochen zerschlagen, der noch bei Tychsen in Arbeit bliebe, und den Kerlen ist das gewöhnlich verteufelter Ernst. Das schönste aber ist, daß an Bord jetzt kein Mensch zum Pumpen ist. Der alte Tychsen ist vorgestern verreist, sie sagen nach Drammen, um dort Leute anzuwerben. Ehe er zurückkommt, ist der alte Kasten gewiß schon weggebuddelt. Denn wenn erst der Ballast feucht ist, sinkt das Schiff wie 'n Stein weg.“

„Hat es noch Ballast an Bord?“ warf Daland gleichgültig ein.

„Wir konnten doch wegen des Streiks nicht mit dem Löschen beginnen. Zweihundertundfünfzig Tonnen grober Sand sind drin.“

„So viel?“

Der Bootsmann leerte sein Glas und bestellte für Daland und sich neues Getränk, ehe er antwortete: „Viel? Die ‚Zomfruland‘ war doch immer ‚rant‘ und mußte viel Ballast einnehmen. Überdies war die Reise von England stürmisch, und wir mußten deshalb eine besonders große Portion mitführen.“

„Die Bark liegt also ganz draußen im Außenhafen vertäut?“

„Ja. Warum fragst du?“

Daland musterte den Genossen einen Augenblick nachdenklich. „Weißt du, Peterßon, mir ging eben ein Gedanke im Kopf herum, wie wir uns leicht ein paar tausend Kronen verdienen könnten. Das heißt, wenn du darauf eingehen willst und wenigstens noch drei oder vier zuverlässige Leute findest, die mitmachen.“

Der Bootsmann horchte auf. Der lauernde Blick kam wieder in seine stechenden Augen, und sein Oberkörper bog sich zu Daland hinüber. „Die Leute, die du brauchst, sitzen drüben schon. Wir fahren seit drei Jahren zusammen, und ich weiß, daß man sich auf sie verlassen kann.“

„Sind sie auch gute Seeleute?“

„So gut wie du oder ich. — Was hast du denn für einen Plan? Schieß doch los!“

Doch Daland antwortete zuerst mit einer Gegenfrage. „Wenn ihr vorgestern gekommen seid und gleich abgemustert habt, dann ist doch noch Proviant und Trinkwasser an Bord?“

„Gewiß — freilich nur wenig. Das frische Fleisch haben wir unterwegs verzehrt. Aber Büchsenfleisch und Hartbrot ist noch an Bord.“

Daland blickte wieder einige Minuten starr in sein Glas. In seinen Mienen arbeitete es lebhaft. „Eine

Frage. — Kann der Kasten noch eine Reise bis wenigstens nach England aushalten? — Ich meine ohne weitere Ladung als den Ballast?“

„Warum nicht, Daland. Wir sind 'rübergekommen, also wird der Kasten auch noch einmal hinüber können, vorausgesetzt, daß er inzwischen nicht zu viel Wasser gemacht hat.“

„Gar zu viel Freibord braucht er nicht zu haben. Je weniger vom Rumpf aus dem Wasser sieht, desto besser ist's für uns. Denn desto weniger Farbe brauchen wir.“

Der Bootsmann blickte Daland erstaunt an. Er verstand den Steuermann nicht recht.

„Noch eines, Petersson. In der Werft sind doch auch Schuppen, wo Farbe aufbewahrt wird?“

Der Bootsmann zuckte die Achseln. „Ich kenn' die Gelegenheit da nicht so genau. Aber an Bord sind bestimmt noch einige Kübel mit Farbe.“

„Ist die Werft nachts unbeaufsichtigt?“

„Solange Tychsen weg ist — sicher. Wer soll auch da draußen was holen?“

„Ich!“ — Daland sprach es bestimmten Tones und sah sein Gegenüber lachend an.

„Nun rück aber endlich mit deinem Plänchen heraus,“ drängte der Bootsmann.

Daland weidete sich an der Ungeduld des Fragers und setzte gemächlich seine erloschene Pfeife wieder in Brand. „Ja, Petersson, wenn du jetzt noch nicht begriffen hast, worauf ich hinaus will, dann ist dir nicht zu helfen.“

Der Bootsmann lachte ärgerlich auf. „Was du vorhast, ist mir schon klar. Du willst die ‚Somfruland‘ wieder nach England bringen, ja und dann — aber zum Ruckuck, was soll die Farbe?“

Daland lächelte wieder. „Paß auf, Peterßson, was ich dir jezt sage! — Also, die ‚Jomfruland‘ liegt draußen bei Tychsens Werft vertäut. — Ich kenne die Gegend da. Ein Schlepper ist nicht mehr nötig, Wache ist keine an Bord und auch das Werftgrundstück ist unbeaufsichtigt. — Höre genau zu! Morgen abend gleich nach Dunkelwerden kommst du an Bord oder besser nach der Werft und hältst dich in der Nähe des Schiffes auf. Die vier Kameraden, von denen du sprachst, bringst du mit.“

„Ist es nicht besser, wir weißen sie heute noch ein?“

„Meinetwegen. Aber laß mich möglichst aus dem Spiel. Es ist besser für das Gelingen. Hauptsache bleibt, daß wir wenigstens vier Mann zur Verfügung haben. — Hör weiter! Sobald wir an Bord sind, machen wir den Kasten von den Vertäuerungen los und — ach verflixt, wo kriegen wir Segel her?“

„Die sind ja noch oben. Tychsens Leute sollten sie abschlagen. Aber der Streit kam ja dazwischen.“

Erleichtert atmete Daland auf. „Na, höre also weiter! Die ‚Jomfruland‘ ist doch noch immer weiß gestrichen?“

Der Bootsmann nickte zustimmend.

„Sobald wir Segel gesetzt haben, machen sich die Leute aus Stengen eine Stellage und fangen an zu malen. Schwarze Farbe müssen wir unbedingt haben. Wir malen den Kasten schwarz an und überpinseln den Namen. Ich hab' schon einen neuen Namen: ‚Westward-Go‘. So hieß eine englische Bark, die früher mit uns im Puget-Sound zusammen lag.“

„Ich weiß. Wo der schwarze Roch drauf war. War das nicht in Royal-Roads?“

„Richtig! Nun paß auf. Wenn sie wirklich merken sollten, daß die ‚Jomfruland‘ verschwunden ist, und

melden das nach Kap Lindesnäs, damit man uns dort aufhält, dann können sie sich die Augen aus'm Kopf gucken, denn statt der weißen norwegischen Bark ‚Jomfruland‘ passiert da nur ‚ne schwarze englische Bark ‚Westward-Go‘. Ehe sie dann ihren Irrtum eingesehen haben, sind wir schon längst in Sicherheit.“

„Famos!“ rief Peterffon lachend und hob sein Glas. „Du bist ein verfluchter Kerl, Daland. Auf die Idee wäre ich mein Lebtag nicht gekommen. Den Kasten wollen wir dann drüben verkaufen — was?“

„Natürlich! Frachtfahrten kann man damit doch nicht mehr machen. Wir segeln nach irgend einem kleinen englischen Küstenplatz oder nach den Kanalinseeln. Ich gebe mich als Kapitän des Schiffes aus — und das andere wird sich dann schon finden.“

„Und wieviel meinst du, werden wir aus dem Kasten herauschlagen?“

„Wenigstens doch so zeh- bis zwölftausend Kronen.“

„Zwölftausend? Tychsen hat doch nur achttausend gegeben!“

Wieder spielte ein verstecktes Lächeln um Dalands Lippen. „Wenn noch zweihundertundfünfzig bis dreihundert Tonnen Kohlen an Bord sind, ist das Schiff die Summe doch wohl wert?“

„Ja, dann! — Aber Mensch, was hast du eigentlich vor? Wo willst du dreihundert Tonnen Kohlen hernehmen, und wie willst du die an Bord bringen? Wir können uns doch nicht noch tagelang hier aufhalten. Sowie Tychsen zurückkommt, ist es zu spät.“

Daland stützte die Ellbogen auf den Tisch und blickte den Sprecher fragend an. „Auf der Werft mag sich manches verändert haben, aber du warst gestern ja noch da. Soweit ich von früher her weiß, hatte Tychsen

dicht neben seiner Werft ein Kohlenlager, wo die für die Werkstätten nötigen Kohlen lagern.“

„Stimmt,“ versicherte Petersson eifrig. „Die lagern sogar dicht beim Schiff. Ich hab' sie von Bord aus gesehen.“

„Dann gehen wir morgen nacht mit dreihundert Tonnen Kohlen in See!“

Der Bootsmann sah sein Gegenüber verständnislos an. „Wie willst du in den paar Nachtstunden, selbst wenn wir alle mit zugreifen, dreihundert Tonnen Kohlen an Bord bekommen?“

„Das laß meine Sache sein!“

Die Antwort klang sehr bestimmt, und Petersson konnte darüber auch weiter nichts aus Daland herausbekommen.

Erst spät in der Nacht, als sie noch manches Glas auf das gute Gelingen ihres verwegenen Planes geleert hatten, suchte Daland sein Zimmer auf, das er sich vorher von dem Wirte hatte anweisen lassen.

* * *

Es war ein stiller Abend. Am Himmel standen nur vereinzelte Sterne, und eine leichte Brise kräuselte die Wasserfläche des Außenhafens.

Vier dunkle Gestalten, die sich vorsichtig im Schatten des langgestreckten Arbeitshuppens hielten, erklimmen die hölzerne Planke, die die Straße von Tysens Werftgrundstück trennte.

Unten am Bollwerk lag die „Jomfruland“ vertäut. Ein einzelner Mann ging langsam an Bord auf und ab.

Er hatte die blaue Schirmmütze tief über die Stirn gezogen und spähte von Zeit zu Zeit aufmerksam über die Verschanzung nach der Werft hin.

Seinem scharfen Auge entgingen die huschenden

Schatten nicht. Er ließ einen kurzen Pfiff ertönen, und die vier Gestalten traten auf das freie Bollwerk hinaus. Einer nach dem anderen gingen sie über das schmale Laufbrett an Bord.

„Na, Petersson, sind die Leute da?“ begrüßte der an Deck Stehende die Ankommenden.

„Jawohl, Daland, drei hab' ich für unseren Plan gewonnen.“

„Nicht viel, aber es wird gehen,“ entgegnete Daland und wandte sich dann an die erwartungsvoll blickenden Matrosen. „Also, Leute, wir haben keine Zeit zu verlieren; denn noch vor Sonnenaufgang muß die Ladung binnen sein. Jeder nimmt einen der auf dem Kohlenplatz liegenden Körbe, und dann heißt es fleißig tragen, damit wir das Kargo komplett kriegen.“

„Wo sollen die Kohlen denn hin?“ fragte einer der Matrosen, der die Luke aufgedeckt hatte und sah, daß der Raum bis zur Hälfte mit Sand gefüllt war.

„Immer auf den Sand, mein Sohn; aber recht verteilt, damit kein Sand mehr durchscheint,“ entgegnete Daland mit unerschütterlichem Ernst.

Petersson lachte. „Also so liegt die Sache! Nun wird mir allerdings klar, wie du noch heute nacht dreihundert Tonnen binnentragen willst. Zu dünn dürfen wir aber die Schicht nicht machen; sonst kommt, falls das Schiff auf See schlingern sollte, der Sand doch wieder zum Vorschein. Ich möchte bloß das Gesicht des Menschen sehen, der die dreihundert Tonnen kauft und dann entdeckt, was für 'ne Art Brennmaterial er sich aufgehaßt hat.“

Bald gingen die Leute vom Schiff zum Kohlenplatz — vom Kohlenplatz zum Schiff, und allmählich verschwand der grobe graue Sand unter einer immer dickeren Schicht schwarzer Diamanten.

Es mochte gegen drei Uhr morgens sein, da war die Arbeit beendigt.

Die „Zomfruland“ hatte ihre „Ladung“ eingenommen und war klar zum Auslaufen. Mit bewunderungswürdiger Ruhe und Lautlosigkeit arbeiteten die Matrosen.

Bald waren die Vertäuungen losgeworfen, ein paar Segel wurden gesetzt, und langsam trieb der Segler von seinem Liegeplatz ab und wandte den Bug nach dem offenen Meer.

Schon während das Schiff in langsamer Fahrt zum Hafen hinausglitt, machte sich einer der Matrosen daran, Namen und Farbe der alten „Zomfruland“ zu ändern, und an der Steuerbordsseite, die dem Kap Lindesnäs zugewandt sein würde, prangte dann auch zuerst in leuchtendweißen Lettern auf schwarzem Grunde der neue Name „Westward-Go“.

* * *

Stündlich fiel das Barometer. Dunkle Wolkenmassen zogen am Horizonte herauf und näherten sich schnell.

Manchmal ging es wie ein Bittern durch den Rumpf der alten Bark, wenn eine besonders schwere Welle über ihre Back brach.

Und doch war dies alles gleichsam nur ein Vorspiel, eine Ankündigung des Sturmes, der seine Bahn auf das alte Schiff zu nahm.

„Wenn die Nacht nur feuersichtig wäre!“ grollte Daland und hielt scharfen Ausguck nach dort, wo er die Küste vermutete.

Es war die erste Nacht seit ihrer heimlichen Abfahrt von Christiania, und das Schiff machte nur sehr langsame Fahrt.

„Der Kasten schluckt zu viel Wasser!“ brummte Petersson, und die Matrosen standen ununterbrochen an den Pumpen und verwünschten ihre Dummheit, die sie auf diesen „Seelenverkäufer“ gebracht hatte.

Eine Entdeckung hatten sie zunächst noch nicht zu befürchten. Die Tychsensche Werft lag ganz abseits des übrigen Schiffsverkehrs am Außenhafen, und ehe der Eigentümer zurückkehrte, würde wohl schwerlich jemand das Fehlen der alten Bark bemerken.

„Ich glaube, wir halten zu dicht unter der Rüste,“ meinte der Bootsmann. Aber Daland war anderer Meinung.

Der Mangel an Personal und vor allem an nautischen Instrumenten machte sich jetzt ernstlich fühlbar. Dazu kam, daß die Bark immer stärker Wasser machte. Wahrscheinlich waren die Nächte in dem Sturmwetter undicht geworden. Um Mitternacht, als die „Westward-Go“ vor Top und Latel lenzte, glaubte Petersson zwei Strich voraus über Steuerbord einen schwachen Lichtschimmer zu sehen.

Die Meinungen über diese Entdeckung gingen weit auseinander. Daland, der bald hier, bald da sein mußte und der keine Instrumente hatte, die es ihm ermöglichen, den genauen Schiffsort zu bestimmen, glaubte, das Licht entstamme der Lampe eines Fischerfahrzeuges; Petersson dagegen hielt es für das Feuer vor der Einfahrt von Drammen.

Ehe sie noch ins klare kommen konnten, rief der Ausgucksmann auf der Back: „Brandung an Steuerbord dicht voraus!“

Wenige Minuten später war die Bark auch schon trotz der verzweifeltsten Segelmanöver in den Bereich der Brandung geraten.

Ein Scharren ertönte, der Schiffstopf drehte von

der Küste ab, und die „Westward-Go“ legte sich schwer auf die Seite, während die Sturzseen fortwährend das Deck überspülten.

Stundenlang mußten sie in dieser gefährlichen Lage ausharren. Daland fürchtete immer, die Bark würde aufbrechen; aber er hatte die Zähigkeit des alten Rastens unterschätzt.

Fahlgrau dämmerte ein neuer Tag, schwächer brachen sich die Wellen an der Breitseite des Schiffes, und mehr und mehr flaute der Sturm ab. Die „Westward-Go“ richtete sich wieder etwas auf; aber sonst war ihre Lage unverändert.

Bei Hellwerden stellte es sich heraus, daß sie tatsächlich vor der Einfahrt von Drammen aufgelaufen waren.

An eine Bergung des Schiffes konnte Daland natürlich der Kosten wegen nicht denken. Er mußte versuchen, die Bark schon hier zu verkaufen, noch ehe das Verschwinden der „Tomfruland“ in Drammen bekannt wurde, und ehe die famose Kohlenladung bei einem etwaigen Aufbrechen des Schiffes herausgespült wurde.

An Deck sah es wüst aus. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, hatten die Wellen mitgehen heißen.

„Hier sitzen wir wenigstens trocken,“ scherzte Daland in einem Anflug von Galgenhumor, als er gemeinschaftlich mit dem Bootsmann die Lutenedel abhob, um festzustellen, ob die Kohlen den Sand auch noch bedeckten.

Zu ihrer großen Beruhigung fanden sie, daß dies noch der Fall war.

„Ja, wir sitzen hier schön auf'm trocknen!“ erwiderte Petersson grämlich. Er sah die Aussicht auf die zwölftausend Kronen unwiederbringlich dahinschwinden.

„Hallo — ein Boot kommt vom Land!“ rief Daland und hielt die Hand schirmend über die Augen.

Der Sturm hatte sich völlig gelegt, und die Sonne warf jetzt gleißende Lichter auf die allerdings noch immer unruhigen Fluten.

Bange Erwartung prägte sich in Dalands Zügen, als er sah, wie sich das Boot der Bark immer mehr näherte. Das böse Gewissen quälte ihn und ließ ihn in jedem Menschen einen Verräter oder Polizisten wittern.

Es war jedoch nur ein einzelner, ziemlich harmlos aussehender, corpulenter Herr, der dem von zwei Fischern geruderten Boote entstieg und das Fallreep nach dem Deck der „Westward-Go“ erklimmte. Ein zufriedenes Lächeln umspielte sein feistes Gesicht, als er das verwüstete Deck sah.

Daland ging schnell gefaßt auf den Fremden zu und stellte sich ihm als Eigentümer und zugleich Kapitän der Bark „Westward-Go“ vor. Wie groß war sein Erstaunen, als der Fremde sich als der Reeder und Werftbesitzer Tychsen aus Christiania entpuppte. Er hatte sich in Drammen aufgehalten, um Ersatz für seine streikenden Arbeiter zu finden. Natürlich hatte er auch sofort die Kunde vernommen, daß gegen Mitternacht eine englische Bark auf den Außengründen festgeraten war.

Seiner festen Überzeugung nach war eine Bergung der Bark sehr gut möglich; aber vielleicht wollte der Kapitän den Bergelohn nicht zahlen und lieber das Schiff an Ort und Stelle mit der Ladung verlaufen.

Peter Tychsen war ein schlauer Fuchs. Er witterte sofort ein gutes Geschäft und kam deshalb schon so früh zum Brack hinausgefahren, damit ihm ja keiner

der in Drammen ansässigen Reeder den Bissen vor der Nase wegschnappen konnte.

Er fand alles so, wie er vermutet hatte.

Die Bark hielt noch dicht und konnte eine Schlepp-tour nach Christiania zur Not noch aushalten und, was die Hauptsache war, der Eigner des Schiffes war nicht abgeneigt, die Bark zu verkaufen.

Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist, dachte Nyhsen, und dasselbe dachte Daland auch.

„Zwölftausend Kronen,“ hatte Daland kurz darauf geantwortet, als Nyhsen so auf Umwegen nach dem Kaufpreise forschte.

„Ich muß das Schiff abwracken,“ hatte Nyhsen eingewandt und seinerseits zehntausend Kronen geboten.

Daland berief sich auf die dreihundert Tonnen Kohlen, die noch im Raum lagen, und das Ende war: sie einigten sich auf zehntausendfünfhundert.

* * *

Am Nachmittage desselben Tages wurde in einem Hotel in Drammen der Kauf offiziell abgeschlossen, und Daland erhielt seine zehntausendfünfhundert Kronen bar auf den Tisch gezahlt.

Zwei Stunden später verließ er schon Drammen in Begleitung Peterffons — unbekannt wohin.

Peter Nyhsen aber fuhr, nachdem er sich ein paar Leute angenommen hatte, sofort nach der Strandungsstelle zurück, denn es bot sich ihm eine prachtvolle Gelegenheit, die ganze Kohlenladung sehr preiswert an Ort und Stelle zu verkaufen. Es wurde auch sofort mit dem Löschen der Ladung begonnen.

Vergnügt ging er zwischen Bad und Vorlute spazieren und berechnete seinen Gewinn.

Möglich wurde er durch einen Arbeiter seinen

schönen Träumen entrissen. Der Mann drehte verlegen grinsend seine Mütze zwischen den Fingern und fragte: „Herr, soll der Sand auch mit in den Leichter?“

„Welcher Sand?“ forschte Tychsen ahnungslos.

„Der unter den Kohlen liegt, Herr.“

Peter Tychsen wurde es mit einem Male sehr schwül. So schnell ihn seine Füße trugen, eilte er an die Luke, wo gearbeitet wurde, und sah — Sand, lauter groben, grauen Sand!

Sein Gesicht wurde krebsrot vor Zorn. Mit großen Schritten eilte er an Deck zurück und blieb bei der Back ratlos stehen. Was sollte er beginnen? Wie die geriebenen Schwindler, die gewiß längst über alle Berge waren, fassen?

Während er noch krampfhaft sein Hirn zermartete, fiel sein Blick unwillkürlich auf die Schiffsglocke, die bei jedem Schiff vor der Back befestigt ist und in Metall gegossen den Namen des Schiffes trägt.

Was war das? Was stand da?

Dem kleinen, dicken Mann begannen plötzlich die Knie zu zittern. Nervös nahm er sich den Zwicker von der fleischigen Nase und pukte krampfhaft die Gläser. Dann trat er noch etwas dichter an die Glocke heran — nein, es war kein Trugbild seiner gereizten Nerven gewesen: da stand deutlich in zwar kleinen, aber sauber gegossenen Lettern: „Jomfruland“.

Die Arbeiter an der Luke hörten einen Schrei, der wie das Brüllen eines verwundeten Stieres klang. Aber als sie näher kamen, starrte sie Peter Tychsen mit so wilden, blutunterlaufenen Augen an, daß sie es vorzogen, sich diskret zurückzuziehen.

* * *

Wieder war es Herbst geworden. Heulend fuhr der Abendwind um die verwitterten Mauern des einsamen Zuchthauses.

Der alte weißhaarige Direktor saß an seinem Schreibtische und arbeitete eifrig.

Da klopfte es. Er richtete sich auf und rief laut: „Herein!“

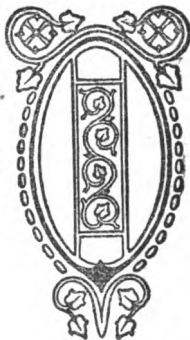
Ein Wärter steckte den Kopf durch die Thür.

„Was ist?“ fragte der alte Herr.

„Herr Direktor, Nummer 231 ist wieder da.“

Seufzend erhob sich der Direktor und schritt dem Ankömmling entgegen.

So war es nun. Jeder kommt wieder, der einmal Zuchthausluft atmete!





Frühling in Karlsbad.

Von Gustav Hendrichs.

Mit 14 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Karlsbad ist das berühmteste der böhmischen Bäder, und wenn es seinen Weltruhm zum Theil auch historischen Erinnerungen verdankt, so besteht zwischen diesen und seinem Ruf als Kurort doch ein sehr inniger Zusammenhang.

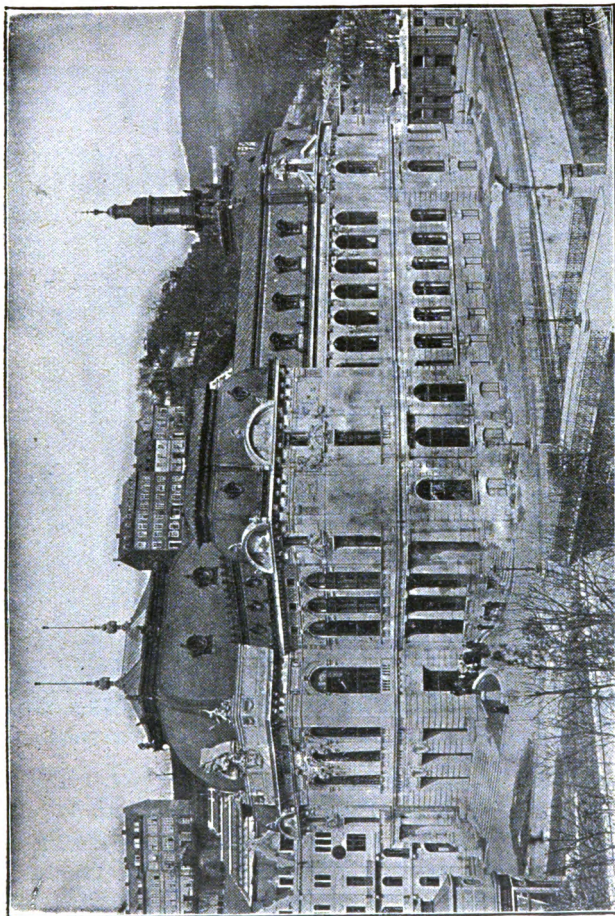
Die damals noch so kleine Provinzstadt im deutsch-böhmischen Egerlande wäre 1819 von den Mächten der Heiligen Allianz gewiß nicht zur Stätte des so folgenschweren Ministerkongresses unter der Leitung des österreichischen Staatskanzlers Metternich erkoren worden, wenn sie nicht in dieser Zeit schon als Bad für die gleichzeitige Aufnahme von Gästen aus den höchsten Lebenskreisen genügende Einrichtungen geboten hätte. Und ebensowenig hätte in Goethes Leben Karlsbad die aus seinen Tagebüchern und Briefen hervorleuchtende Bedeutung gewonnen, wenn nicht gleich die erste Kur, die der große Dichter im Jahre 1785 dort brauchte, ihm so vorzüglich bekommen wäre. Der bedeutsamen Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich mit dem König Wilhelm von Preußen im August 1864 war in Karlsbad so manch' Fürstenbegegnung vorausgegangen, die das wohlbegründete Vertrauen zu der segensreichen Wirkung einer dortigen Kur zur Voraussetzung hatte. Die günstige geographische Lage der Stadt im Nordwesten von Böhmen, so nahe der Grenze

von Sachsen und Franken, kam freilich dabei auch in Betracht.

Fürstengunst hat den altberühmten Kurort von seinem Beginn an gefördert. Das moderne Karlsbad ist dessen eingedenk, wie so manches Denkmal, so mancher Name von Wohltätigkeitsanstalten, Straßen, Ausichtsplätzen, Sehenswürdigkeiten beweist. Kaiser Karl IV., ein Sohn König Johanns von Böhmen, gilt als Stifter des Bades, das aber nachweisbar noch viel älter ist. Jener Kaiser, der bis 1378 regierte, soll der Sage nach beim Verfolgen eines Hirsches auf der Jagd durch das waldumschattete Felsental, das die Tepl vorm Eintritt in die Eger vielfach gewunden durchströmt, die dampfend aus dem harten Boden hervorsprudelnden Quellen zufällig entdeckt haben. Der vielbesuchte Hirschenprung, ein malerischer Felsen auf einem der Waldberge über der Stadt, weist wohl auf diese auch von Goethe übernommene Sage hin; der Gipfel des Felsens ist von der Figur eines Hirsches gekrönt; in der Nähe liegt 128 Meter über der 370 Meter hohen Talsohle die vielbesuchte Rassewirtschaft gleichen Namens mit ihrer herrlichen Aussicht auf die umwaldete Stadt, auf das nahe Egertal und das ferne Erzgebirge.

Historisch erwiesen aber ist, daß Kaiser Karl IV. die Hauptquelle, den Sprudel, selbst zum Baden benützt hat und dies Mineralwasser auch von Sachverständigen untersuchen ließ. Die Bäder hatten die glückliche Heilung seiner bei Crecy empfangenen Wunden bewirkt, und in seiner Freude darüber ließ er sich in der Nähe des Sprudels ein festes Schloß bauen. Der um dies Schloß schnell aufblühende Ort, dem er bereits 1370 Stadtrechte verlieh, erhielt nach ihm den Namen Karlsbad. Zur Feier des fünfshundertjährigen Bestehens

des Kurorts am 12. September 1858 ist dem Kaiser im Stadtgarten ein Denkmal gesetzt worden.



Photographische Aufnahmen von Bernh. Wagner in Karlsbad.
Das Kaiserbad in Karlsbad.

Schon 1531 stiftete Graf Albrecht Schlick das erste Armenhospital im Ort. Kaiser Joseph I. erhob Karls-

bad zur königlichen Freistadt. 1762 ließ Maria Theresia das Bade- und Trinkhaus am Mühlbrunnen, einer minder starken Quelle als der Sprudel, auführen. In den ersten Zeiten des Kurorts hatte man das Wasser



Seitenansicht von den Kolonnaden am Mühlbrunnen

nur zum Baden benützt. Unter Kaiser Franz I. von Österreich, nach dem Franzensbad sich nennt, ermöglichte eine Stiftung des Grafen Rinsky, das Badehaus und Hospital für arme Kurgäste am Spitalbrunnen zu errichten. Das war die Zeit von Goethes Verkehr mit der jungen Kaiserin Maria Ludovika in Karlsbad, der den Dichter des „Tasso“ 1810 zu einem ganzen Zyklus

von Gedichten begeistert hat. Die habsburgische Prinzessin war zugleich eine Fürstin aus dem Hause Este. „Was er in seinem ‚Lasso‘ zum Lobe dieses Hauses gedichtet hatte, das schien bei dem Nahen der Vielgefeierten aus der Welt des schönen Scheins in die Wirklichkeit zu treten,“ mit diesen Worten hat neuerdings der Goetheforscher August Sauer in seinem Werk



Auf der Alten Wiese.

„Goethe und Osterreich“ diese Huldigungen gekennzeichnet. Es findet sich in den Gedichten viel schöne Charakteristik der damals so idyllischen Reize des Bades. Das erste verfaßte der bereits als Stammgast betrachtete Dichter auf den Wunsch des Karlsbader Badekommissärs im Namen der Karlsbader Bürgerschaft zur Bewillkommnung der Landesherrin; vierundzwanzig festlich geschmückte Mädchen überreichten es der Einziehenden im „Weißen Löwen“. Nach dem persönlichen Umgang mit der lebenswürdigen und geistvollen Fürstin dichtete Goethe zur Einweihung des ihr von der Stadt gewid-

meten Ruheplazes viel wärmer gestimmte Strophen. Auf ihre Bitte übernahm er dann die Aufgabe, den Karlsbadern ein „gutes Wort“ zum Abschied in ihrem Namen zu sagen. 1812 war die Kaiserin mit ihrem Gatten Kaiser Franz I. in Karlsbad Gegenstand einer ähnlichen poetischen Huldigung Goethes, und diese hat auch die von beiden dem Bade vorher erwiesene Förderung mit warmem Danke gerühmt. Es ist dabei auch des Baues von Wandelhallen um die Brunnen gedacht, die damals neu gefaßt worden waren.

„Selbst jener wilde Quell, den tief im Grunde
 Kein Menschenwitz und keine Kraft beschwor,
 Ergrimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde;
 Ihm läßt die Weisheit nun ein offnes Thor.
 Damit der fernste Pilger hier gesunde,
 Wirft sprudelnd frei er volle Kraft hervor,
 Zerreißt nicht mehr die selbstgewölbten Decken;
 Nur heilen will er künftig, nicht erschrecken.
 Und wo die Brunnen lau und milder wallen,
 Befiehlt der Herr, soll es auch heiter sein;
 Schon richten sich empor geraume Hallen,
 Behau'ner Stamm fügt sich geviertem Stein.
 Des Herren Preis wird stets daselbst erschallen:
 Er gab uns diesen Raum, er lud uns ein!
 Uns wird die Not nicht mehr zusammendrängen,
 Behaglich soll das Wandeln sich verlängern!“

Das war vor hundert Jahren, und mit Stolz darf das heutige Karlsbad auf die seitdem vergangene Zeit eines ununterbrochenen Aufschwungs zurückblicken. Unsere Bilder auf Seite 180, 181 und 183 „Seitenansicht von den Kolonnaden am Mühlbrunnen“, „Auf der Alten Wiese“, „Vor Pupp“ geben dem Leser eine Anschauung von der Pracht, mit der sich das altberühmte Warmbad in neuester Zeit zu einem eleganten Weltbad ersten Ranges entwickelt hat. Daß sich für die beiden

hochmodernen Hauptstraßen der Stadt mit ihren großstädtischen Häuserfronten die Namen „Alte Wiese“ und „Neue Wiese“ erhalten haben, die noch vor geraumer Zeit einem wirklichen Wiesengelände am linken und rechten Teplufer entsprachen, ist auch bezeichnend für das historische Bewußtsein derer, die Neu-Karlsbad ge-



Photographische Aufnahmen von Zander & Labisch in Berlin.

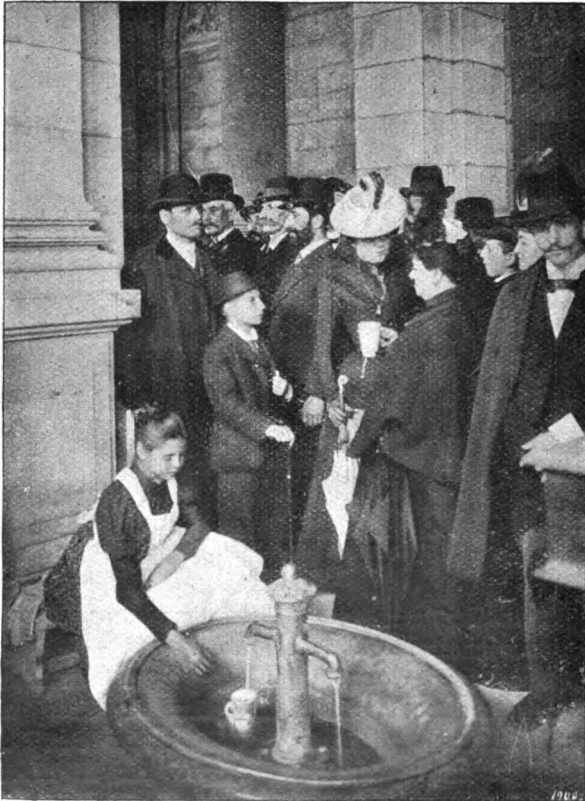
Vor Pupp.

stalteten. Auch mancher alte Hotelname an neuerbauter Front erinnert an die alten Zeiten.

Dem Kaiser Franz, der als Gegner und dann als Schwiegervater Napoleons I., später als Schutzherr der Metternichschen Reaktionspolitik in der deutschen Geschichte nur wenig Ruhm erwarb, der in seinem Österreich aber doch auch viel Gutes gestiftet hat, ist die Erneuerung des ihm als Karlsbads Schutzpatron von Goethe gespendeten Lobes gewiß zu gönnen.

Das Gedicht verwies die fleißige, den Kurgästen allzeit dienstwillige Bürgerschaft Karlsbads auf das Beispiel des Kaisers, und der edlen Mahnung hat der

bürgerliche Unternehmungsgeist und Gemeinfinn, der seitdem so viele schöne und bequeme Einrichtungen dort



Einschenken der Trinkgläser.

ins Leben rief, in wahrhaft bewundernswerter Weise entsprochen. Wachsen hat die Stadt bei dem schwierigen Gelände freilich nur langsam können, aber sie hat es nun doch auf über 15,000 Einwohner gebracht, als

deren Gäste jetzt in jeder Saison mehr als 60,000 Fremde, abgesehen von den ungezählten Passanten und Touristen, erscheinen. Fast alle Hausbesitzer vermieten Zimmer.

Von der weltentlegenen Idylle, die Goethe einst



Mühlbrunnenkolonnade.

pries, ist freilich wenig mehr zu spüren, zumal während der Saison, die offiziell vom 15. April bis 1. Oktober dauert. Zwei Bahnhöfe, der „Buschthierader“ der Bahnlinie Eger-Karlovsbad-Komotau-Prag und der Zentralbahnhof für die Karlovsbad-Marienbader Bahn, auf denen auch der Luxuszug aus Wien und der Ostende-Expresszug halten, liegen auf der linken Seite der

Eger. Die Franz-Josephs-Brücke — wie vieles ist in Karlsbad auch nach dem jetzt in Österreich regierenden Kaiser und nach seiner Gemahlin Elisabeth benannt! — führt über die Eger in die Stadt. Von den sieben Zweig-



Der Sprudel.

bahnen hat die Linie Karlsbad-Neudek-Johann-georgenstadt für Kurgäste und Touristen aus dem Deutschen Reiche besondere Wichtigkeit, da sie mit den Städten Zwickau, Chemnitz, Leipzig usw. die kürzeste Verbindung darstellt. Auch andere dieser Bahnen erleichtern die sehr lohnenden Ausflüge ins Erzgebirge. Nach Franzensbad führt eine Abkürzungslinie. Die Anlage von Drahtseilbahnen auf die waldbedeckten Höhen der nächsten Umgebung ist seit Jahren im

Gänge. Die Bergbahn nach dem Helenenhof mit einer Steigung von 50 Prozent wird elektrisch betrieben. Des weiteren kam eine nach dem Hirschenprung und zur Freundschaftshöhe zur Ausführung. Nach allen Richtungen sind diese anmutigen Waldberge mit bequem zu beschreitenden Pfaden durchzogen, die zu Ruhezitzen, Aussichtspunkten und beliebten Erfrischungsstätten führen. Die zwischen den Tannen und Buchen sich schlängelnden schattigen Wege bilden ein Netz, in dem zahlreiche Wegweiser gut orientieren; ihre Aus-



Die Parkstraße.

dehnung beträgt mehr als 120 Kilometer. Wichtiger aber für viele Kurgäste sind die Spazierwege in der Stadt.

Unentbehrlich für das Gelingen aller der Brunnen-

kuren, die an den Heilquellen von Karlsbad vorgenommen werden, sind die kurzen Spaziergänge, die der Arzt zwischen den einzelnen Gläsern und auch sonst für den Tag vorschreibt. Die schönen Kolonnaden, die die wichtigsten dieser Brunnen überwölben, und in denen sich morgens zwischen 5 und 9 Uhr Hunderte von Kurgästen drängen, sind für ein geräuschloses, sicheres Beschreiten vorzüglich eingerichtet. Von 6 $\frac{1}{2}$ bis 8 Uhr spielt die städtische Kurkapelle in zwei Abteilungen beim Sprudel und beim Mühlbrunnen. Der Sprudel befindet sich in der langgestreckten, 1878 bis 1879 von Fellner und Helmer in Wien erbauten Sprudeltolonnade inmitten der Stadt, am rechten Ufer der Sepl. Er ist mit einer Temperatur von 72 Grad Celsius die heißeste Quelle von Karlsbad und steigt in einem großen Becken in Manneshöhe zwei und oft auch mehr Meter hoch auf. Der Wassermenge des Sprudels tat im Jahre 1819 das Hervorbrechen einer neuen Quelle, der Hygieaquelle, in seiner Nähe Abbruch. Sie hat dieselbe Wärme und befindet sich ebenfalls in dieser Kolonnade; als Schmuck dient ihr eine Statue der Hygiea von Fernhorn.

Die größte und prächtigste Wandelbahn in Karlsbad ist die 1880 vollendete Mühlbrunnentolonnade, die als weitausladende, tempelartige Säulenhalle aus Granit und Sandstein im korinthischen Stil von Professor Zitek in Prag erbaut ward. Außer dem Mühlbrunnen umschließt der Bau den Neubrunnen, den Theresienbrunnen, den Bernhardsbrunnen und die Elisabethquelle. Zwischen dieser Kolonnade und dem stattlichen Kurhaus am Fuß des Bernhardsfelsens entspringt die Felsenquelle, unterhalb des früheren Fremdenhospitals die Franz-Josephs-Quelle, im Hofe des früheren Fremdenhospitals die Spitalquelle, im

Militärbadehaus der Kaiserbrunnen und die Hochbergerquelle, am Markt der Marktbrunnen und die Kaiser-



Photographische Aufnahmen von Jander & Kabisch in Wien.

Das Warten am Brunnen.

Karls-Quelle, am anstoßenden Schloßberg der Schloßbrunnen, unterhalb des Schweizerhofs der Dorotheenfäuerling.

Da diese Thermalwasser alle denselben Ursprung

haben, so unterscheiden sie sich im wesentlichen nur durch die höhere oder mindere Temperatur und durch den verschiedenen Gehalt an Kohlenensäure. Das Glaubersalz wie das Natronbikarbonat und das Kochsalz sind vorherrschende Bestandteile. Das erstere bedingt eine abführende Wirkung, doch ist die Hauptwirkung eine „umstimmende“, das heißt auf die großen inneren Lebensprozesse (Blutbereitung, Ernährung, Absonderung der einzelnen Organe usw.) gerichtete. Die Kur erfordert eine strenge Diät. Wie heilsam sie auf Krankheiten des Magens, des Darmes, der Leber, Milz, Nieren, auf Sicht, Rheumatismen, Fettherz usw. zu wirken vermag, das wissen Unzählige aus eigener Erfahrung. Aus dem Niederschlag des heißen Quellwassers, dem Sprudelstein (Kalksinter von teils weißer, teils brauner, ins Graue und Grünlichgelbe spielender Farbe), hat sich im Laufe der Zeiten eine Art steinerner Kruste, die Sprudelschale, gebildet, welche die Höhlungen bedeckt, in denen das aus der Tiefe auffiedende Wasser sich ansammelt. Gelegentliche Überfüllung jener Hohlräume hat die späteren Ausbrüche von Quellen veranlaßt; es gibt deren im ganzen sechzehn. Neuen Ausbrüchen beugt man durch Öffnungen in dem Sprudelboden vor, die vierteljährlich gereinigt werden.

Des bunten Sprudelsteins hat sich längst die Karlsbader Kunstindustrie bemächtigt, um allerlei „Andenken“ daraus herzustellen.

Bei dem immer zunehmenden Zudrang von Kurgästen an den Brunnen ist es auch Sitte geworden, daß beim Beginn der Trinkzeit die sich vor der Ausschankstelle Versammelnden streng die Reihenfolge einhalten. Das geschieht ohne Unterschied der Person nach Rang und Stand, je nachdem der Gast früher oder später sich einfindet. In der Regel werden zwei bis sechs

Becher, selten mehr, getrunken. Im Gänsemarsch wandeln die von den Brunnennymphen Versorgten mit



Bernhard Wagner in Karlsbad phot.

Der Hirschsprung.

ihren Gläsern vorwärts, bis sie nach einer Viertelstunde oder noch später wieder an den Quell kommen. Dem Mineralwasser werden auch Sprudelsalz, Milch und Molke zugesetzt.

Karlsbad ist zwar Sitz einer k. k. Bezirkshauptmannschaft, aber die kurörtlichen Angelegenheiten sind städtisch und unterstehen der Leitung des Bürger-

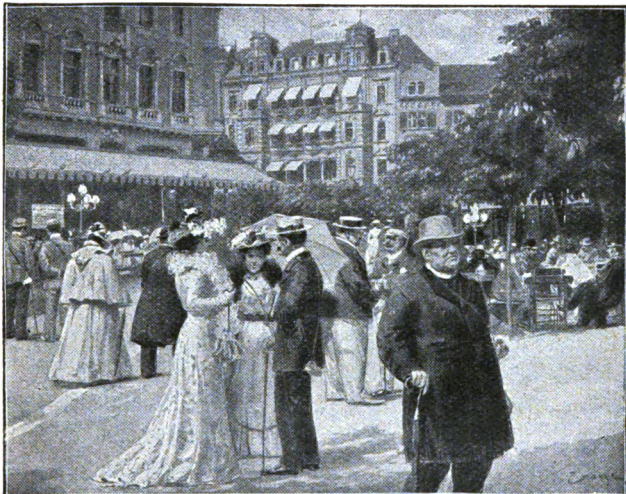


D. Hasseltampf in Potsdam phot.

Die neue russische Kirche.

meisters. In den Badehäusern Kaiserbad, Sprudelbadehaus, Kurhaus, Neubad und Elisabethbad werden Mineralwasserbäder verabreicht, auch warme und kalte Duschen, Moorbäder (aus dem der Stadt Karlsbad

gehörigen Eisenmoorlager in der Soos bei Franzensbad), Dampfbäder, Kohlenensäurebäder, Süßwasserbäder; in dem prächtigen Kaiserbad außerdem noch Kaltwasserkuren, Einzeldampfbäder, elektrische Wasser- und Lichtbäder, Heißluftbäder, Massage; ferner im Badehaus an der Eisenquelle Eisenbäder und im Badehaus des



Aus dem BADELEBEN IN KARLSBAD.

sogenannten Sauerbrunnens kohlen-saure Gaswasserbäder.

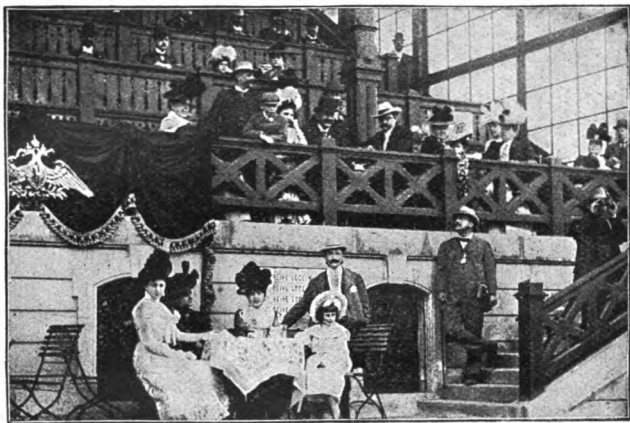
Eine große Annehmlichkeit für die zum Spazierengehen verpflichteten Kurgäste wie für jeden Passanten bildet auch das Holz- und Asphaltpflaster in den Hauptstraßen. Dasselbe ermöglicht nicht nur die größte Reinlichkeit, sondern macht auch den Wagenverkehr fast gänzlich geräuschlos. Als eine wahre Wohltat wird der Granitsand empfunden, der das Bett der zahlreichen Fußwege ausfüllt. Selbst bei den stärksten

Regengüssen weicht der Boden nicht auf. Das Ziel vieler Spaziergänger ist morgens nach der Brunnenkur und dann auch des Nachmittags eines der feinen Raffeerestaurants, die sich in den Promenadestraßen und vor der Stadt zahlreich finden. In der Stadt ist eines der besuchtesten das des Hotel Pupp am Ende der Alten Wiese mit seinem schönen Konzertgarten, von wo der Goetheweg mit dem Goethedenkmal, am Kaiserinsitz vorbei, in fünfzehn Minuten zum Café Sanssouci führt. An den Felswänden sind in den verschiedensten Sprachen allerhand poetische Ergüsse des Dantes an die Quellen zu lesen, Gereimtes und Ungereimtes.

Die Karlsbrücke links lassend, gelangt man durch eine schattige Allee zum Café Posthof, das ebenfalls von den Kurgästen viel besucht wird; zum Frühstück bringt man sich das frische, mürbe Backwerk aus den besten Bäckereiläden der Stadt mit. Das ist auch eine Spezialität von Karlsbad, wie die zarten, süßen Blätterteigoblaten und der „Brunnenkuchen“, ein Honigkuchen ohne Gewürz. Beim „Posthof“ spielt dreimal in der Woche nachmittags die Kurlapelle im schattigen Park. Vor dem Hause steht das Fürst-Schwarzenberg- und das Theodor-Rörner-Denkmal. Rörner war nach seiner Berliner Studentezeit 1811 in Karlsbad und ist damals hier vor seiner Übersiedlung nach Wien von den Folgen einer schweren Krankheit genesen; 1813 fand er als Verwundeter hier Heilung. Im nahen Pirkenhammer, hinter dem Café Freundschaftssaal und dem Kaiserpark, mit seiner berühmten Porzellanfabrik ist ihm ebenfalls zum Dank für die Lieder, in denen er die Romantik des Tales besang, ein Denkmal errichtet worden. Hier wird auch die historische Schmiede besucht, in der Zar Peter der Große als Karlsbader Kurgast ein Hufeisen geschmiedet hat. Diesem russischen

Kaiser zu Ehren ist beim Hirschenprung auch ein Denkmal aufgestellt.

Solcher historischen Dentzeichen in der Umgebung Karlsbads ließen sich noch manche anführen. Hier sei noch des Schillerplatzes in der Stadt zwischen dem schmucken Theater an der Neuen Wiese, der Bezirkshauptmannschaft und der Bürgerschule gedacht. Daß



W. Dietrich in München phot.

Auf dem Rennplatz in Karlsbad.

Schiller von seinem Kuraufenthalt in Karlsbad und dem sich anschließenden Besuch von Eger (1790) wichtige Anregungen für den „Wallenstein“ mit heim nach Jena nahm, ist keine bloße Vermutung.

Nicht weniger als elf Wohltätigkeitsanstalten kann Karlsbad aufweisen. Das Kaiser-Franz-Josef-Hospital ist ein Neubau mit den modernsten Anforderungen entsprechenden Einrichtungen. Das k. k. österreichische Militärbadehaus nimmt in fünf verschiedenen Kurperioden je 62 Offiziere und je 44 Personen des Mannschaffstandes auf, das Militärlurhaus der österreichischen

Gesellschaft vom weißen Kreuz in vier Perioden je 57 Pfleglinge. Auch für österreichische Beamte, die es bedürfen, ist vorgesorgt. Neben dem Priesterkurhaus



Ein jugendlicher Kurgast.

St. Josef in der Gartenzeile ist das Evangelische Hospiz im Westend zu nennen. Das 1903 eröffnete Kaiser-Franz-Josef-Regierungsjubiläums-Hospiz für arme Israeliten liegt in der Bellevuestraße. Eine norddeutsche Dame, Frau Arnemann, rief die Elisabeth-

Rosen-Stiftung für unbemittelte Gebildete ohne Unterschied der Konfession und Nationalität ins Leben. Auch des Lehrerkurhausvereins für Lehrer und Lehrerinnen deutscher Nationalität und der Vorteile, die er seinen Mitgliedern gewährt, ist hier zu gedenken.

Karlsbad besitzt eine römisch-katholische Dekanatskirche, eine deutsch-evangelische, eine russisch-orthodoxe, eine anglikanische Kirche und eine Synagoge. Auch in dem friedlichen Nebeneinander dieser Gotteshäuser betätigt sich der Geist, der dem internationalen Charakter der Karlsbader Badegesellschaft entspricht.

Den Freund der Länder- und Völkertunde läßt das gesellige Treiben der Kurgäste aus den verschiedensten Zonen auf den Zusammenkunftsplätzen, in den Rollonnaden und Promenaden viel Interessantes beobachten. Besonders die Jugend auf den Spielplätzen offenbart bei aller Wohlerzogenheit der einzelnen oft unbefangenen und mit lebhaftem Temperament die nationale Sonderart. An Gelegenheit zum Sport fehlt es natürlich auch in Karlsbad nicht, das über eine Rennbahn, zwei große Lawn-Tennis- und Fußballplätze beim Jägerhaus und beim Kaiserpark, einen Golfplatz, über Schießstände mit Stutzen und Pistolen in Pirkenhammer, Reitgelegenheit zu Pferd und Esel und die neuerrichtete Schwimmschule im Egerflusse verfügt.





Johannisbeergelee.

Ratschläge für Hausfrauen von Eva Salbern.

Mit 7 Bildern.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Unter den Fruchtkonfitüren erfreut sich das durch einen Zusatz von Himbeeren verfeinerte Johannisbeergelee mit Recht einer besonderen Beliebtheit im Haushalt. Es ist von würzigem, erfrischendem Geschmack, sehr aromatisch und in hohem Maße bekömmlich. Bei richtiger Bereitung und Behandlung läßt es sich lange aufbewahren und in der mannigfachsten Weise verwenden.

Die Herstellung aus den frischen Früchten ist an und für sich sehr einfach, und wenn trotzdem viele Hausfrauen mit dem Erfolge ihrer Bemühungen nicht recht zufrieden sind, so erklärt sich dies Mißlingen gewöhnlich daraus, daß sie es in scheinbar geringfügigen Kleinigkeiten versehen haben. Auch die besten Kochbücher können bei der Knappheit des für die einzelnen Rezepte verfügbaren Raumes in ihren Ratschlägen nicht so erschöpfend sein, daß nicht am Ende die eigene Erfahrung der Hausfrau überall das meiste zum Erfolge beitragen müßte. Zu Nutz und Frommen derjenigen Leserinnen, die noch nicht Gelegenheit hatten, bei der Konfitürenbereitung solche eigenen Erfahrungen zu sammeln, möge hier eine Anweisung für die Herstellung von Johannisbeer- und Himbeergelee gegeben sein, die sich in der Praxis stets aufs beste bewährt hat.

Von entscheidender Wichtigkeit ist vor allem eine sorgfältige Auswahl der Früchte, denn es sind durchaus

nicht alle in den Obstplantagen und in unseren Gärten heimischen Arten in gleichem Maße für die Saftbereitung geeignet. Die rote Versailles und die holländische große rote Johannisbeere verdienen für diesen Zweck den Vorzug vor allen anderen Gattungen. Aber auch von den besten Sorten soll nicht kritiklos alles benützt werden, was der Strauch hergibt, oder was der Verkäufer liefert. Wenn man ein klares Gelee von schöner Färbung erhalten will, wähle man nur Trauben mit großen, vollreifen, aber ja nicht überreifen, das heißt runzeligen oder verfärbten Beeren. Will man durchaus auch diese sowie die kleineren Früchte zur Saftbereitung verwenden, so vermeide man wenigstens, sie mit den vorher ausgesuchten, schöneren zu vermengen, behandle sie vielmehr besonders, indem man sich von



Das Abstreifen der Johannisbeeren
mit den Fingern.

Das Abstreifen der Johannisbeeren mit den Fingern.

vornherein darauf gefaßt macht, aus ihnen eine Konfitüre von geringerer Güte und Ansehnlichkeit zu erhalten.

Entnimmt man die Früchte dem eigenen Garten,



Abstreifen der Johannisbeeren mit Hilfe einer Gabel.

so pflücke man nur in der ersten Morgenfrühe, solange noch der Tau auf Gräsern und Blättern blinkt, und man veräume nicht, das Gefäß, darin man die Träubchen sammelt, mit frischen Blättern, am besten mit Weinblättern, auszustern.

Die Himbeeren pflücke man wegen ihrer größeren Empfindlichkeit zuletzt, indem man die Stiele mit den Fingernägeln abzwickt und dabei jede überflüssige Berührung der Frucht vermeidet. Man nehme nur ganz tadellose Beeren und verschmähe besonders solche, deren Farbe ins Violette zu spielen anfängt. Denn sie sind

überreif und haben an Wohlgeschmack wie an Aroma bereits zu starke Einbuße erlitten, um noch mit Vorteil verwendet werden zu können.

Die einfachste Methode, die Johannisbeeren von ihren Stielen abzustreifen, ist die auf unserer ersten Abbildung dargestellte. Man nimmt das obere Ende des Träubchens zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand und streift

mit zwei Fingern der rechten die Beeren in ein irdenes oder Porzellangefäß.

Will man aber die Haut seiner Fingerspitzen schonen und vor schwer zu entfernenden Flecken bewahren, so verfährt man in der auf dem zweiten Bilde veranschaulichten



Das Entstielen der Himbeeren.

Weise, das heißt man biegt zwei Zinken einer gewöhnlichen Gabel so eng als möglich zusammen, nimmt die Gabel mit abwärts gefehrten Spitzen in die rechte Hand und zieht das Träubchen, das man mit

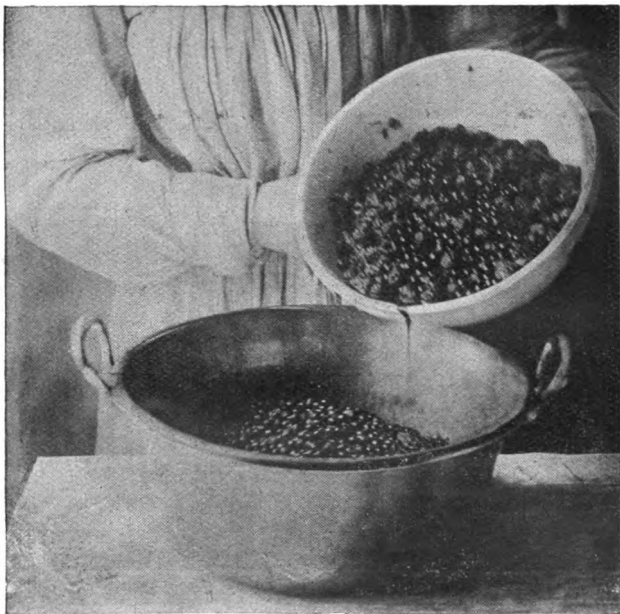
der linken am untersten Stielende erfaßt hat, vorsichtig durch den engen Spalt, wobei die Beeren abfallen, ohne mit den Fingern in Berührung zu kommen.

Bei den Himbeeren läßt sich die Manipulation mit der bloßen Hand allerdings nicht vermeiden. Man fasse sie so zart als möglich an und ziehe den Stiel mit dem daran haftenden Fruchtboden heraus, nachdem man ihm zuvor, um einem Abreißen vorzubeugen, eine leichte Drehung zwischen den Fingerspitzen gegeben hat.

Die entstieltten Beeren werden in laufendem Wasser kurz abgespült — nicht etwa energisch gewaschen, weil sie dadurch zu viel von ihrem Aroma verlieren würden — und zum Abtropfen für ein paar Minuten auf ein Sieb gegeben. Miteinander vermengt, werden sie sodann in den Kochkessel — man wählt am besten einen solchen aus Kupfer — geschüttet und ohne Wasser oder irgendeine sonstige Zutat aufs Feuer gebracht. Es ist jedoch sorgsam darauf zu achten, daß dies Feuer zunächst ganz gelinde sei und erst nach und nach stärker angeschürt werde, weil sonst leicht ein Ansehen der unteren Beerschicht erfolgt. Mit dem Umrühren fange man erst an, wenn die Johannisbeeren sich zu verfärben und zu bersten beginnen. Man bediene sich dazu eines hölzernen oder kupfernen Löffels und gehe nicht nachdrücklicher zu Werke, als es nötig ist, um von Zeit zu Zeit die oberen Schichten nach unten zu bringen.

Als eine der wichtigsten Vorschriften soll man sich merken, daß die Fruchtmasse nicht kochen darf. Die Erhitzung soll nur gerade bis zum Siedepunkt gehen, und man wird unzweifelhaft einen geringwertigen Saft erhalten, wenn man den Kessel darüber hinaus auf dem Feuer läßt. Sobald man wahrnimmt, daß der Inhalt zu kochen beginnt, entferne man ihn vielmehr sofort vom Herde und gieße ganz vorsichtig den oben-

auf befindlichen reinen Saft durch ein engmaschiges Haarsieb in ein bereitgestelltes irdenes Gefäß. Eine vorzügliche Konfitüre von durchsichtiger Klarheit und schöner Farbe ist nur aus diesem ersten, beim Versten von den Früchten abgegebenen Saft zu gewinnen, und



Die gemischten Früchte werden nach dem Abspülen in einen kupfernen Kochkessel geschüttet.

man vermeide darum beim Abgießen jedes Ausdrücken des zu einer breiigen Masse gewordenen Fruchtflisches, das den Hauptinhalt des Kessels ausmacht, und das selbstverständlich nicht unausgenützt bleiben soll.

Vor allem gilt es, den abgegossenen Saft in Gelce zu verwandeln, solange seine Temperatur noch ein

rasches Schmelzen des beizufügenden Zuckers gewährleistet. Denn die Gerinnung geht sehr schnell vor sich, und die Konfitüre wird um so schöner, in je kürzerer Zeit die vollständige Aufnahme des Zuckers erfolgte.

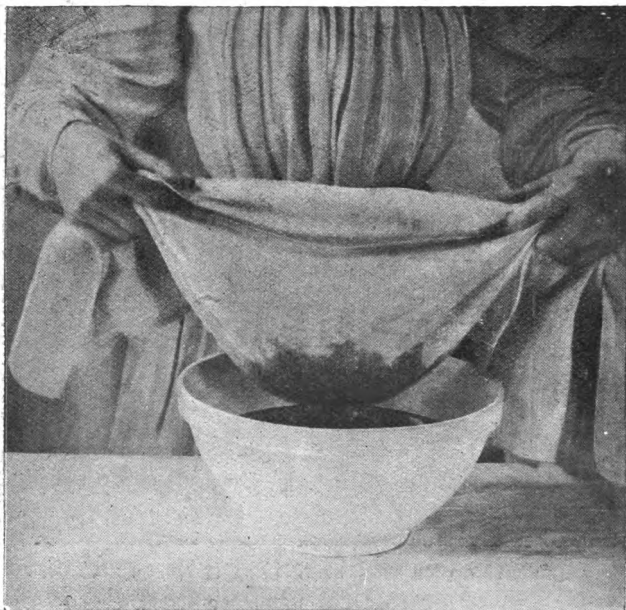


Abgießen des gewonnenen Saftes durch ein Haarsieb.

Man lasse den letzteren, der natürlich nur in Gestalt feinsten Puderzuckers verwendet werden soll, in einem gleichmäßigen Regen auf den Saft herniederrieseln und rühre dabei beständig mit einem hölzernen Spatel oder silbernen Löffel, um die Vereinigung tunlichst zu beschleunigen. Auf 1 Kilogramm Saft rechnet man 1 Kilogramm und 250 Gramm Zucker. Genauigkeit des Ausmaßes möchte ich sehr empfehlen, denn die

Erfahrung hat mich gelehrt, daß dies Verhältnis als das zweckmäßigste gelten kann.

Hat man das angegebene Quantum Zucker hinzugefügt, so decke man das Gefäß zu und lasse den Inhalt vierundzwanzig Stunden lang in einem kühlen Schrank oder im Keller ruhen. Doch kann es nicht schaden, ihn während dieser Zeit zwei- oder dreimal

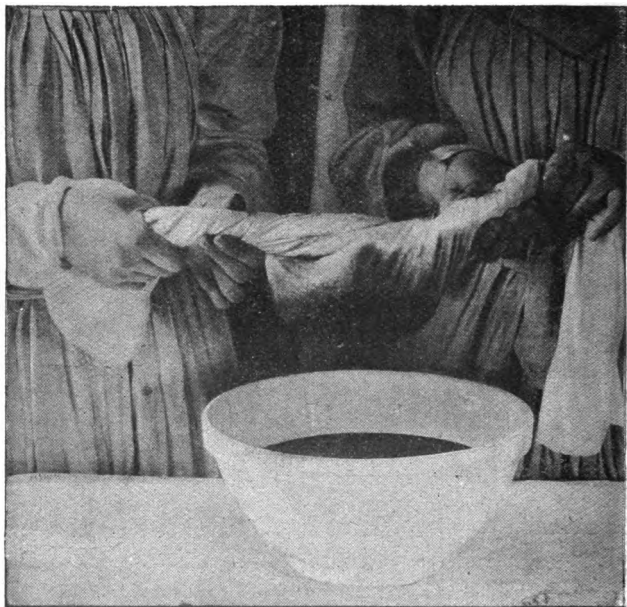


Vorbereitung zum Ausdrücken des zurückgebliebenen Fruchtflisches.

umzurühren, damit auch der etwa noch nicht aufgenommene Zucker zur Auflösung gelange.

Um auch die noch in dem Fruchtbrei enthaltene, meist ziemlich beträchtliche Saftmenge zu gewinnen,

verfähre man, wie es unsere beiden letzten Abbildungen zeigen. Eine Serviette von möglichst grobem Gewebe wird zu diesem Zweck in kaltes Wasser gelegt, gut ausgewunden und so gefaltet, daß der entstandene Beutel ungefähr fünf bis sechs Löffel voll Fruchtbrei auf-

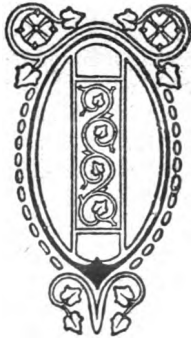


Das Ausdrücken des Fruchtfleisches in einer Serviette.

nehmen kann. Hat man diese eingefüllt, so drehe man — am besten mit fremder Hilfe — die Serviette so fest als möglich zusammen, ersehe, nachdem kein Saft mehr ausfließt, das ausgepreßte Fruchtfleisch durch anderes und achte nur darauf, die einzelnen Portionen nicht zu groß zu nehmen, da sonst die Ausnützung minder vollständig zu sein pflegt.

Den so gewonnenen Saft, der an Klarheit natürlich sehr viel zu wünschen übrig läßt, treibe man durch ein sehr enges Haarsieb oder durch Filtrierpapier und überlasse ihn zum Zweck weiterer Klärung auf ein paar Stunden sich selbst.

Die weitere Behandlung durch Hinzufügen von Zucker, Umrühren usw. ist dieselbe, wie wir sie oben beschrieben haben. Das von dem ausgepreßten Saft gewonnene Gelee wird sich ohne Zweifel in der Küche vielfach auf das nützlichste verwenden lassen; aber es muß wiederholt werden, daß es an Aussehen, Wohlgeschmack und Aroma weit zurücksteht hinter einer Konfitüre, für die lediglich der zuerst abgeglichene Frucht- saft zur Verwendung gelangt ist.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Titel bis zum letzten Augenblick. — Als am 6. Dezember 1741 durch eine von dem französischen Gesandten La Chétardie angezettelte Verschwörung die Herzogin Leopoldowna, die für ihren unmündigen Großneffen Iwan die Regentschaft in Rußland führte, gestürzt und Peters des Großen Tochter Elisabeth zur Kaiserin erhoben wurde, befand sich unter den aus Anlaß dieses Staatsstreiches zum Tode verurteilten früheren Anhängern der Herzogin auch Graf Werafschin, ein ebenso geistvoller und energischer wie eitler Mann. Die Verurteilten waren in ihren Kertern aufs strengste bewacht worden und hatten keine Gelegenheit gehabt, sich irgendwelche Bequemlichkeiten zu verschaffen. Graf Werafschin, dessen Gesichtsfarbe durch die monatelange Gefangenschaft aschfaß geworden war, soll nun, wie der schwedische Gesandte Baron Lindström berichtet, der einzige der Todeskandidaten gewesen sein, der am Tage der Hinrichtung blühend frisch das Schafott betrat, während seine Leidensgefährten totenblaß auf dem Richtplatz erschienen. Er hatte im Gefängnis von der roten Ziegelmauer mit dem Dedel seiner goldenen Uhr, den er auch als Spiegel benützte, Ziegelmehl abgeschabt und sich damit in ebenso vollendeter Weise geschminkt, wie er dies früher mit den teuersten Pariser Schminken getan hatte. Bekanntlich wurden die Verurteilten dann sämtlich auf dem Schafott zur Verbannung nach Sibirien begnadigt.

Nicht minder eitel trotz seiner republikanischen Anschauungen war Danton, einer der hervorragendsten Führer der großen französischen Revolution, den Robespierre als unbequemsten Nebenbuhler später unter das Fallbeil zu bringen wußte. Auch Danton, der den Sitzungen des mordgierigen Revolutionstribunals stets mit tadellos geschminkten Wangen beigewohnt

hatte, betrat das Schafott im Gegensatz zu den anderen Opfern jener furchtbaren Zeitperode mit künstlich frischgerötetem Antlitz, und diese Farbe behielt dann natürlich auch das körperlose Haupt bei, was den Schreckensmann Robespierre zu der Bemerkung veranlaßt haben soll: „Seht, Danton steigt auch noch nach dem Tode die Schamröte über seinen Verrat ins Gesicht!“

Henriette Orleille, eine der berühmtesten Giftmischerinnen des achtzehnten Jahrhunderts, die kaltblütig ihren Gatten, ihre Eltern und zwei Geschwister beiseite schaffte, war unzweifelhaft um das Jahr 1792 die schönste Frau Brüssels. Die besten niederländischen Maler jener Zeit bemühten sich um den Vorzug, die „Dame mit den Madonnenaugen“, wie sie allgemein genannt wurde, auf der Leinwand verewigen zu dürfen. Dann wurde sie eines Tages, kurz nach dem Tode ihres gerade in ihrem Hause weilenden Bruders, unter der Anklage verhaftet, die genannten fünf Giftmorde innerhalb eines Zeitraumes von drei Monaten vollbracht zu haben. Mit ihr zugleich ward auch einer ihrer glühendsten Verehrer, der Baron Lefserac, als ihr angeblicher Mitwisser und Helfershelfer festgenommen. Der Prozeß Orleille nimmt unter den Kriminalfällen aller Zeiten eine besondere Stellung ein. Das schöne Weib, das ihren dunklen Augen durch raffinierte Schminktünfte jenen seelenvollen Ausdruck zu geben verstand, erschien vor Gericht in prächtigen Kleidern und mit blassem, scheinbar von dem Bewußtsein der Unschuld völlig verklärtem Antlitz. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob sie sich endlich schuldig betennen wolle, war ihre einzige Antwort ein todestrauniger, entsagungsvoller Blick. Die gegen Henriette Orleille zusammengetragenen Beweise hätten wohl jedem Richterkollegium genügt, und allgemein nahm man auch in Brüssel an, sie würde einstimmig zum Tode verurteilt werden. Es kam aber ganz anders. Sie wurde einstimmig — freigesprochen.

Die fünf Besitzer des Gerichts hatten sich sämtlich in die raffiniert herausgeputzte Schöne verliebt, so berichtet wenigstens der Kriminalpsychologe Hindermann in seinem Werke „Der seelische Rapport zwischen Richter und Angeklagten“. Ja, es kam noch besser. Raum zwei Monate später heiratete der

Präsident des Gerichtshofs zur Entrüstung ganz Belgiens die so schwer Verdächtige, die angeblich nur aus Mangel an überzeugenden Beweisen freigelassen war.

Inzwischen hatte sich der gleichfalls für unschuldig erklärte Baron Lesserac nach Amerika in Sicherheit gebracht. Von dort aus schrieb er, um sich für die Untreue der Geliebten zu rächen, an den Oberrichter Vernois, den neuen Gatten der Orleille, einen Brief, in dem er eingestand, selbst das Gift für die Mordtaten in Paris besorgt zu haben. Henriette Orleille habe die Reste der überaus giftigen Flüssigkeit im Garten ihres Hauses in seinem Beisein unter einem bestimmten Baume in einer Flasche vergraben. Der Oberrichter sagte niemand etwas von diesem Schreiben, sondern suchte zunächst an dem angegebenen Orte nach der Flasche, fand diese auch wirklich und stellte weiter fest, daß sie tatsächlich ein scharfes Gift enthielt. Nunmehr ließ er seine Frau, von deren wahren Charaktereigenschaften ihm schon die wenigen Monate seiner Ehe ein trauriges Bild gegeben hatten, aufs neue verhaften, und dieser zweite Prozeß endete dann auch mit der Verurteilung der fünffachen Giftmörderin Henriette Blanchard, verwitweten Orleille, verhehlchten Vernois zum Tode.

Die kaum vierundzwanzigjährige Frau, die endlich ein umfassendes Geständnis abgelegt hatte, zeigte nicht die geringste Reue über ihre Untaten. Ebenso wenig schien sie den Tod zu fürchten. Nur ein Gedanke ließ ihr keine Ruhe: im Gefängnis hatte man ihr, der Verurteilten, jetzt alle die kostbaren Gewänder und die unzähligen Schminktuben und Büschchen fortgenommen, mit deren Hilfe sie ihrem Gesicht jeden gewünschten Ausdruck zu geben verstand. Sie mußte ein einfaches, grobes Leinentleid tragen, und ihr Gesicht, dessen Haut schon vorher durch den steten Gebrauch kosmetischer Mittel verdorben war, hatte eine aschgraue Färbung angenommen. So war von der berühmten Schönheit nichts mehr übrig geblieben. Und dieses Bewußtsein, bei der öffentlichen Hinrichtung mit diesem Auseren vor dem Volke erscheinen zu müssen, bereitete dem ebenso eitlen wie verbrecherischen Weibe schlaflose Nächte.

Schließlich fand die Orleille aber doch einen Ausweg. Sie bestach die Aufseherin ihrer Zelle und ließ sich die so sehnlichst begehrten Schminken heimlich beschaffen. Am Tage der Urteilsvollstreckung betrat sie dann mit sanft geröteten Wangen, frisch und blühend wie ein junges, unschuldigcs Mädchen, das Blutgerüst. Die lauten Pfuirufe aus der Menge steigerten sich beim Anblick dieses herausgeputzten, dem Henter verfallenen Kopfes zu einem nicht endenwollenden Wutgebrüll. Die anwesenden Gerichtsbeamten befahlen hierauf den Hentersknechten, der Delinquentin das Gesicht zu waschen. Dieses geschah unter dem lauten Beifallgeschrei der Menge in nicht gerade allzu zarter Weise, während Henriette Orleille wie eine Wahnsinnige vor Wut kreischte und sich wehrte. Wenige Minuten später rollte ihr Haupt auf die Bretter des Schafotts. Ein Bild der Giftmörderin, gemalt von Hernot im Jahre 1790, befindet sich noch heute unter dem Namen „Die Dame mit den Madonnenaugen“ in einer Münchener Galerie.

Auch Napoleon III. pflegte sich, was wenig bekannt sein dürfte, regelmäßig zu schminken. Er konnte den charakteristischen blassen Teint, der allen Bonapartes eigen war, nicht leiden, ganz im Gegensatz zu Napoleon I., der geradezu eine Vorliebe für bleiche, scharfgeschnittene Gesichter hatte. Aber niemals ließ Napoleon III. einen Kammerdiener das Geschäft des Schminkens besorgen. Vielmehr suchte er es stets ängstlich zu verbergen, daß er der Farbe seiner Haut künstlich nachgeholfen hatte. Selbst am Morgen nach der Schlacht bei Sedan, als der unglückliche Kaiser sich zu dem Zusammentreffen mit König Wilhelm I. in Donchery rüstete, vergaß er nicht, seinem durch die Aufregungen der letzten Wochen völlig verfallenen und durchsichtig weißen Antlitz durch rote Schminke ein frisches Aussehen zu verleihen. „Es war ein unwürdiger Anblick,“ schreibt der Franzose Lestrelle in seinen Kriegserinnerungen, „diese geschminkte, zusammengesunkene Puppe im Wagen sitzen zu sehen, unwürdig eines Mannes, der wußte, daß er seine Rolle als Kaiser ausgespielt hatte.“ W. R.

Gesundheitliche Bedeutung der Gartenarbeit. — „Sie müssen sich mehr Bewegung machen!“ Das ist oft der beste

Rat, den der Arzt vielen Leidenden geben kann. Dazu gehören namentlich die Stubenhocker und Bureauenschen, die eine sitzende Lebensweise führen, so daß die Atmung allmählich immer oberflächlicher, das Herz schwächer, der Blutkreislauf träger, der ganze Körper schlaff und schlapp wird. Hier kann nur eine durchgreifende Hilfe schaffen: sich ausarbeiten durch körperliche Tätigkeit. Denn das gewöhnliche Spazierengehen, das in der Regel mehr ein Schleichen und Schlendern ist, wirkt nur wie eine Art Beruhigungspflaster.

Wann und wo gibt es nun aber eine angenehmere Gelegenheit, sich tüchtig auszuarbeiten, als im Garten, vom ersten Frühlingserwachen an bis zu den letzten schönen Herbsttagen? Da braucht man nicht erst Toilette zu machen; weder Weste noch Nieder erschweren und veroberflächlichen die Atmung, kein gestärktes Vorhemd beeinträchtigt die Ausdünstung, kein steifer Kragen behindert den Blutumlauf zu Kopf und Gehirn. In leichter, loserer Kleidung, die allen Muskeln freien Spielraum, allen Körperteilen ungehinderte Bewegung gestattet, gärtnernt man gleich frühmorgens vor der Berufsarbeit eine Stunde recht fleißig. Dann schmeckt das Frühstück noch einmal so gut. Abends verschafft man sich wieder durch Gartenarbeit einen gesunden Ausgleich zu der meist einseitig geistigen Berufstätigkeit des Tages. Wohligh ermüdet legt sich dann selbst der Nervöse, der sonst an Schlaflosigkeit Leidende zu erquidendem, tiefem Schlaf ins Bett.

Gartenarbeit weitet die Brust, bewirkt tiefe, ausgiebige Atmung, regt die Herztätigkeit an, kräftigt die Muskeln, entgiftet den ganzen Körper, schafft gesundes Blut und gute Säfte. Die Haut wird widerstandsfähig gemacht gegen gutes und schlechtes Wetter und gegen Sprünge und Launen der Luft, der Körper wird wind-, wetter- und feuchenfester. Dabei braucht man sich nie zu überanstrengen, jeden Augenblick kann man aufhören und sich ausruhen. Das ist besonders für Schwächliche und Nervöse von großem Wert. In vielen Nervenheilanstalten wird Gartenarbeit als wirksamste Heilmethode angesehen und ausgeübt; da sie auch in angenehmer Weise zu geregelter Arbeit erzieht, bildet sie eine unschätzbare Be-

handlung aller Willens- und Charakter schwachen, aller Lebensmüden und Daseinsüberdrüssigen.

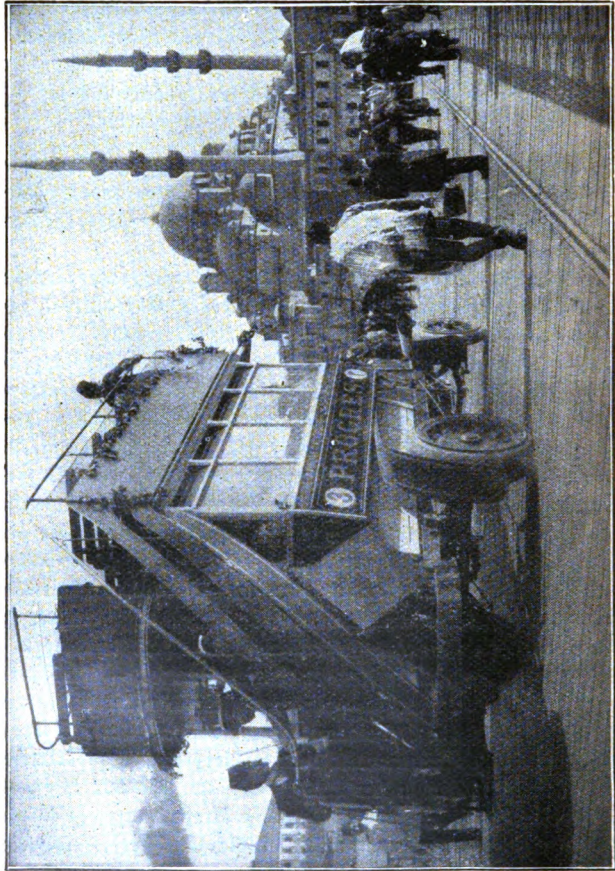
„Dich zu verjüngen, gibt es ein natürlich Mittel,
Ein Mittel, ohne Geld und ohne Arzt und ohne Zauberei
zu haben!
Begib dich gleich aufs Feld, fang an zu hacken und zu
graben.“

Es ist statistisch bewiesen, daß der Stand der Gärtner in bezug auf Langlebigkeit die Angehörigen aller anderen Gewerbe übertrifft und am wenigsten von Nerven- und Geisteskrankheiten heimgesucht wird.

Den Behörden sei daher immer wieder zugerufen: Sorgt auf den Bebauungsplänen der Städte für Hausgärten, den Unbemittelteren schafft kleine Gärten in den Vororten! Namentlich müßten auch die Volksschulen einen Garten erhalten, in dem die Kinder unter Anleitung alle Arbeiten zu besorgen haben. Da lernen sie beim Entfernen von Unkraut und Ungeziefer so recht erkennen, was nützlich und schädlich ist, sie lernen Gemüse und Blumen pflanzen und pflegen, sie bekommen einen offenen Blick für die Natur, praktisches Interesse an ihrem Werden und Vergehen. Dabei sind sie stets im Freien, in frischer Luft, geordnet und unter Aufsicht, sie hacken und hauen, säen und pflanzen, begießen und jäten, alle Musteln bewegen sich, die Sinne werden geübt, es gewöhnt sich der Körper an Sonnenstrahlen und Schweißtropfen. Dr. Thraenbart.

Der Automobilomnibus in Konstantinopel. — Konstantinopel ist jetzt bestrebt, sich, was wenigstens die Verkehrsmittel anbetrifft, in die Reihe der abendländischen Großstädte zu stellen. An Verkehrsmitteln der verschiedensten Art war allerdings auch bisher in der türkischen Hauptstadt kein Mangel. Vor allen größeren Hotels halten die Araba, ganz brauchbare Zweispänner. Wer reiten will, kann sich ein Pferd, ein Begir, mieten, neben dem der Pferdejunge, der Sürüdschi, einherläuft. Die Raiks, die langen und schmalen Ruderboote, die man im Hafen und im Bosphorus zu Tausenden vorfindet, stehen den Reisenden für eine Spazierfahrt auf dem Wasser

zur Verfügung. Teurer, aber größer sind die weißen Sandale, die mit Schirmschirmen gegen die Sonne versehen sind und



Der Automobilomnibus auf der Galatabrücke.

von zwei Männern gerudert werden. Dazu kommen noch zwei Pferdebahnlilien auf der Nordseite des Goldenen Horns, zwei Linien auf der Stambuler Seite und endlich die Tunnelleisen-

bahn, eine zweigleisige, unterirdische Drahtseilbahn, die von Galata nach Pera hinaufführt.

Jetzt aber ist zu diesen Verkehrsmitteln noch ein Automobilomnibus hinzugefügt worden, wie er auch in London und Paris zur Personenbeförderung dient. Man kann entweder in seinem Innern oder auf seinem Verdeck Platz nehmen. Er verkehrt zwischen Galata und dem Goldenen Horn und nimmt daher auch seinen Weg über die bekannte Galatabrücke. Das neue Unternehmen ist von einer englisch-türkischen Gesellschaft ins Werk gesetzt worden. Der Automobilomnibus wird schon jetzt von Einheimischen und Fremden viel benützt. Seine erste Tageseinnahme von viertausend Mark wurde der Vereinigung für den Ausbau der türkischen Flotte überwiesen.

Th. S.

Mit den eigenen Waffen geschlagen. — Der bekannte Lustspieldichter Siraudin schrieb ein Stück, das mit großem Erfolge aufgeführt wurde und den Titel „Vendetta“ trug. Balzac, der große Romancier, erinnerte sich, daß eine seiner Novellen den gleichen Titel führte. Sofort setzte er sich hin und schrieb Siraudin einen scharfen Brief, in dem er auf Grund dieser Übereinstimmung des Titels ohne weiteres ein Drittel aller Santiemen verlangte.

Siraudin hatte ein reines Gewissen, denn er hatte die Novelle Balzacs nicht einmal gelesen, aber trotzdem ging er sofort zu dem empörten Dichterkollegen, um die Angelegenheit zu ordnen.

Balzac empfing ihn sehr erregt mit den Worten: „Das ist ja ein starkes Stück, man stiehlt mir meine Romane, um ohne meine Erlaubnis Theaterstücke daraus zu machen; man vergißt mich und sagt keinen Ton von den Santiemen. Aber nun ist's genug. Bisher habe ich geschwiegen, jetzt habe ich Sie aber erwischt, und nun lasse ich Sie nicht mehr laufen. Sie werden für alle anderen mitbezahlen!“

Siraudin erklärte, die beiden Werke hätten nichts gemeinsam als den Titel, aber Balzac war nicht zu beruhigen, nach seiner Meinung genügte das vollkommen.

Siraudin hatte jedoch vorher seinen Kollegen Dumanoir be-

sucht, um ihn in dieser Angelegenheit um Rat zu fragen; Dumanoir hatte ihm einen Brief an Balzac mitgegeben, den er nun hervorzog und dem Romancier überreichte. „Ich habe Ihnen von Dumanoir dieses Schriftstück zu übergeben. Sie haben im Jahre 1838 einen Roman veröffentlicht: ‚Die Tochter Evas‘. Das Werk führt denselben Titel wie ein Stück von Dumanoir, das fünf Jahre früher gespielt wurde. Sie haben also den Titel gestohlen. Ich bin beauftragt, von Ihnen zwanzigtausend Franken Schadenersatz nebst Zinsen zu fordern.“

Balzac war wie aus den Wolken gefallen; einen Augenblick starrte er seinen Besucher sprachlos an, dann begann er herzlich zu lachen, lud Straudin zu Tische ein, die beiden wurden die besten Freunde, und Balzac schlug seinem Gaste vor, mit ihm gemeinsam ein Theaterstück zu schreiben. In seiner phantastischen Weise rechnete er sich bereits aus, daß er damit dreihunderttausend Franken verdienen würde. Aber der Plan kam nie zur Ausführung, denn am nächsten Tage hatte Balzac das Ganze bereits wieder vergessen.

D. v. B.

Das „wilde Feuer“. — An einem Frühlingstage des Jahres 1842 herrschte in der Nähe von Gerterode auf dem Eichsfeld eine große Bewegung unter den Bauersleuten. Das ganze Dorf war ausgezogen, Mann und Weib, alt und jung, alles war versehen mit Stangen, Knütteln, Peitschen und ähnlichen Waffen. Der Zug galt der auf dem Felde weidenden Schweineherde. Zuerst wurde diese umzingelt, dann drängte, schob und stieß man sie nach einem Hohlwege hin, in dem auf einer Strecke von sechs bis acht Meter ein lustiges Feuer brannte. Durch dieses Feuer sollten die Schweine hindurch. Sie bezigten dazu aber wenig Lust. Manches durchbrach die tobende Bedeckung, die übrigen aber mußten durch das Feuer hindurch, und zwar dreimal, da auch der Ausgang des Hohlweges stark besetzt war, und man die Schweine, wenn sie an jenem ankamen, wieder nach vorn trieb, bis die Dreizahl voll war. Hiermit hatte die Sache ein Ende. Viele von den Tieren aber waren in einem üblen Zustand.

Dieses Feuer, durch das die Schweine dreimal hindurchgetrieben wurden, war das „wilde Feuer“. Als nämlich da-

mals in der genannten Gegend unter den Schweinen eine bössartige Klauenseuche ausgebrochen war, setzte der Schulze, um das gesunde Vieh zu bewahren und das kranke zu heilen, von Amts wegen, wie früher schon oft geschehen war, einen Tag fest, an dem das „wilde Feuer“ in Anwendung gebracht werden sollte. Dieses Feuer durfte nicht durch Stahl und Stein, nicht durch Schwefel oder andere künstliche Mittel entzündet werden, sondern man drehte ein Spulrad, auf dessen Spindel man ein Stück Eisen setzte, mit der größten Schnelligkeit so lange herum, bis die Funken herausprangen. Diese fing man mit Schwamm auf. Zu dem Feuer mußte jeder Einwohner im Verhältnis zu seinem Viehstande Stroh und Reisig liefern. Daraus machte man in dem Hohlwege so viele einzelne Häufchen, als Schweine vorhanden waren, und setzte sie mit Schwefelfäden, die man an dem glimmenden Schwamm angezündet hatte, alle auf einmal in Brand.

Dieser abergläubische Gebrauch ist uralte, denn schon das Konzil im Jahre 743 verbot ihn, ohne ihn aber austrotten zu können.

C. E.

Simpelfang in Afrika. — Der englische Reisende Lionel Darings erzählt in seinem Werke „Marokkanische Streifzüge“ eine äußerst humorvolle Episode. Darings war in Fes von dem Besitzer eines Cafés darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich in dem südwestlich gelegenen Städtchen Mitnasa eine uralte Moschee befände, in der als größte Sehenswürdigkeit ganz Marokkos ein Mantel Mohammeds ausgestellt sei. Der Engländer ließ sich wirklich zu dem zweitägigen Ausfluge verleiten. Die Moschee bestand jedoch nur noch aus einigen zerfallenen Mauern, in denen ein halbverrückter Derwisch hauste und erst gegen ein unverschämt hohes Trinkgeld den sogenannten Mantel Mohammeds, einen völlig zerrissenen braunen Burnus entschieden neueren Datums, vorzeigte. Wütend wollte Darings nach dieser Enttäuschung den Ort sofort wieder verlassen, als ihn der Führer eines größeren, ebenfalls von Fes herübergekommenen Fremdentrupps beiseite nahm und ihm mitteilte, am Nachmittag würden in dem Hofe des Kasernements der hier in Mitnasa in Garnison liegenden Truppen zwei Räuber

standrechtlich erschossen. Zu dieser Hinrichtung könne er dem hochgeborenen Effendi einen Zuschauerplatz an dem Fenster eines den Kasernenhof von einer Seite begrenzenden Gebäudes besorgen. Darings bezahlte als echter Engländer für dieses nervenerregende Schauspiel ein sehr reichliches Baktschisch, hatte dafür aber auch die Genugtuung, die einzelnen Phasen der Erschießung der beiden Übeltäter in mehreren Momentaufnahmen mit seinem Kodak festhalten zu können, wobei ihn nur störte, daß so und so viele andere Fremde die übrigen Fenster des Gebäudes besetzt hielten und daher dieselben hochaktuellen Photographien wie er zu „knipsen“ vermochten.

Darings beschreibt dann genau, wie die Delinquenten inmitten eines Trupps in sehr schmutzige Uniformen gehüllter Soldaten aus den Kasernen heraustraten und ihnen von einem nach der geringeren Berlumpthheit seines Äußeren offenbar höheren Militär der Inhalt eines großen Papieres mit einem mächtigen Siegel daran vorgelesen und darauf das Urteil an beiden Räubern, die vor einer frisch aufgeworfenen Grube mit verbundenen Augen knieten, zugleich vollstreckt wurde. Nach der Salve seien sie rücklings in die Grube hinabgestürzt. Dort hätten die Soldaten sie auch vorläufig liegen lassen.

Darings fährt nun folgendermaßen fort: „Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich nach drei Monaten bei der Rückkehr von der Küste wieder Mitnasa passierte und derselbe Fremdenführer, der mich schon einmal zu der Hinrichtung eingeladen hatte, mich vor der Karawanserai anspricht und mit fast genau mit denselben Worten geheimnisvoll zuraunt, was er mit schon vor einem Vierteljahr zugeraut hatte. Da ging mir mit einem Male ein Licht auf. Ich schwieg aber klugerweise, zahlte dem frechen Spitzbuben abermals ein sehr anständiges Baktschisch, beobachtete aber jetzt die Hinrichtung der beiden Räuber — das Programm war in allen Punkten genau dasselbe geblieben — mit ganz anderen, sehr kritischen Augen. Und da merkte ich, weil meine Nerven jetzt vollkommen ruhig waren, natürlich sofort, daß es sich hier um nichts anderes als ein fraglos recht häufig wiederholtes Schaustückchen handelte, in dem jede einzelne Person ihre Rolle bereits mit einer ge-

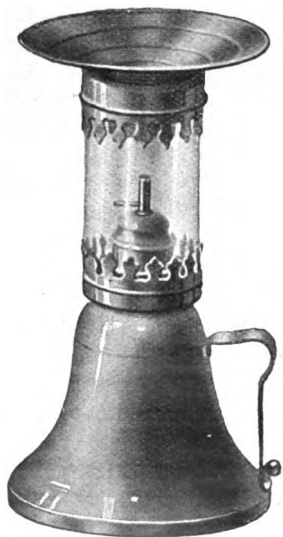
wissen Nachlässigkeit spielte. So gaben sich zum Beispiel die beiden Delinquenten — was mir beim ersten Male völlig entgangen war — auch nicht die geringste Mühe mehr, die dem Tode Verfallenen auch nur etwas lebenswahr darzustellen. Im Gegenteil — ihre Gleichgültigkeit den drohenden Flintenläufen gegenüber konnte gar nicht größer sein. Nachher nahm ich mir dann den Halunken von Fremdenführer vor und sagte ihm auf den Kopf zu, daß die Exekution ein plumper Schwindel gewesen sei und die Gewehre nur Papierpfropfen als Geschosse enthalten hätten. Erst versuchte er noch zu leugnen, dann gab er alles zu. Außerst bezeichnend für marokkanische Militärverhältnisse ist es, daß der Verdienst aus diesen nur für die Fremden inszenierten Hinrichtungen ehrlich zwischen allen Auftretenden geteilt wurde — und zu diesen gehörten auch der Herr Kommandant der Truppen in Mitnasa und seine Herren Offiziere.“

Eine andere Art von Fremdenbetrug ist seit Jahren in einigen größeren, an der Touristenstraße gelegenen nordafrikanischen Städten üblich, bei dem die Unternehmer hauptsächlich mit der Neugier der europäischen und amerikanischen Damen, die gar zu gern einmal einen Blick in das türkische Haremsleben werfen möchten, rechnen und — sich nie verrechnen. Hier sind es meist die Portiers der großen Hotels, die gegen ein hohes Trinkgeld reichen Damen Gelegenheit zum Besuch eines Harems zu verschaffen versprechen. Möglichst geheimnisvoll werden die gutgläubigen Opfer moslemitischer Seriebegehrtheit dann durch dunkle Höfe in ein Gebäude geführt, das angeblich der wohlbewachte Harem irgend eines mächtigen, aber zurzeit gerade abwesenden Paschas sein soll. In dem Hause finden sich auch wirklich luxuriös eingerichtete Gemächer und als Bewohnerinnen unter der Obhut buntgekleideter Neger, die die Eunuchen vorstellen, eine Anzahl geschminkter, halbverschleierter Frauen, gemietete Tänzerinnen, vor, die verschiedene Reigen tanzen und über alles Wissenswerte bereitwilligst Auskunft geben.

Hochbefriedigt verlassen die Damen dann die Stätte, die ein gerissener Türke zu einem Harem herauszustaffieren gewußt hat.

R. W.

Die Spannlampe. — Die Spannlampe ist eine Universalhaushaltungslampe; sie dient hauptsächlich zur Beleuchtung von Schlafzimmern, Kinder- und Dienstabotenzimmer, Korridor, Treppe und Keller und findet weitere Verwendung zur Erzeugung guter Luft und zum Desinfizieren von Wohnräumen nach Krankheitsfällen, zum Warmhalten von Wasser, Milch und anderen Getränken.



Die Spannlampe.

Die Spannlampe brennt selbst mit gewöhnlichem Petroleum geruchlos und verbraucht in etwa achtzehn Brennstunden für nur einen Pfennig Petroleum.

Dieser äußerst geringe Brennstoffverbrauch rührt daher, daß die Lampe, abweichend von anderen Systemen, mit zweierlei Dochten ausgerüstet ist, einem Saugdocht und einem Brennendocht. Der Saugdocht führt dem Brennendocht nur genau die Menge Petroleum zu, die zum Brennen nötig ist.

Es ist damit eine wirkliche Universalhaushaltungslampe geschaffen worden, die fast unwerwüßlich und ein sehr gebiegen und elegant ausgeführter Beleuchtungskörper ist, der sich durch den geringen Verbrauch an Brennstoff in kurzer Zeit

bezahlt macht; es ist eine wirklich praktische und höchst solid gearbeitete Licht- und Heizquelle, die sich in jeder Familie nach kurzem Gebrauch unentbehrlich machen wird. Sie wird hergestellt und in den Handel gebracht durch die Firma Dr. Karl Höhn, Ulm a. D., in verschiedenen Ausführungen, in Aluminium und Messing, vernickelt, Altkupfer und Altmessing. P. R.

Ein eigenartiges Stedenpferd. — Für den römischen Fürsten Tosti gab es keinen größeren Genuß, als, selbst un-
gesehen, Leute beim Essen zu beobachten, die mit einem un-

gewöhnlichen Appetit begabt waren. Ihm, der magenleidend war und nur mit Überwindung etwas zu sich nehmen konnte, erschien es als die dankenswerteste Segnung des Himmels, wenn einem anderen das Essen gar so gut schmeckte.

So machte er sich denn oftmals das Vergnügen, eine ganze Gesellschaft von notorisch starken Essern zusammen zu laden, sie mit einer guten und sehr reichlichen Mahlzeit zu bewirten und, hinter einem Vorhang verborgen, ihnen zuzuschauen, wie unter ihrem eifrigen Zugreifen die hochgetürmten Schüsseln sich leerten.

Einmal hatte er dabei ein Erlebnis, das er mit innigem Behagen oft und gern erzählte. Er befand sich in besonderer Gebestimmung und wies deshalb seinen Koch an: „Heute mußt du mir nur drei Männer einladen, aber solche von ganz außerordentlicher Aufnahmefähigkeit. Für die drei Leute bereite ein Mahl von den auserlesensten Speisen und in solcher Menge, wie man sonst für zwölf gewöhnliche Esser berechnet. Tue dein Bestes und besorge mir mit der gleichen Gewissenhaftigkeit die hungrigen Gäste und die hungerstillende Bewirtung.“

Der Koch dachte nach, wo er denn wohl die geeignetsten Leute aufreiben könne; dann begab er sich nach dem Bahnhofe, vor dessen Ausgangspforte sich immer solche Männer aufzustellen pflegten, die ohne regelmäßige Beschäftigung waren, sich aber gern durch Gelegenheitsarbeiten, wie das Tragen von Reisegepäck, eine kleine Summe verdienen. Von denen suchte er sich die drei geeignetsten heraus und lud sie im Namen seines Herrn zu einem kleinen Imbiß ein. Zuvor führte er sie aber zu einem Händler mit abgelegter Herrengarderobe und kleidete sie auf Kosten des Fürsten anständig ein.

Zur bestimmten Stunde traten die drei an. Die Tafel bog sich fast unter der Last der lederen Speisen, die da aufgetischt waren, und deren Duft appetiterweckend den Palast durchzog. Sie nahmen Platz und fielen, ohne ein förmliches Nötigen abzuwarten, wie ausgehungerte Wölfe über die Delikatessen her. Der Fürst saß wieder hinter seinem Vorhang und verfolgte durch einen darin angebrachten Schlitze mit ebensoviel Vergnügen wie stillem Neid das Verschwinden der Berge von

kulinarischen Herrlichkeiten. Die drei Männer räumten unter den Speisevorräten so gründlich auf, daß in keiner Schüssel auch nur eine Nagelprobe übrig blieb.

Dann aber erinnerten sie sich ihrer Pflicht als wohlgezogene Römer und ernannten einen aus ihrer Mitte dazu, ihrem großmütigen Wirte den Dank seiner Gäste auszusprechen. Ein Diener führte den Mann nach vorheriger Anfrage in das Arbeitszimmer des Fürsten, der an seinem Schreibtische Platz genommen hatte.

„Hat es Ihnen denn auch geschmeckt?“ erkundigte er sich, nachdem der Mann seine Bestellung ausgerichtet hatte.

„O jawohl,“ lautete die verblüffende Antwort des Gastes, „nur der Nachtisch hat gefehlt.“ E. D.

Wozu dienen die Pflanzenhaare? — Eine große Anzahl von Pflanzen ist entweder an der ganzen Oberfläche oder nur an bestimmten Stellen mit Haaren ausgestattet, die, so nebensächlich sie auch erscheinen, je nach der Pflanzenart und ihrer örtlichen Lage am Pflanzentörper doch sehr vielfältige und bedeutungsvolle Aufgaben im Leben der Gewächse zu erfüllen haben.

Von großer Wichtigkeit ist es für die Pflanzen, daß der Saftstrom mit den gelösten Nährsalzen, die durch die Wurzeln dem Boden entnommen werden, beständig das Zellengewebe durchfließt. Das Hauptmittel, um den Saftstrom von unten nach oben aufsteigen zu lassen, ist die Verdunstung, die in den Blättern vor sich geht. Zu diesem Zweck sind die Blätter mit zahllosen winzigen Spaltöffnungen versehen. In ihnen verdunstet das Wasser aus den benachbarten Zellen. Indem nun der Wassergehalt dieser Zellen geringer wird, saugen sie aus den angrenzenden, tiefergelegenen Zellen Wasser auf, und da sich dieser Vorgang von Zelle zu Zelle immer weiter nach unten fortsetzt, so kommt es zu einem allmählichen Emporrücken des Saftstroms von der Wurzel nach der Pflanzenspitze. Demnach muß der Saftstrom stocken und hiermit zugleich die Ernährung der Pflanze leiden, wenn die Spaltöffnungen verschlossen werden.

Dies geschieht dadurch, daß sich Wasserteilchen, die aus

dem Regen, Tau und Nebel stammen, über die Spaltöffnungen legen. Den schädigenden Verschuß zu verhindern, dienen nun die feinen Härchen, mit denen die Blätter bekleidet sind. Sie halten wie eine Isolierschicht das Wasser von den Spaltöffnungen ab.

Von besonderem Wert muß diese Vorrichtung für diejenigen Pflanzen sein, welche in regenreichen Gegenden oder an feuchten Standorten wachsen. Besitzen diese Pflanzen, wie manche Habichtskräuter, auf der Ober- und Unterseite der Blätter Spaltöffnungen, so sind sie beiderseitig mit Härchen ausgestattet. Viele Pflanzen, die an Bächen und Teichen gedeihen, haben nur an der Unterseite, nicht aber an der Oberseite Spaltöffnungen. Sie tragen dann sogenanntes zweifarbigen Laub, wie die Grauerle, das heißt die Oberseite ist glatt und grün, die Unterseite aber mit einem weißlichen oder graugefärbten Haarfilz besetzt. Ganz ebenso ist es bei Kräutern, die feuchte Wiesen lieben, wie der Hufschlamm. Der aufsteigende Wasserdampf schlägt sich als Tau an den Blättern nieder, und er würde darum die Spaltöffnungen an den Unterseiten der Blätter sehr oft verschließen, wenn sie nicht durch eine Haardede davor bewahrt blieben.

Sehen wir uns dagegen die Kräuter an, die im Unterholz eines Waldes wachsen, so bemerken wir, daß sie der Behaarung entbehren. Das Laubdach der Bäume und Sträucher hält von ihnen einerseits starke Regengüsse ab, und andererseits ist die Taubildung durch Wasserdampf, der aus dem Boden aufsteigt, nur gering, so daß sie also der schützenden Haardede nicht bedürfen.

Pflanzen, die an trockenen Standorten wachsen, besonders die Steppenpflanzen, sind zur Aufrechterhaltung ihrer Lebensfunktionen darauf angewiesen, jedes Wassertröpfchen aufzufangen und für sich zu verwerten. Auch hierbei sind ihnen die Haare behilflich. Zum Teil sind diese Haare gegliedert, und es saugen dann nur die unteren Zellen das Wasser auf, das sie später an das innere Zellgewebe abgeben. Derartige Haare tragen beispielsweise die Stiele und Stengel des Hühnerdarms. Zum Teil sind die Härchen an der Spitze mit Köpfchen

verfehen, die das Wasser auffaugen. Solche Köpfschenhaare befehen die Geranien. Werden die Haare befeuchtet, fo heben ſich die feinen Häutchen der Köpfschen ab und ſaugen das Wasser ein, fo daß die Köpfschen dann beträchtlich anſchwellen.

Bei zahlreichen Steppenpflanzen ſind die Köpfschen der Haare, die die Blattoberfläche belleiden, noch mit einem klebrigen Firnis überzogen. Dieſer Firnis zieht bei feuchter Witterung den Regen und Waſſerdampf an, gibt die Feuchtigkeit an die Köpfschen weiter und breitet ſich zugleich über die Blattoberfläche aus. In trockenen Zeiten bildet er dann eine ladartige Dede, die das oberflächliche Blattgewebe vor Austrocknung ſchützt. Endlich fördern die Haare auch zuweilen indirekt die Waſſeraufnahme. Der Klappertopf und die Wiefengentianen befehen an ihren Stengeln Rinnen, die von oben nach unten verlaufen. In dieſen Rinnen fließen das Regenwaſſer und der Tau zu den Wurzeln ab. Damit aber das Waſſer nicht zu raſch herabrinnt und deshalb möglicherweiſe von den Saugwurzeln nicht genügend ausgenützt wird, ſind dann noch die Rinnen an den Rändern mit feinen Haarſtreifen beſetzt, die die Feuchtigkeit auffaugen, um ſie ſpäter wieder abzugeben und ſie ganz allmählich nach unten gleiten und in den Boden zu den Saugwurzeln dringen zu laſſen.

Bei rankenden Gewächſen dienen die Haare wiederum als Haftorgane, die ſich an der Unterlage feſthalten. Derartige Haare befeht beſpielsweiſe der Hopfen. Seine rauhen Haare helfen ihm, an Stangen und Zäunen emporzuklimmen, weshalb man ſie auch als Kletterhaare bezeichnet. Stengelhaare, die weit abſtehen, haben den Zweck, weichleibigen Tieren, wie Schnecken, die auf die Pflanze kriechen und ſie abweiden wollen, den Zutritt zu verwehren, da ſie ſich wie winzige Dolche in ihren Leib bohren.

Von allgemeiner Bedeutung iſt ſchließlich die Haarbelleidung noch inſofern, als ſie die Pflanzen vor zu ſtarker Beſonnung ſchützt, die eine übermäßige und darum ſchädliche Verdunſtung nach ſich zieht. Alpenpflanzen, die auf trockenem Geſtein wachſen, wie das Edelweiß, die Kräuter der Savannen und Prärien, zahlreiche Stauden und Bäume des Mittelmeer-

gebietes, wie der Ölbaum, und überhaupt trodene Standörter liebende Pflanzen, wie die Königskerze, sind bald mit einem weichen Wollkleid, bald mit dichtem Samt, bald mit zarter Seide, bald mit grober Filzdecke umhüllt. In diesem Fall sind die Haare lufthaltig. Luft ist aber ein schlechter Wärmeleiter, und so erhalten die Haarüberzüge die Laubflächen verhältnismäßig kühl, auch wenn sie kräftig von der Sonne bestrahlt werden.

Man kann diesen Wärmeschutz experimentell beweisen. Bedeckt man beispielsweise die Quecksilbertugel eines Thermometers mit dem dichtbehaarten Blatt einer Königskerze und die Quecksilbertugel eines zweiten Thermometers mit einem unbehaarten Fliederblatt und setzt beide Thermometer der Besonnung aus, so zeigt das zweite Thermometer eine um drei bis fünf Grad höhere Temperatur an als das erste.

Die Blätter verschiedener Gewächse, wie des Birnbaumes und der Roskastanie, tragen eine solche Schutzbehaarung nur in der Jugend. Der Grund hierfür ist in der Beschaffenheit des Blattgewebes zu suchen. In der Jugend sind die Blätter sehr zart und darum gegen übermäßige Besonnung recht empfindlich. Mit der fortschreitenden Entwicklung aber wird das Blattgewebe derber und widerstandsfähiger, und darum lösen sich nunmehr die feinen Härchen ab und werden von dem Wind beseitigt, weil jetzt eine besondere Schutzdecke gegen die Sonnenstrahlen, auch wenn ihre Kraft beträchtlich zugenommen hat, nicht mehr erforderlich ist. Th. S.

Die Neugierde der Naturvölker. — Im allgemeinen sind die Naturvölker bei dem ersten Zusammentreffen mit Europäern scheu und misstrauisch. Haben sie aber erst zu den Fremdlingen Vertrauen gefaßt, dann erwacht ihre Neugierde desto stärker, und sie können sich nicht genug tun, die seltsamen Gäste zu beobachten und ihre verwunderlichen Besitztüder zu untersuchen.

Als Nordenstiöld bei der Umschiffung Asiens an der sibirischen Küste überwinterte, kamen die benachbarten Eschultschen mit ihren Frauen täglich an Bord der „Vega“. Las der Forscher oder einer seiner Begleiter in einem Buche, so stellten sich Männer und Frauen rings um ihn herum, blickten unverwandt

auf das unverständliche Ding, das der Lesende in den Händen hielt, und stießen einstimmig einen Schrei des Erstaunens aus, sobald ein Blatt umgeblättert wurde.

Als Zintgraff im Hinterland von Kamerun reiste, hatte sich in der Nähe seines Standquartiers ein Engländer angesiedelt. Um sich körperliche Bewegung zu machen, turnte der Mann regelmäßig gegen Abend an dem wagrechten Ast eines Baumes. Zu diesen Turnstunden stellte sich allabendlich die gesamte männliche Bevölkerung der umliegenden Dörfer ein. Man hockte im weiten Kreis um den Turner nieder und verfolgte mit größter Spannung und unter ausgelassener Heiterkeit die Bewegungen des Turnenden. Wegen dieser Liebhaberei hieß der hagere, langarmige Engländer bei den Negern allgemein der „Affe“.

Als sich Karl v. d. Steinen bei den Bakairi, einem Stamm Zentralbrasiens, der noch im Steinzeitalter lebt und fast vollständig unbelledet geht, aufhielt, erregten seine Kleider die größte Neugier. Man besühlte die einzelnen Stücke, wendete sie um und schob sie zurück. Als man bei dieser Gelegenheit die Tätowierung des Forschers, einen blauen Kiwi, auf dem Arm entdeckte, war man höchst verwundert, dann aber sichtlich enttäuscht, als sich nicht noch weitere merkwürdige Zeichnungen vorfanden. Sehr gründlich untersuchten die Bakairi den Inhalt seiner Taschen, unfählich erschienen ihnen die Bündhölzer, und immer wieder ließen sie sich die Uhr zeigen, die sie Mond nannten, weil sie „nachts nicht schlief“. Th. S.

Der „schwarze Tod“ und der Aberglaube. — Das Gespenst der echten Pest, der schnelltötenden Lungenpest, die die Menschen wie die Fliegen fällt, rüttelt an den Pforten der Kulturstaaten. Der „schwarze Tod“, der schon zu wiederholten Malen Europa heimgesucht und entvölkert hat, das „große Sterben“ des vierzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die Lungenpest des Jahres 430 v. Chr., die das blühende Athen in eine Grabstätte verwandelte, lauert an den Grenzen Europas — ein unheimlicher Feind der Menschheit und ihrer Kultur, eine Gottesgeißel, vor der die Kreatur erbebt. Und unheimlich ist ihr Wesen und Kommen, unheimlich und rätselhaft diese

in unregelmäßigen Zwischenräumen erfolgende Wiedertekehr der fürchterlichsten aller Epidemien, die sich einst über die ganze zivilisierte Welt verbreitete und des Lebens Untergang bedeutete. Man lese die berühmten Schilderungen des Thukydides, Boccaccios und Daniel Defoes über die Pest von Athen, Florenz und London, über das Wüten dieser Gottesgeißel unter der Menschheit, und man wird die Größe der Gefahr würdigen, die gegenwärtig China und Asien heimsucht und den Malaiischen Archipel, Japan, Indien und die europäischen Südpsekolonien bedroht.

Es war im Jahre 1347, als der „schwarze Tod“ aus Asien zu den europäischen Mittelmeerküsten übersprang. Sein todbringender Hauch entvölkerte Italien, Spanien, Frankreich, die Türkei, Rußland und Ungarn. In dem alten Deutschen Reiche, das von allen Seiten von dem unheimlichen Feind angegriffen war, wütete das große Sterben, das sich von hier nach Dänemark, England und Skandinavien ausbreitete, vom Jahre 1348 bis zum Jahre 1351. Damals waren dieselben furchtbaren Szenen in Europa alltäglich, die heute der „schwarze Tod“ in China im Gefolge hat.

Der dritte Einfall der verderblichen Seuche in Europa erfolgte im siebzehnten Jahrhundert. In den dreißiger Jahren starben in Nürnberg zum Beispiel 18,000 Menschen. Vom 20. November 1664 bis zum 19. Dezember 1665 wurden in der City von London nach offiziellen Berichten 68,596 Menschen von der Pest hinweggerafft. Der Londoner Arzt William Boghurst hat im Auftrag der englischen Regierung einen Bericht über dies große Sterben verfaßt, der im Britischen Museum aufbewahrt wird. Darin heißt es: „In dem der Pest vorangehenden Sommer gab es eine solche Menge von Fliegen, daß diese die inneren Wände der Häuser ganz bedeckten. Ging man irgend einen Gegenstand im Zimmer auf, so war dieser gleich mit Fliegen übersät. Die Pest wurde durch siebenmonatliches trockenes Wetter und durch Westwinde verkündet. Zuerst zeigte sie sich auf den höchsten Stellen, wie zu St. Giles und St. Martin, später aber drang sie allmählich ein, schlich Holborn und den Strand hinab und sodann in die City; zuletzt kam sie an

das östliche Ende der Vorstädte, so daß sie ein halbes Jahr an dem westlichen Ende herrschte, ehe das östliche von ihr ergriffen wurde. Alle, die sich vor der Krankheit fürchteten, wurden von ihr ergriffen und erlagen ihr in ein paar Tagen. Andere bekamen sie durch ihr unordentliches Leben, durch Trinken und Schlemmen. Manche starben, nachdem sie zehn bis zwanzig Tage gelitten hatten, die meisten aber in den ersten sechs Tagen. Niemand ist plötzlich gestorben, wie vom Blitz oder Schlag getroffen. Im Sommer starb die Hälfte, im Winter ein Viertel der Pestkranken. Wenn sehr heißes Wetter auf einen Regenschauer folgte, nahm die Pest an Heftigkeit zu. In dem Sommer, der auf die Pest folgte, zeigten sich sehr wenig Fliegen. Merkwürdig ist auch, daß Rühе, Pferde, Schafe und Hunde, sowie das Geflügel frei von Ansteckung waren.“

Das war allerdings merkwürdig. Thutydides sagt von der Pest in Athen, daß die Vögel und die vierfüßigen Tiere, die sonst Menschenfleisch fraßen, sich nicht den Leichnamen näherten, die unbegraben in den Straßen lagen, oder, wenn sie aus Hunger davon fraßen, sogleich verendeten. Und Boccaccio erzählt: „Ich sah zwei Hunde in den auf die Straße geworfenen Kleidern eines an der Pest verstorbenen Mannes wühlen; nach weniger Zeit kehrten sie sich um und verendeten auf der Stelle.“

Über die in London herrschende Panik schreibt Defoe: „Es ist kaum glaublich, welch schreckliche Fälle sich ereigneten. Leute, die durch die Heftigkeit der Krankheit oder infolge der unerträglichen Schmerzen der Pestbeulen ganz außer sich kamen, tobten wie wahnsinnig und legten oft gewaltsam Hand an sich, indem sie sich aus den Fenstern stürzten, sich erschossen oder erhängten. Mütter ermordeten in ihrem Wahnsinn ihre Kinder. Manche starben aus Kummer, viele aus Furcht vor der Pest. Viele brachte der Schrecken um den Verstand.“ Um die Pest zu beschwören, trug man Amulette und Beschwörungsformeln, unter denen die mit dem Worte „Abradabra“, dessen Buchstaben in einem Dreieck oder in einer Pyramide untergebracht waren, am beliebtesten war, und dergleichen abergläubische Dinge mehr.

Ähnlich ging es, wie das „Theatrum Europaeum“ berichtet, im Pestjahre 1631 in Italien zu: „Es ist umb diese Zeit in Italien aller Orten ein schreckliches Pestilenz-Sterben gewesen. Viel Ort sind ganz ausgestorben. Zu Venedig, Maryland, Mantua und anderswo sind wochenlang durch diese Seuch etliche tausend Menschen hingerichtet worden. Darbey haben sich hin und wieder viel Personen, unter welchen auch viel vornehme Leut gewesen, von dem Teufel so weit verführen und verleiten lassen, daß sie sonderlich vergiftete, vom leidigen Satan zubereitete Materien an die Thüren, Pfoften, Stühl in der Kirchen und anderswo angeschmieret, auch an vielen Orten, wo die Leut zu gehen pflegen, giftig Pulver gestreut. Wer nun dergleichen etwas, so also geschmieret, angegriffen oder darauff getretten, den hat sobald die Pest angestossen, also daß ein unglaublich Anzahl der Menschen dergestalt hingestorben. Auch sind solcher Gifftansmierer hin und wieder eingezogen, verbrannt und mit anderen abscheulichen Straffen hingerichtet worden.“

Es handelte sich hier offenbar um Leute, die sich mit Desinfektionsmitteln vor der Pest schützen wollten. Weiter wird erzählt, daß sich in Mailand eine „schreckliche Sach mit dem bösen Geist zugetragen“. Derselbe sei „sichtbarlich weiß“ in Gestalt eines Mannes von fünfzig Jahren „in einer Gutschen mit sehr löstlichem Habit und vielen Dienern in der Stadt herumgefahren, sich für einen Fürsten ausgegeben, zu vielen, welche mit der pestilenzischen Seuch behaftet, kommen und sie gefragt, ob sie wieder beehrten, gesund zu werden. Welche nun dergleichen bejahet und begehret, hat er alsobald gesund gemacht; welche aber nicht trauen wollen, mit vielen Schlägen vollends hingerichtet“.

Das war der Geist, mit dem man damals die Pest bekämpfte! Am 12. Mai 1654 wurde in Whitehall unter Suziehung der Lords und einiger berühmten Ärzte ein Kronrat abgehalten. Dieser beauftragte sein Medizinalkollegium zur Herausgabe von populären Anweisungen zur Heilung der Pest. Die merkwürdige Schrift erschien. Ein Artikel lautet: „Man reiße die Federn aus den Schwänzen lebendiger Hähne, Hühner, Tauben,

nehme letztere am Schnabel, halte sie fest an die Beule oder die Geschwulst und lasse sie dort so lange, bis sie sterben und dadurch das Gift ausziehen. Es ist auch gut, wenn man ein Schröpfglas oder glühende Asche auf einem Teller anwendet, unter welche man eine Handvoll — Sauerampfer mischt.“

Wenn unsere Ärzte kein besseres Mittel gegen den „schwarzen Tod“ wüßten, dann allerdings hätten wir alle Ursache, das drohende Gespenst in Asien zu fürchten und an unser Testament zu denken. So aber ist wohl keine Gefahr. Angstliche Gemüther mögen sich beruhigen: des grausamen Menschenwürgers unheimliche Macht bleibt auf Asien beschränkt. W. Fischer.

Ein teures Hühnerauge. — Der bekannte französische Chirurg Nélaton wurde einst zu einem reichen Finanzmann gerufen. Der Chirurg fand sich ein und traf einen Klienten an, der den Eindruck eines kerngesunden Menschen machte. Erstaunt fragte er, um welche Operation es sich handle.

Der Patient zog ganz ruhig seine Stiefel aus, streckte den Fuß vor und sagte: „Ich habe ein Hühnerauge, das mich peinigt. Aber da ich zu keinem anderen Arzt als zu Ihnen Vertrauen habe, möchte ich, daß Sie mich davon befreien.“

Nélaton erklärte unwillig, daß er nicht dazu da sei, das Ant eines Hühneraugenschneiders zu versehen, doch der Patient erklärte, er sei als Arzt verpflichtet, seine Hilfe nicht zu verweigern. Es handle sich ja auch um eine chirurgische Operation, die durchaus in sein Fach schlage.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, breitete Nélaton eine Serviette über seine Knie und entfernte das Hühnerauge. Dann verabschiedete er sich, und als er zu Hause anlangte, sandte er dem Finanzmann eine Rechnung im Betrage von sechstausend Franken für eine chirurgische Operation.

Jetzt war die Reihe an dem Krösus, ein saures Gesicht aufzusetzen. Er kam mit einer Reihe Einwendungen, aber Nélaton machte ihm durch seinen Rechtsanwalt begreiflich, daß ein Chirurg nicht dasselbe wie ein Hühneraugenoperator sei, und daß ein reicher Mann, der sich den Luxus erlaubte, seine Hühneraugen von einem Chirurgen seines Ranges behandeln zu lassen, auch besonders tief in den Geldbeutel greifen müsse.

So blieb denn dem Börsenmann nichts übrig, als die teure Rechnung zu bezahlen. B. M.

Professor Garner und sein Lieblingsaffe. — Daß die Tiere ein gewisses Mitteilungsvermögen besitzen, lehrt die tagtägliche Beobachtung. Die Hunde drücken durch die Klangfärbung des Bellens gegenseitig ihre jeweilige Gemütsstimmung aus, die Hennen locken durch glucksende Töne ihre Küchlein herbei, und die Krähen warnen sich auf den Feldern durch einen heiseren Schrei vor einer nahenden Gefahr.

Derartige Beobachtungen sind es wohl auch gewesen, die den amerikanischen Professor Garner auf den Gedanken gebracht haben, das Ausdrucksvermögen der geistig entwickeltesten Tiere, der Affen, zu studieren. Er stellte seine Unter-



Professor Garner gibt Susie Unterricht.

suchungen zuerst an anthropoiden Affen, wie dem Schimpanfen an, indem er mit dem Phonographen bestimmte Lautäußerungen auffing, diese dann gelegentlich wieder ertönen ließ und so durch ihre Rückwirkung auf die Versuchsaffen ihren Sinn ergründete. Von den anthropoiden Affen konnte er feststellen, daß sie zweiundzwanzig bestimmte Lautäußerungen oder, wenn man will, Wörter besitzen.

In jüngster Zeit hat er sich mit kleineren Affen beschäftigt.

Er hat eine ganze Sammlung davon vom Kongo nach Amerika gebracht und nun ihr Verhalten in seinem Laboratorium an der Universität von Pennsylvania genau beobachtet. Sein Lieblingsaffe ist Susie, ein weibliches Tier von acht bis neun Monaten. Susie, die sehr intelligent ist, verfügt über vierzehn Wörter. Hunger und Durst, Freude und Zorn, Zutraulichkeit und Abscheu drückt sie durch bestimmte Laute aus, die sie unter denselben Umständen stetig wiederholt, so daß sie also nicht als zufällige Bildungen angesehen werden können, sondern als beabsichtigte Widerspiegelungen ihrer Gemütsstimmungen erachtet werden müssen. Th. S.

Ein schöner Anfang. — Am 10. Januar 1810 wurde auf einer französischen Bühne ein einaktiges Lustspiel, betitelt „Der Bräutigam aus Zufall“ oder „Gelegenheit macht Diebe“, zum ersten und zugleich auch letzten Male aufgeführt.

Der damaligen französischen Sitte gemäß trat nach dem Fallen des Vorhangs ein Schauspieler vor den Vorhang, denn erst nach Schluß jeder Novität wurde auf diese Art der Name des betreffenden Verfassers verkündet.

Der Schauspieler erklärte: „Das Lustspiel, das wir zu geben die Ehre hatten, ist von einem noch sehr jungen Autor. (Lachen im Zuschauerraum.) Es ist sein erster Versuch, und er dankt Ihnen für den Beifall. (Widerspruch in allen Teilen des Hauses.) Ihr Beifall wird ihn zum Weiterstreben ermutigen. (Erneutes Gelächter.) Jedoch bittet er Sie, ihm zu gestatten, seine Anonymität bewahren zu dürfen.“ (Stimme aus dem Publikum: „Aber nur, wenn er nichts Neues schreiben will!“)

Das war der erste Versuch von Eugen Scribe, der bald der beliebteste Lustspiieldichter der Franzosen werden sollte. W. G. Sch.

Der Schatz in einer Münze. — An eine eigenartige Verfügung Napoleons I. wird man erinnert, wenn man in französischen Blättern von der Mitteilung des französischen Finanzministers liest, der dem Besitzer einer bestimmten Münze den Betrag vieler Millionen auszahlen will.

Kurz nach der Thronbesteigung des Kaisers im Jahre 1804 ließ dieser eine große Anzahl Münzen schlagen, die sich mit

Ausnahme eines ziemlich unhandlichen Fünffrankenstückes einer großen Beliebtheit erfreuten. Da verfiel Napoleon auf einen genialen Gedanken, um auch diese Münze in den Umlauf zu bringen. Er ließ in einem der Geldstücke einen winzigen Scheck mit seiner eigenhändigen Unterschrift verbergen, der dem Besitzer das Recht gab, auf der Bank von Frankreich fünf Millionen zu erheben. Kaum hatte sich diese Nachricht verbreitet, als die einst so verschmähten Münzen nun von allen Seiten begehrt und gesucht wurden. Doch keinem gelang es bisher, den verborgenen Schatz zu finden. Das Wort und die Unterschrift Napoleons I. lassen aber bei den Franzosen nicht den geringsten Zweifel an der Wahrheit des von ihm Mitgetheilten zu, und aus diesem Grunde hat sich die französische Regierung kürzlich erst bereit erklärt, die vom Kaiser kontrahierte Schuld anstandslos zu zahlen, wenn ihr der Millionenscheck vorgezeigt werde. Sie würde sich allerdings nur auf Zahlung des Kapitals beschränken, da der Betrag nebst Zinsen die Höhe von 36½ Millionen Franken erreicht hat.

D. v. B.

Von Leuten, die im Gefängniß reich geworden sind. —

Im Jahre 1896 wurde ein Hausierer namens Hektor Rollins von einem New Yorker Gerichtshof wegen eines Raubanfalls zu sechs Jahren schweren Kerkers verurteilt. Rollins verbüßte diese Strafe in Sing-Sing, dem berühmten, am Hudson gelegenen Gefängnisse, führte sich vorzüglich und wurde schon nach einjährigem Aufenthalt zum Faktor ernannt, ein Posten, der den Gefangenen verschiedene Arbeiten auferlegt, ihnen zugleich aber auch bedeutend mehr Bewegungsfreiheit gestattet. Der frühere Straßenräuber wurde mit dem Instandhalten der Magazinräume betraut, besonders auch damit, auf die wegen der Nähe des Flusses scharenweise auftretenden Ratten Jagd zu machen, die längst schlau genug geworden waren, allen gifthaltigen Vertilgungsmitteln und mit wohlschmeckenden Ködern besteckten Fallen aus dem Wege zu gehen. Rollins gab sich alle Mühe, die Zahl der gefräßigen Tiere zu verringern. Aber alles war vergeblich. Nächtelang sann er darüber nach, wie er die Reihen der langschwänzigen Gefellen dezimieren könnte. Er begann schließlich mit dem Bau von neuartigen

Fallen, die derart konstruiert waren, daß das Tier beim Hineinschlüpfen in die Falle durch einen starken elektrischen Strom getötet wurde. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen hatte er endlich eine Falle hergestellt, die täuschend einem gewöhnlichen, halbgefüllten Schmalzfäßchen glich und von dem Instinkt der Ratten als Falle nicht erkannt werden konnte. In kurzer Zeit gelang es ihm mit einigen dieser Fallen — den notwendigen Strom lieferte die elektrische Beleuchtungsanlage des Gefängnisses — sämtlichen Nagern im Magazin den Garaus zu machen. Der dem Sträfling sehr wohlwollend gesinnte Direktor von Sing-Sing sorgte dann dafür, daß Rollins seine Erfindung patentamtlich schützen ließ, und Rollins wußte mit Hilfe eines Kapitalisten und einer großzügigen Reklame die Besitzer der am New Yorker Hafen gelegenen Speicher für seine Ratten- und Mäusevertilgungsmethode zu interessieren, setzte seine elektrischen, inzwischen noch mehr vervollkommeneten Fallen in großen Mengen ab und wurde so in kurzer Zeit ein reicher Mann.

Noch interessanter ist die Geschichte des Lokomotivführers William Langfils, der im Jahre 1892 in Omaha in Nordamerika mit dem von ihm geführten Güterzuge aus Unachtsamkeit einem Schnellzug in die Seite fuhr, ein Eisenbahnunglück, das fünf Personen das Leben und Langfils zehn Jahre Kerker wegen fahrlässiger Tötung kostete. Auch der frühere Lokomotivführer wurde, da er sein Vergehen von ganzem Herzen bereute und sich nicht das geringste gegen die Hausordnung der Strafanstalt zuschulden kommen ließ, sehr bald in dem Maschinenraum des Gefängnisses in Omaha als Heizer beschäftigt. Hier schloß er mit ein paar Ragen, die das stets warme Maschinenhaus zu ihrem Lieblingsaufenthalt erkoren hatten, Freundschaft und begann ihnen, anfangs aus Langweile, einige Kunststücke beizubringen. Offenbar eignete sich der Sträfling hervorragend zum Dresseur, da er bereits nach einem Jahr seine Zöglinge so weit hatte, daß sie geradezu ans Wunderbare grenzende Exerzitionen ausführten. Nachdem erst einmal Langfils' Ehrgeiz erwacht war, suchte er das Programm seiner vierbeinigen Künstlertruppe ständig durch neue

Tricks zu erweitern. Starb ihm ein Exemplar, so fand sich schnell Ersatz. Als er im Juli 1902 das Gefängnis verließ, war er eigentlich schon ein gemachter Mann. Denn in den zwölf dressierten Raketen, die er mit in die Freiheit hinausnahm, lag für ihn ein schweres Kapital. Genau drei Wochen nach seiner Entlassung wurde er durch einen Agenten für ein Variététheater in St. Louis engagiert, und zwar gegen eine Monatsgage, die so hoch war als sein früheres Jahreseinkommen als Lokomotivführer. Der einstige Sträfling erzielte mit seinen dressierten Raketen einen außerordentlichen Erfolg. Überall, wo er nun auftrat, bildete sein Dressurakt eine der Glanznummern des Programms. Er bereiste die ganze Welt, lebte sparsam und erreichte so, daß er sich nach sechsjähriger angestrengter Arbeit mit einem Vermögen von über einer Million ins Privatleben zurückziehen konnte.

Von besonderem Interesse für die Damenwelt dürfte es sein, daß der Erfinder der ersten Stickmaschine gleichfalls ein Sträfling namens Edward Cowper war, der wegen Totschlags in dem Gefängnis der kleinen Stadt Sherborne in England eine längere Strafe verbüßte. Sherborne besitzt große Seidenspinnereien, und bei einem gelegentlichen Arbeitermangel mietete sich der Direktor der Haagerschen Seidenspinnerei von der Gefängnisverwaltung eine große Anzahl Gefangener. Unter diesen befand sich der genannte Edward Cowper, der seines Zeichens eigentlich Maurer war. Auf Cowpers Geist wirkte nun der Anblick der komplizierten Spinnstühle mit ihren hin und her jagenden Spulen und Rädchen derart befruchtend, daß er sich allmählich die Idee zu einer Maschine ausklügelte, die die glatten Seidenstoffe mit Stickmustern versehen sollte. Er teilte diese Idee einem der Aufseher mit, einem Manne, der genug Verständnis besaß, um sofort das Wertvolle dieses Gedankens richtig einschätzen zu können. So erfuhr der Direktor der Spinnerei von der Sache, und auf dessen Betreiben wurde dem Sträfling Gelegenheit gegeben, im Verein mit einem geschickten Mechaniker die erste Stickmaschine zu bauen. Das Patent für seine Erfindung verkaufte Cowper dann für schweres Geld an ein Londoner technisches Bureau, und als

zwei Jahre später seine Strafzeit um war, lehrte er als reicher Mann in die Freiheit zurück.

Schließlich sei hier noch der Erfindung eines Mannes mit Namen Viktor Orlille gedacht, der in Sydney in Australien wegen eines Mordes zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden war. Orlille, ein äußerst gewalttätiger Mensch, zeigte sich stets widerseßlich und mußte daher oft ganze Wochen im Dunkelarrest zubringen. In der stockfinsternen Zelle nun erfann er, um die furchtbare Langweile zu vertreiben, ein Geduldspiel, das aus verschiedenen geformten Täfelchen bestand, die zu bestimmten Figuren zusammengesetzt werden sollten. Das Material zu diesen Täfelchen lieferte ihm die Kalkschicht der Zellenwände, die infolge der Feuchtigkeit ablätterte. Mit unendlicher Geduld formte Orlille, in der Finsternis nur auf den Tastsinn seiner Finger angewiesen, daraus die verschiedenartigen Täfelchen. Als er dann mit den Jahren ruhiger geworden war und sich in sein Schicksal ergeben hatte, wurde er in der Eislerwerkstätte des Gefängnisses beschäftigt. Hier, wo ihm ein leichter zu bearbeitendes Material und gute Werkzeuge zur Verfügung standen, vervollkommnete er sein Geduldspiel so, daß er damit das Interesse des Gefängnisgeistlichen zu erregen wußte. Durch Vermittlung dieses Geistlichen wurde die Erfindung des Sträflings an eine Kinderspielwarenfabrik in Sydney verkauft, die dann die Geduldspiele in großen Massen fabrizierte und in alle Welt verschickte. Jedenfalls steht fest, daß das Geduldspiel Viktor Orlilles das erste war, welches Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Europa auftauchte. Orlille ist im Jahre 1903 begnadigt worden. Auch er verließ das Gefängnis als vermögender Mann, da die Kaufsumme für seine Erfindung sich durch die inzwischen angelaufenen Zinsen mehr als verdoppelt hatte. W. R.

Bismarcks Periode. — In einer italienischen Zeitung wird folgende Unterhaltung wiedergegeben, die Fürst Bismarck mit Crispi geführt haben soll, als dieser ihn zum letzten Male in Friedrichsruh besuchte. Es kam irgendwie die Rede auf Rahlköpfigkeit und ihre gesundheitlichen Gefahren.

„Man sollte sich an kein Vorurteil kehren und in solchem

Fall einfach eine Perücke tragen," äußerte der Fürst. „In meinen Augen ist eine Perücke nichts weiter als eine Kappe, eine Kappe von Haaren anstatt wie sonst von Wolle, Seide oder Baumwolle. Und wie es leichte und warme Rappen gibt, so müßte man auch leichte oder warme Perücken tragen, je nach der Temperatur. Freilich hat es auch seine Unbequemlichkeiten mit einer Perücke, wie ich erfuhr, als ich meinen ersten und einzigen Versuch machte, eine zu tragen.

Das war während meiner Petersburger Zeit. Da kam es nicht selten vor, daß ich bei einer Temperatur von fünfundzwanzig bis dreißig Grad unter Null barhäuptig im Freien zu stehen hatte mit kaum mehr Haar auf meinem Kopfe als jetzt. Das ereignete sich zum Beispiel jedes Jahr bei der feierlichen Weihe der Newa. So fand auch einmal bei bitterer Kälte eine Truppenschau in Warschau statt zur Zeit, als der spätere Kaiser Wilhelm dem Zaren Alexander II. einen Besuch abstattete. Ich war genötigt, der Feierlichkeit in Uniform beizuwohnen. Nun ist aber der Helm ein ebenso schlechter Schutz gegen die Kälte wie gegen die Hitze. Ich wußte also, was ich würde auszustehen haben, und setzte daher unter dem Helm eine Perücke auf.

Wir galoppierten im Gefolge, als auf einmal ein General an meiner Seite halb neckend zu mir sagte: „Was — Sie tragen eine Perücke?“

„O ja," antwortete ich, „sieht man es?“

„Allerdings," versetzte er, „sie ist ganz auf die Seite gerutscht.“

Schnell griff ich hin, und es verhielt sich wirklich so. Was sollte ich anfangen? Ich überlegte. In einiger Entfernung hielt der Kutschwagen, in dem ich nach der Revue nach Hause fahren wollte. Ich gab meinem Nachbar, eben dem General, einen Wink, wir lösten uns aus dem Gefolge, gaben unseren Pferden die Sporen und ritten scharf auf diese Kutsche zu. Dort parierte ich mein Reitpferd, und schnell riß ich mir die abscheuliche Perücke vom Kopfe, schleuderte sie in den Wagen, worauf wir beide zu den übrigen Herren zurücktritten.

Mein Herr, der auf die Beobachtung der Formen großen Wert legte, konnte sich nicht enthalten, mir nachher ziemlich

gereizt zu sagen: „Was haben Sie da nur für ein teuflisches Manöver mit Ihrer Perücke ausgeführt?“ C. D.

Eine Wanderung über den Boden des Meeres. — Wenn es möglich wäre, eine Wanderung über den Boden des Ozeans unternehmen zu können, so würden wir in der Hauptsache unendliche Ebenen finden, die an Ausdehnung nicht nur die Prärien des Westens der Vereinigten Staaten oder die weiten Pampas von Südamerika weit übertrreffen würden, sondern auch noch gewaltiger wären als die kahlen, endlos sich dehrenden Steppen Rußlands und Sibiriens. Der Nordosten des Stillen Ozeans zwischen San Franzisko und den Sandwichinseln, eine ungeheure Strecke, würde diesen Charakter einer monotonen Ebene in hohem Grade wiedergeben. Keine Vegetation, eine ungeheure trockene Wüste, deren einförmig weiße Farbe kaum durch einige graue oder rosa Färbungen unterbrochen wird, hier und da eine leise Wellenlinie des Bodens, deren weiche Schwingungen in dieser dunklen und trostlos schweigenden Einöde des Meeresabgrundes wie ein letzter Rest lebendiger Formen auftauchen.

In anderen Gegenden, besonders in der Nachbarschaft steilabfallender Küsten, zum Beispiel nahe bei Norwegen, würde man jähe Abgründe entdecken, die oft so viel steiler herabstürzen, als die Berge sich über unseren Tälern emporheben. Anderswo, wie etwa an den Azoren, befände man sich plötzlich inmitten einer bizarren, phantastischen Landschaft, die von Bergspitzen startt, von ungeheuren Höhlungen bedeckt ist, die nackte und kahle, aber regelmäßige Wände haben. Überall würde man tiefe Schlünde sehen, aus denen man dumpf rollend das Dröhnen unterirdischer Feuer hören würde, Krater würden sich auftun, deren Ausdehnung der Oberfläche des Genfer Sees fast gleichkommt, und die sich bisweilen öffnen und spalten, um großen Lavaströmen zum Ausbruche zu dienen, vulkanischen Eruptionen, die von schrecklichen Stößen begleitet sind und das ganze Meer in seinen Tiefen aufwühlen. Gewaltige Wellen tragen die Erschütterung von einem zum anderen Ende der Erdkugel und überstreuen das Bett des Meeres mit Schuttstücken, Bimsstein und Schlacken, ohne daß

an der Oberfläche der Wasser selbst der innere Aufruhr sich anders bemerkbar machte als durch ein leichtes Schwanken, ein Erzittern des Meeres.

Der Wanderer würde auch weite Plateaus überschreiten, die von fast senkrechten Mauern begrenzt sind; man würde in der Dunkelheit aufragende einzelne kegelförmige Berge unterscheiden, die wie riesenhafte Zuckerhüte aussehen, und weite Täler, die von runden Bergtämmen eingeschlossen sind, dazwischen einzelne Schuchten und Klüfte.

Sicherlich ist das Bett des Ozeans, in seiner Gesamtheit betrachtet, in seinen Formen weniger mannigfaltig als die Erdoberfläche; aber seine Großartigkeit würde ihm den Charakter einer unvergleichlichen Majestät verleihen. C. S.

Sonderbare Konzerte. — In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts war Göttingen die feinste und teuerste Universität Deutschlands. Sie wurde meist nur von Abhigen besucht. Seit dem Jahre 1786, wo dort drei jüngere Söhne des hannoverschen Fürstenhauses studierten, nannte man sie nur noch die „Prinzenuniversität“.

Eine der feinsten gesellschaftlichen Veranstaltungen war zu jener Zeit das „Akademische Konzert“, das an jedem Sonnabend von fünf bis sieben Uhr abgehalten wurde. Das Abonnement betrug zwei Louisdor, also etwa fünfunddreißig Mark. Dafür hatte jeder Herr das Recht, eine Dame frei einzuführen. Die Stühle der Damen waren jedoch nicht nach dem Orchester gerichtet, sondern waren demselben abgewandt, so daß also die Damen dem Orchester den Rücken zulehrten. Der Student führte seine Dame zu ihrem Stuhle, verließ dann den Saal wieder, betrat ihn durch eine rückwärts gelegene Tür abermals und stellte sich nun hinter den Stuhl der Dame.

Der „akademische Musikdirektor“ erläuterte diese Einrichtung dahin: „Jede Dame will einen Courmacher haben, aber nicht den Schein erwecken, als wolle sie mit ihm sprechen. Dieser Uebelstand ist durch die neue Sitzweise beseitigt. Denn so kann sie sagen, sie drehe den Hals nach dem Orchester, wenn sie ihn auch in Wahrheit nach ihrem Herrn umdreht. Auf diese Weise sind alle zufrieden, abonnieren, zahlen und kommen.“ Th. S.

Eine Brücke, die niemals fertig wird. — Eine der größten Brücken der Welt ist bekanntlich die über den Firth of Forth in Schottland. Um den eisernen Riesenbau vor dem Einfluß der Witterung zu schützen, muß das Eisenwerk selbstverständlich mit einem Anstrich versehen sein, und diese Arbeit an der Forthbrücke nimmt überhaupt niemals ein Ende. Seit elf Jahren, seitdem die Brücke fertig geworden ist, wird ununterbrochen angestrichen. Es sind fünfunddreißig Leute damit beschäftigt. Sie begannen mit dem Anstrich an dem südlichen Ende der Brücke und haben Tag für Tag fortgearbeitet mit Ausnahme der Sonntage und der Tage mit ungewöhnlich stürmischer Witterung. Es dauerte volle drei Jahre, bis die Arbeiter am nördlichen Ende angelangt waren. Die Haltbarkeit der Anstrichfarbe kann aber ebenfalls nur auf drei Jahre veranschlagt werden. Daraus folgt, daß die Arbeiten an dem einen Ende sofort von neuem beginnen müssen, wenn sie am anderen Ende aufgehört haben. Jetzt erhält das ungeheure Bauwerk bereits den vierten Anstrich.

Um den Anstreichern die Möglichkeit zu geben, ohne zu große Mühe zu jedem Teil des Eisenwerks der Brücke zu gelangen, hat der mit der Aufsicht der Brücke beauftragte Ingenieur ein besonderes System von Leitern und Aufzügen mit Dampftrieb herstellen lassen. O. v. B.

Das letzte Sabjal. — Als die Missionare sich zuerst im Innern Südamerikas niederließen, fanden sie bei den Eingeborenen einen unbezähmbaren Hang zum Menschenfressen vor. Einer der frommen Herren versuchte es, eine hochbetagte Frau, die todkrank daniederlag, noch im letzten Stündlein in die Segnungen des Christentums einzuweihen. Als er nach langer Rede das Mütterchen für betehrt hielt, fragte er: „Was möchtest du wohl noch essen? Ein Stück Zucker oder sonst einen Lederbissen?“

„Ach, mein lieber Sohn,“ erwiderte die Alte matt, „mein Magen sträubt sich gegen deine Lederbissen. Das einzige, was du mir geben könntest, wäre der Kopf eines kleinen Tapujaknaben; die Ohren haben immer besonders gut geschmeckt.“ A. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine, weiße, sammetw. Haut u. zart. blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg.

Barbarossa, Konstanz. Gut bürgerl. Hotel. 80 Betten von 2-3 M. Elektr. Licht, Zentralheißg. Mittel. Wein- u. Bierrestaurant. Mäßige Preise. Man verlange Prospekte.

Zur Förderung der Gesundheit!

Pil. aperientes Kleewein



sind das beste, sicher und schmerzlos wirkende Abführmittel. 2 Pillen abends mit etwas Wasser genommen, führen nach vollkommen ruhig durchschlafener Nacht morgens einen reichlichen, vollkommen schmerzlosen Stuhlgang herbei. Preis per Schachtel mit 50 Stück 2 K = 1 Mk. 70 Pf., stärkere in Flacons à 50 Stück 2 K 40 = 2 Mark.

Adler-Apotheke S. E. Kleewein, Krems b. Wien B.

..... Zu beziehen durch alle Apotheken.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Der junge Aviatiker.

(Illustrierte Taschenbücher für die Jugend, Bd. 32.)

———— Bearbeitet von **P. Hermuth.** ————

Mit 136 Abbildungen. In Leinen gebunden Preis 1 Mark.

Immer mehr ist die jüngste Wissenschaft, die Aviatik, in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt; die Jugend nimmt daran den lebhaftesten Anteil. Das vorliegende Buch gibt den jungen Bastlern Anleitung zum Bau von Flugmodellen und macht sie zugleich mit den wichtigsten Grundbegriffen der Aerodynamik bekannt, die angeführten Modelle sind nach der Schwierigkeit angeordnet. Ein Buch, welches den bastelnden Knaben sehr willkommen sein wird.

••• Zu haben in allen Buchhandlungen. •••

Gediegene und wertvolle Ostergeschenke

aus dem Verlage der

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

W. Heimbürgs Romane und Novellen. Illustrierte Ausgabe.

1. Sammlung.

10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis M. 40.—
Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 4.— käuflich.

Inhalt: Bd. 1. Aus dem Leben meiner alten Freundin. Bd. 2. Lumpenmüllers Lieschen. Bd. 3. Kloster Wendhusen. — Ursula. Bd. 4. Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pate. Bd. 5. Trudchens Heirat. — Im Banne der Mäusen. Bd. 6. Die Andere. — Unberstanden. Bd. 7. Herzenskrisen. Bd. 8. Lore von Tollen. Bd. 9. Eine unbedeutende Frau. Bd. 10. Unter der Linde.

2. Sammlung. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis M. 40.— Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 4.— käuflich.

Inhalt: Bd. 1. Mamsell Unnuth. Bd. 2. Um fremde Schuld. Bd. 3. Erzählungen. Bd. 4. Haus Beeken. Bd. 5. Trostige Herzen. Bd. 6. Anton's Erben. Bd. 7. Im Wassertwinkel. Bd. 8. Sette Oldenroths Liebe. Bd. 9. Doktor Dantz und seine Frau. Bd. 10. Alte Liebe und anderes.



G. Marlitts Romane und Novellen. Illustrierte Ausgabe. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis M. 40.— Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 4.— käuflich.

Inhalt: Bd. 1. Das Geheimnis der alten Mamsell. Bd. 2. Das Heideprinzchen. Bd. 3. Reichsgräfin Gisela. Bd. 4. Im Schillingshof. Bd. 5. Im Hause des Kommerzienrates. Bd. 6. Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Bd. 7. Die zweite Frau. Bd. 8. Goldelse. Bd. 9. Das Gulenhäus. Bd. 10. Thüringer Erzählungen.

G. Berners Romane und Novellen. Illustrierte Ausgabe.

1. Serie.

10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis M. 40.—
Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 4.— käuflich.

Inhalt: Bd. 1. Glück auf! Bd. 2. Am Altar. — Hermann. Bd. 3. Gesprenzte Fesseln. — Verdächtig. Bd. 4. Frühlingsboten. — Die Blume des Glückes. Bd. 5. Gebannt und erlöst. Bd. 6. Ein Held der Feder. — Heimatklang. Bd. 7. Um hohen Preis. Bd. 8. Vineta. Bd. 9. Sankt Michael. Bd. 10. Die Alpenfee.

Neue Folge. 6 Bände, elegant gebunden. Preis jedes Bandes M. 4.—

Inhalt: Bd. 1. Freie Bahn! Bd. 2. Flammenzeichen. Bd. 3. Gewagt und gewonnen. Bd. 4. Fata Morgana. Bd. 5. Senggold. — Der höhere Standpunkt. — Der Lebensquell. — Edelwild. Bd. 6. Adlerflug. — Ein Gottesurteil.



Zu haben in allen Buchhandlungen.



